Im kampf für Russlands freiheit

Im Kampf für Rußlands Freiheit

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.
Goethe.

Erstes bis fünftes Tausend

Erschienen im Insel-Verlag · Leipzig 1906

Vorbemerkung

Nur als eine ganz natürliche Folgeerscheinung der russischen Verhältnisse hat mein Leben, das ich in diesem Buche zu schildern versucht habe, sich so wechselvoll gestaltet, wie es gewesen ist. Ich darf wohl sagen, daß es in großen Zügen typisch genannt zu werden verdient, bin ich doch nur einer von Tausenden und aber Tausenden, die von dem Augenblick an, da sich ihnen der Blick auftat für die Not ihres unterdrückten Volkes, nur ein Ziel ihres Lebens noch kannten: den Kampf für Rußlands Freiheit.

Wohl bin ich mir darüber klar, auf den folgenden Blättern weder ein erschöpfendes Bild von meinem Leben, noch ein solches von den verworrenen und höchst eigentümlichen Zuständen, die bisher in Rußland geherrscht haben und zum Teil immer noch herrschen, gegeben zu haben, aber ich hoffe doch, daß der Leser daraus einen Einblick gewonnen hat in das Leben und Fühlen und Kämpfen meines großen, so reich begabten und so jammervoll regierten und unterdrückten Volkes. Möchte es mir doch gelingen, durch meine Aufzeichnungen in den westeuropäischen Ländern und namentlich in Deutschland, dem ich sie nun zuerst zugänglich mache, Mitgefühl und Verständnis zu erwecken für meine noch mitten im Kampfe stehenden Kameraden, deren reine und edle Bestrebungen leider nur zu oft Mißdeutungen ausgesetzt gewesen sind. Möge man vor allem den Eindruck gewinnen, daß nicht

Bombenattentate, sondern die stille und entsagungsvolle Arbeit ideal gesinnter Menschen die Morgenröte heraufgeführt hat, die nun dem russischen Volke leuchtet und dereinst zu einem vollen Tage werden wird.

Manchen Fluchtversuch, manchen Schlich, der zur Düpierung der russischen Polizei diente, und manche Einzelheit unserer Agitation, wie die Anlage einer geheimen Druckerei, hätte ich gern ausführlicher geschildert, aber in dieser Beziehung war für mich Vorsicht geboten, wenn ich nicht den noch im Kampfe stehenden Genossen und damit der Sache, der ich nützen will, Schaden zufügen wollte.

Um vor meinen Mitstreitern nichts voraus zu haben, habe ich einst Rang und Namen abgelegt; ich mag sie nun nicht wieder hervorholen, um sie als Aushängeschild für meine bescheidenen Aufzeichnungen zu benutzen.

Im Sommer 1906

Der Verfasser

I

Kurz nach meiner Geburt im Jahre 1870, zu Petersburg, starb meine Mutter, und mein Vater verheiratete sich von neuem, um mich und meine einzige Schwester nicht ohne weibliche Fürsorge zu lassen. Aber schon bald nach der Hochzeit fühlte sich meine Stiefmutter gesundheitlich so schlecht, daß auch sie uns verlassen mußte, um ein wärmeres Klima im Auslande aufzusuchen. Da die dienstlichen Angelegenheiten meinem Vater — der Artilleriegeneral war — nicht erlaubten, sich seinen beiden Kindern ganz zu widmen, und er außerdem ein auswärtiges Kommando erhielt, so mußte er uns in fremde Hände geben. Meine um sieben Jahre ältere Schwester Irina wurde zu einem Onkel gebracht, wo sie mit ihren Cousinen zusammen erzogen wurde. Ich kam zu meiner Taufmutter, einer Schwester meines Vaters, die ein Gut im Rjäsanschen Gouvernement besaß. Sie war Witwe, hatte ihr einziges Kind verloren und umgab mich mit großer Liebe.

Bis zu meinem sechsten Jahre blieb ich hier, wo ich von einem Schwarm von Frauen verhätschelt wurde. Nur selten kam ich mit Altersgenossen zusammen. Mein Vater besuchte uns oft, und da er sah, daß ich von meiner Tante und ihrer alten Gesellschafterin verwöhnt und verweichlicht wurde, brachte er mich kurz entschlossen nach Petersburg und gab mich zu meiner Amme, die sich verheiratet hatte. Hier sollte ich bleiben, bis mein Vater nach Petersburg zurückversetzt würde. Der Gegensatz zwischen dem

ruhigen ländlichen Leben und dem Leben in einem städtischen Mietshause mit seinem Gezänk, Lärm und buntem Wirrwarr machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich sehnte mich zurück nach den großen, schönen Zimmern mit ihren alten, geheimnisvollen Bildern, nach dem prächtigen, schattenreichen Park, nach den Wäldern, nach der Liebe und Gastlichkeit meiner früheren Umgebung. Hier war alles anders, hier wurden am Abend beim Schlafengehen keine Märchen erzählt, hier war man streng gegen mich, verbot mir zu weinen und zu klagen. Von dem Mann meiner Amme wurde ich sogar ein paarmal geschlagen. Aber bald holte mich mein Vater ab und brachte mich in sein Haus. Und wieder kamen neue Eindrücke. In der ersten Zeit verhielt ich mich gegenüber meinem Vater scheu und zurückhaltend, obwohl dies in seinen persönlichen Eigenschaften durchaus nicht begründet war. Er war ein Mann von mittelgroßer Statur, mit leicht ergrautem Haar und gütigen blauen Augen; stets war er in Uniform, und wenn er Gala angelegt hatte, freute ich mich über die reichen Goldstickereien und die Menge blitzender Orden und Sterne, ich wagte aber nicht meiner Freude daran Ausdruck zu geben.

Unser Haus lag in der Nähe des Winterpalais und war ein großes zweistöckiges villenartiges Gebäude mit einem Garten und einem geräumigen Hof, wo die Stallungen lagen. Viele Zimmer waren abgeschlossen und reizten meine kindliche Phantasie. Unsere Dienerschaft war ziemlich groß. Ich erhielt eine französische Erzieherin, und unsre Haushälterin, eine Deutsche, unterwies mich in ihrer Muttersprache. Meinen Vater sah ich tagsüber bloß beim Frühstück und sehr selten am Abend vorm Schlafengehen.

Jetzt hatte ich auch mehr Verkehr mit den Kindern meiner väterlichen Verwandten.

Meine Erziehung war die in unseren Kreisen übliche: Ich lernte Deutsch, Englisch, Französisch und sehr wenig Russisch. Ich wurde spazieren geführt und fuhr oft in

einem netten kleinen Wagen aus. Ich empfing Besuch von meinen Vettern oder Cousinen und ihren kleinen Freunden und war dort auch oft zu Besuch. Damit ich mich nicht langweilte, wurden die Söhne des Kutschers und des Hausknechtes und ein kleines Mädchen der Wäscherin zu meiner Unterhaltung abkommandiert. Es war freilich ein ganz eigentümliches Verhältnis zwischen uns. Die Kinder waren sehr schüchtern, wagten nicht aus sich herauszugehen und spielten mit mir wie auf Befehl. An großen Feiertagen, wie Weihnachten, Ostern oder an meinem Namenstage verteilte ich unter sie Geschenke.

Als ich acht Jahre alt war, meinte mein Vater, es sei höchste Zeit, daß meine Erziehung in eine männliche Hand gelegt würde. „Du bist mir viel zu weich," sagte er, „ganz wie ein kleines Mädchen; das darf ein Junge nicht sein." Von nun ab nahm ich mit meinem Vater nicht nur das Frühstück zusammen, sondern leistete ihm auch Gesellschaft beim Mittagessen. Meine Zeit war genau eingeteilt. Ich mußte um 8 Uhr aufstehen und meine Schularbeiten machen; um 10 Uhr erschien ein Lehrer, der mich in Rechnen, russischer Sprache, Geographie und Geschichte unterrichtete. Dann mußte ich eine Stunde turnen, reiten und entweder eine Spazierfahrt oder einen Spaziergang machen. Um $^1/_2$2 Uhr wurde gefrühstückt, und darauf las ich entweder deutsch oder französisch. Dann trieb ich mich im Garten oder im Hofe herum und arbeitete an meinen Aufgaben für den nächsten Tag. Um 7 Uhr wurde zu Mittag gegessen, und um 9 oder spätestens halb 10 mußte ich zu Bett. In diesem Sommer (also 1878) reiste ich mit meinem Vater zum ersten Male ins Ausland zum Besuch meiner Stiefmutter, wo ich auch meine Schwester kennen lernte. Wir Geschwister schlossen gute Freundschaft, und ich bewunderte die Kenntnis meiner Schwester von allerhand Liebesgeschichten, die sich in Baden-Baden abspielten. Meine Stiefmutter fürchtete ich; sie war kalt gegen mich und

hatte stets etwas an mir auszusetzen. Eine typische Vertreterin der aristokratischen Weltdame, übte sie durch ihre Schönheit und ihre Exklusivität einen großen Einfluß in ihren Kreisen aus, wo sie geradezu tonangebend war. Alles, was ihr nicht standesgemäß erschien, existierte für sie einfach nicht. Was unser alter Diener Matwei, der meinem Vater über 30 Jahre treu gedient und meine verstorbene Mutter über alles verehrt hatte, erzählte: daß meine Stiefmutter meinen Vater nicht liebe, daß er sehr zu leiden hätte und daß sie überhaupt nicht gut wäre, das wurde mir hier glaubhaft. Den Rest des Sommers verbrachte ich, wie früher, auf unserem Stammgut; im Winter lebten wir wieder in Petersburg.

Mein Verhältnis zum Vater war sehr eigenartig. Er trat nicht als unbedingte Autorität auf, sondern als väterlicher Freund. Milde und Humanität waren die Grundzüge seines Wesens, und ich hatte einst, als ich gegenüber einem unserer Diener zu herrisch aufgetreten war, eine längere, ernste Aussprache mit ihm. „Ich solle nie vergessen," sagte er, „daß Diener auch Menschen seien, und daß ich als kleiner Junge kein Recht hätte, in dieser Weise die Dienste anderer zu beanspruchen." Als ich 10 Jahre alt war, kehrte meine Stiefmutter nach Petersburg zurück, um einen Winter dort zu verbringen. Auch meine Schwester, die in der Pension gewesen war, kam zurück. Sie sollte nun in die Welt und über kurz oder lang verheiratet werden. Die Anwesenheit meiner Stiefmutter wirkte drückend auf das ganze Haus. Eine kleine Szene ist dafür charakteristisch, die sich zwischen dem alten Diener meines Vaters, Matwei, und unserer Haushälterin abspielte. Als er hörte, daß meine Stiefmutter zurückkehren würde, sagte er in meiner Gegenwart zu ihr: „Na, das kann ja gut werden, wir müssen uns nun von den schönen alten Möbeln trennen, sie sind ja nicht mehr modern. Jetzt wird es ein Drunter und Drüber geben, und mein

armer Herr, der wird am meisten darunter zu leiden haben."

Ich habe selten solch eine Liebe und Anhänglichkeit bei einem Menschen gesehen, wie bei diesem alten Diener. Für ihn existierte nichts auf der Welt als seine Herren, mein Vater und ich.

Als es zwischen meiner Stiefmutter und meinem Vater einmal Meinungsverschiedenheiten gegeben hatte, glaubte sich Matwei so an ihr rächen zu müssen, daß er sie völlig ignorierte. Während des Diners servierte er zuerst meinem Vater, und nur auf dessen ausdrücklichen Befehl ging er zu meiner Stiefmutter und zur Schwester hin. Während des ganzen Diners stand er hinter dem Stuhl meines Vaters, und wenn meine Mutter einen Wunsch äußerte, rührte er sich nicht. Wie schwer es meinem Vater auch fiel, er mußte Matweis Tätigkeit auf seine eigenen Zimmer beschränken. Die übrigen Räume gab es für Matwei nicht mehr.

Auch zwischen meiner Stiefmutter und mir kam es oft zu unangenehmen Auftritten. Ihr gefiel meine Selbständigkeit nicht, sie tadelte meine angeblich schlechten Manieren und fand es unerhört, daß einem Jungen von 10 Jahren so vieles erlaubt sei. Aber mein Vater stand mir bei, und ich brauchte mich ihren gar zu strengen Anordnungen nicht zu fügen. Zwischen mir und meiner Schwester herrschte jetzt ebenfalls ein gespanntes Verhältnis; sie war erwachsen und gab mir das oft zu verstehen. Es wurden nun große Gesellschaften gegeben, und unser stilles Haus sah ganz anders aus, die Dienerschaft war vergrößert, und ich war in meinen Zimmern meistens allein, wenn ich nicht gerade Unterricht hatte.

Ich muß sagen, daß ich mich sehr freute, als ich hörte, meine Schwester habe sich verlobt, die Hochzeit werde im Januar stattfinden, und meine Stiefmutter wolle wieder ins Ausland reisen. So kam das Jahr 1881, und ein Ereig-

nis trat ein, das uns alle tief erschütterte: der Tod Alexanders II. Alle waren bestürzt, ich sah, daß meine Stiefmutter mit verweinten Augen in Trauerkleidern irgendwohin fuhr, meinen Vater sah ich den ganzen Tag nicht. Ich erfuhr von der Dienerschaft, der Kaiser sei ermordet worden, und teilte ihre Entrüstung. Es war, glaube ich, am nächsten Tage, als meine Stiefmutter und mein Vater beim Essen in französischer Sprache darüber redeten; meine Stiefmutter sprach in erregtem Ton, empört und zornig, mein Vater war ruhiger und äußerte, es sei das Resultat der schwankenden Politik; viel verstand ich nicht, und außerdem wurde das Gespräch bald abgebrochen, wahrscheinlich mit Rücksicht auf mich. —

Mit den Jahren gestaltete sich mein Verhältnis zu meinem Vater ganz eigentümlich. Eines Tages — ich war 12 oder 13 Jahre alt — ließ er mich in sein Schreibzimmer kommen: „Du bist nun bald ein erwachsener Junge," sagte er, „und mußt selbst wissen, was du tust; wir wollen aber einen Vertrag miteinander schließen, ich will dein älterer Bruder sein. Alles, was du auf dem Herzen hast, alles, was dich drückt, sage mir, ich als älterer Mann werde dir immer helfen können. Du mußt dir endlich ein paar Freunde suchen, mit denen du öfter zusammen kommst, — das Haus steht dir vollkommen zur Verfügung, und du kannst machen, was du willst. Ich würde dir zum Beispiel nicht raten, jetzt schon anzufangen zu rauchen, denn das ist schädlich. Wenn du große Lust hast, kannst du es ja meinetwegen tun, aber sage es mir, und ich hoffe, daß du so vernünftig bist, später selbst das Gefährliche des frühen Rauchens einzusehen. Also, wie gesagt, du kannst tun, was du willst, aber verheimliche mir nichts."

Wie ich jetzt erkenne, war dieses Experiment meines Vaters, einem Jungen von 12 oder 13 Jahren soviel Freiheit einzuräumen, ziemlich gefährlich. Bei derselben Gelegenheit äußerte mein Vater auch den Wunsch, daß ich

nicht früher als mit 15 oder 16 Jahren in die Schule käme denn nach seiner Meinung barg die Schule sehr viele Keime schlechter Gewohnheiten, vor denen er mich behüten wollte.

Die Zahl meiner Lehrer vergrößerte sich, und ich mußte jedes Jahr — einer gewissen Kontrolle wegen — ein Examen ablegen. — Hin und wieder sprach mein Vater mit mir über allerhand Dinge, etwa anknüpfend an ein Buch, das ich gelesen hatte. Er sprach über bedeutende Männer; er machte mich darauf aufmerksam, daß die Menschen, die uns gegenüber in untergeordneter Stellung sich befinden, ebenfalls Menschen seien, und daß es unsere Pflicht sei, ihr Los nach Möglichkeit zu erleichtern; er erzählte mir von meinem Großvater, der seinen Leibeigenen lange vor der Aufhebung der Leibeigenschaft Freiheit und Land gegeben hatte.

Ich hatte schon von Matwei gehört, wie es vielen tausenden Menschen in der Sklaverei ergangen war, und er hatte mir auch erzählt, wie gut unsere Bauern es gehabt hätten. Ich fragte dann auch meinen Vater, ob es wahr wäre, daß viele Gutsbesitzer ihre Bauern so unmenschlich behandelt hätten; das bejahte er im allgemeinen und fügte hinzu: „Viel Blut und bittere Tränen, viel Kummer und Schmerz gab es damals, aber auch jetzt geht es nicht allen gut“, und er vertröstete mich auf eine Zeit, wo ich das besser verstehen würde.

So verging wieder ein Jahr — ich war nun 14 Jahre alt. Ganz zufällig erblickte ich ein Buch, das mein Vater im Speisezimmer liegen gelassen hatte, es waren die Memoiren eines Dekabristen, die im Auslande erschienen waren; ich blätterte darin, und einige Schilderungen aus dem Leben der Verbannten in Sibirien packten mich so, daß ich das Buch heimlich durchlas, indem ich es in der Abwesenheit meines Vaters aus seinem Schreibzimmer holte. Ich verstand vieles nicht und beschloß, meinen Vater um

Aufklärung zu bitten. Er war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß ich das Buch gelesen hätte, meinte, ich sei noch zu jung, diese Vorgänge zu verstehen, ich müsse noch viel lernen und älter werden, erzählte mir aber doch kurz von den Bestrebungen dieser Menschen, die im Jahre 1825 am 14. Dezember ihr Ende fanden, und erwähnte auch, daß ein Onkel von ihm damals nach Sibirien verbannt worden wäre. Es ist begreiflich, daß das Schicksal dieser Männer, die schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts danach gestrebt hatten, in Rußland die Aufhebung der Leibeigenschaft zu erzwingen und eine parlamentarische Regierungsform einzuführen, auf mich tiefsten Eindruck machte. Bald darauf stieß ich in unserer Bibliothek auf Leo Tolstoj's „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden" und verschlang diese beiden Romane, obwohl ich wenig davon verstand; doch ich erlernte dabei meine Muttersprache.

In diesem Winter trat ich zum ersten Male in freundschaftliche Beziehungen zu einem meiner Lehrer. Er war der Sohn eines Popen, der vor kurzem die geistliche Akademie absolviert hatte und sich jetzt auf eine Professur vorbereitete. Er unterrichtete mich in russischer Literatur und Geschichte. Und nicht allein, daß er mich für diese Fächer zu interessieren verstand, er war mir auch in anderer Hinsicht förderlich. Eines Tages fragte er mich nach dem Unterricht, was ich in meiner freien Zeit tue, was ich zum Beispiel läse. Ich war über diese Frage erstaunt, denn keiner von meinen Lehrern hatte die Gewohnheit, sich näher mit mir zu beschäftigen. Ich erklärte Alexei Nikolajewitsch Wosnesensky — so hieß der Lehrer —, daß ich turnen, reiten, spazieren gehen müsse und in der übrigen Zeit deutsche, französische und auch einige russische Bücher läse. Die ausländischen Bücher wählten mir entweder der betreffende Lehrer oder meine frühere Erzieherin aus, die jetzt unseren Haushalt führte.

„Von der russischen Literatur lerne ich nur das kennen,

was gerade mein Vater liest. So habe ich zum Beispiel vor kurzem „Anna Karenina" gelesen".

„So, dazu war es allerdings noch etwas zu früh", meinte mein Lehrer.

„Warum? Das sehe ich nicht ein", antwortete ich.

„Ja, Sie werden vieles nicht verstanden und sich dadurch den wirklich großen Genuß dieses wunderbaren Romans verdorben haben."

„Nun, ich habe ja nicht bloß Tolstoj gelesen, — ich kenne auch die Memoiren der Dekabristen", war meine Antwort.

„Das ist nun ganz verkehrt, denn da können Sie ja absolut nichts verstanden haben, weil Ihnen die geschichtlichen Kenntnisse fehlen", meinte mein Lehrer.

„Aber warum braucht man dazu geschichtliche Kenntnisse? Es handelt sich ja hier nur um das unglückliche Schicksal einiger edlen Menschen."

„Woher wissen Sie denn, daß es edle Menschen waren?" fragte er.

„Das hat mir mein Vater gesagt."

Der Lehrer schwieg und ging bald darauf fort. An einem der nächsten Tage aber sagte er mir, daß er mich auf meinen Spaziergängen begleiten würde; wir könnten dann unseren Unterricht fortsetzen, und er würde mir Vorträge über Geschichte und allgemeine Literatur halten. Da er mir sympathisch war, ging ich freudig darauf ein, und wenn das Wetter gut war, machten wir kleine Spaziergänge, und er erklärte mir viele historische Vorgänge und die Rolle, die die großen Männer gespielt haben, deren Namen in der Geschichte der Menschheit in Liebe und Bewunderung genannt werden. So hörte ich von ihm unter anderem zum ersten Male den Namen Spinoza.

Leider dauerte diese erste Freundschaft nicht lange, da mein Lehrer eine Anstellung in Moskau erhielt. Bei seinem Abschied sagte er zu mir:

„In Ihnen steckt ein guter Kern, pflegen und hüten Sie ihn, und vergessen Sie nicht, daß Sie dank Ihrer exklusiven Stellung und der hohen Position, die Sie künftig einmal einnehmen werden, viel Gutes, Schönes und Nützliches für die Menschen leisten können. Es gibt viel in der Welt zu tun, und da Sie die Möglichkeit haben, leichter als wir andern die Schmerzen der Menschen zu lindern, dürfen Sie sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Vergessen Sie nicht, daß der Adel nur dann eine Berechtigung hat, wenn er durch eine schöne Gesinnung, guten Willen und ein fühlendes Herz von neuem erobert wird. Es soll aber nicht bloß bei Gefühlen, Stimmungen und leeren Worten bleiben, sondern Taten müssen folgen. Ich bin überzeugt, daß Sie viel Gutes tun werden. Wenn Sie mich lieb haben, so denken Sie stets daran, was ich Ihnen gesagt habe, dann werden Sie auch nicht in dem Scheinleben Ihrer Kreise verloren gehen." Diese Mahnung meines Lehrers habe ich niemals vergessen.

Im September sollte ich nun in eine privilegierte Schule eintreten, da ich bald 16 Jahre alt wurde. Vor der Aufnahmeprüfung schickte mich mein Vater ins Ausland. Ich sollte erst allein mit meinem Hauslehrer einige Zeit an der Riviera und dann ein paar Wochen bei meiner Stiefmutter, die in Südfrankreich weilte, zubringen. Wir reisten ab, hielten uns in Berlin 10 Tage auf und besuchten dort Museen und Theater. In unserm Hotel lernte ich drei junge Engländer kennen, die im Begriff waren, eine Reise nach der Schweiz anzutreten. Mir gefielen sie sehr, und ich beschloß, trotz des Widerspruchs meines Lehrers, mich ihnen anzuschließen. In der Schweiz machten wir große Fußtouren, lernten eine Reihe wunderschöner Gegenden kennen, und nach ungefähr zwanzigtägigem Aufenthalt reisten wir nach Rom.

In Rom angekommen, hielt ich es doch für meine Pflicht, meiner Stiefmutter ein kurzes Telegramm zu sen-

den und ihr mitzuteilen, daß ich in Rom sei. Und schon nach ein paar Stunden kam ein Befehl, ich solle unverzüglich nach Nizza kommen.

Bei meiner Ankunft dort begrüßte mich meine Stiefmutter zwar ziemlich kalt, aber zum ersten Male versuchte sie doch in einem Gespräch auf mich freundschaftlich einzuwirken und mir vorzustellen, daß ich unrecht getan hätte, sie so lange in Sorge um mich zu lassen.

Diese kleine Unterredung verfehlte ihre Wirkung nicht und brachte mich meiner Stiefmutter näher. Wir verlebten einen herrlichen Frühling zusammen. Meine Stiefmutter war sehr zärtlich, und wir unterhielten uns oft, wobei sie mich einen Einblick in ihr — wie sie meinte — unglückliches Leben tun ließ. Ich sah, was ja sehr begreiflich bei einem Knaben meines Alters war, in meiner Stiefmutter ein unglückliches Opfer und begann sie mit heißer Leidenschaft zu lieben, was einen gewissen Riß in das Verhältnis zu meinem Vater brachte.

Die letzten Monate vor dem Examen, das im Septembermonat stattfinden sollte, wollte ich in Rußland auf unserem Gute verbringen, um dort zu arbeiten. Unter Tränen nahm ich Abschied von meiner Stiefmutter und reiste nach Rußland zurück. Mein Vater war im Kaukasus, und ich sollte ihn erst im Herbst wiedersehen. Diese Zeit war für mich sehr traurig. Ich liebte meinen Vater, betete plötzlich meine Stiefmutter als unglückliches Opfer an und war langsam zu ihrer Meinung gekommen, daß mein Vater an ihrem Unglück schuld sei. Ich hatte niemand, mit dem ich darüber sprechen konnte, war meistens niedergeschlagen und malte mir in meiner Phantasie aus, wie ich vor meinen Vater treten würde, um Rechenschaft für all den Kummer, den er seiner einsamen und verlassenen Frau zugefügt hatte, zu verlangen.

Ich fuhr sodann nach Petersburg, bestand mein Examen sehr gut und wurde in die Rechtsschule aufgenommen. Es

war das eine privilegierte Schule, in der Söhne des hohen Adels und ab und zu auch Prinzen des Herrscherhauses erzogen wurden. Wir erhielten dort eine juristische Bildung, um später entweder im Verwaltungsfach, im Justizministerium oder im Diplomatendienst Verwendung zu finden. — Da mein Vater noch nicht zurückgekehrt war und ich in unserem Hause ganz allein nicht wohnen wollte, ging ich auf den Vorschlag meines Onkels, eines Vetters meines Vaters, ein, mich in vollständige Pension in dieser Schule zu begeben. Aber schon in den ersten Tagen wurde es mir unerträglich, mein Zimmer mit mehreren Menschen zu teilen, weil ich bis dahin gewohnt gewesen war, für mich allein stets mehrere Zimmer zur Verfügung zu haben. Weit entfernt davon, an dem engeren Verkehr mit Altersgenossen Gefallen zu finden, sehnte ich mich vielmehr dringend nach meiner früheren Lebensführung zurück und bat meinen Vater nach seiner Rückkehr, mich wieder nach Hause zu nehmen. Ich besuchte fortan die Schule nur während des Unterrichts.

Bald darauf faßte ich mir ein Herz und bat meinen Vater um eine Unterredung.

„Was hast du denn auf dem Herzen, mein Kind?" fragte er. Ganz aufgeregt stieß ich hervor, mein Vater möge sich doch mit meiner Stiefmutter versöhnen.

„Ich kann es nicht mit ansehen, daß zwei gute Menschen so schlecht miteinander stehen, und ich kann es nicht ertragen, über meinen Vater nicht gut denken zu können, und voll Schmerz muß ich oft an meine verlassene Mutter denken."

Mein Vater war ziemlich überrascht und entgegnete: „Ich will dich nicht mit der Antwort abfertigen, es sei viel zu früh, daß du dich in die Angelegenheiten erwachsener Menschen hineinmischst; ich will versuchen, dir eine Erklärung zu geben. Du mußt nicht denken, daß ich kalt und herzlos sei. Es gibt Situationen im Leben, wo

der beste Wille nichts ausrichten kann. Warum es zwischen mir und deiner Stiefmutter nicht so steht, wie wir beide es wünschen, darüber werde ich einmal sprechen, wenn du das Leben besser kennen gelernt hast. Deine Stiefmutter ist eine gute und schöne Frau, und es freut mich, daß ihr beide euch endlich näher gekommen seid. Mich freut es auch, daß du mich so lieb hast, und ich bin traurig, daß du meinetwegen Qualen erlitten hast; ich möchte auch nicht, daß du eine schlechte Meinung von mir hast, und darum kann ich dir nur eins sagen, — habe Vertrauen zu mir und glaube mir, wenn ich dir sage, es geht nicht anders. Ich liebe und schätze deine Mutter, aber weder sie noch ich können längere Zeit miteinander unter einem Dach leben. Das wird dir vorläufig genügen ... Nicht wahr, wir scheiden als gute alte Kameraden?"

Mein Vater war aufgeregt, küßte mich, und ich verließ ihn mit gemischten Gefühlen.

Der Unterricht in der Schule nahm nun wieder seinen Gang. Ich lernte gut, schloß mit einigen Schulkameraden Freundschaft, und sie besuchten mich oft, da sie sich in unserem Hause alles erlauben durften, was ihnen in ihrem eigenen nicht gestattet war.

Das erste Jahr in der Schule verging sehr schnell, in angenehmer, durch mancherlei Vergnügungen unterbrochener Weise, bei einem guten, schönen Verhältnis zu meinem Vater. Ich war in der letzten Klasse der Gymnasialabteilung, machte im Frühjahr mein Schlußexamen und wurde Student in der Universitätsabteilung.

Da ich mit noch nicht 18 Jahren mein Examen gut bestanden hatte, so gestattete mir mein Vater zur Belohnung eine Reise über Konstantinopel, Athen und Neapel nach Südfrankreich. Ich reiste in Begleitung eines jungen Mannes, der als mein Reisemarschall engagiert war und mir ein guter Freund wurde. Da ich die Seereise nicht vertragen konnte, unterbrach ich schon in Konstanti-

nopel die Tour und reiste über Budapest und Wien nach Florenz, wohin mich große Sehnsucht nach meiner Stiefmutter trieb.

Auch diesen Sommer verlebte ich in schönstem Einverständnis mit ihr. Es wurde nur ab und zu durch kleine Bemerkungen und Versuche ihrerseits, mich zu einem mehr weltmännischen Auftreten zu veranlassen, getrübt. Oft sagte sie zu mir: „Man merkt den Einfluß deines demokratisch angehauchten Vaters. Du darfst aber nicht vergessen, daß du der einzige Sohn bist, einmal die Familie repräsentieren wirst und nach außen hin als grand seigneur auftreten mußt.“ Ich hatte mich nämlich an einen russischen Gelehrten bürgerlicher Herkunft angeschlossen, der sich studienhalber in Florenz aufhielt, und besuchte mit ihm die Museen.

Der Herbst nahte, und ich kehrte zurück nach Petersburg, um nun Jura zu studieren. Aber viele meiner Kameraden, die mir im vorigen Jahre noch sympathisch erschienen, stießen mich jetzt ab.

Man war erwachsen und kopierte irgend einen Vetter oder einen älteren Bruder. Man unterhielt sich über Pferde, Rennen, Weiber, Variétés, chambres séparées u. dgl. Mir war dies alles zuwider! Ich machte teilweise die Vergnügungen meiner Studiengenossen mit, meistens aber blieb ich zu Hause. Da geschah es auch, daß mein Vater oft von seiner alten Gewohnheit, am Abend in irgend einem Klub Karten zu spielen, abließ und mit mir wenigstens einen Abend in der Woche verbrachte. Wir gingen ab und zu ins Theater, meistens aber unterhielten wir uns.

Jetzt merkte ich den Unterschied, den mein Vater in seinem Benehmen mir gegenüber machte, seitdem ich Student war. Wir sprachen über allgemeine Fragen, er gab mir gut gemeinte Ratschläge, bewies mir klar, wie schädlich es für mich wäre, mich jetzt schon vollkommen dem Treiben der Gesellschaft anzuschließen, und wies auf meinen

Vetter hin, der nur zwei Jahre älter als ich und schon so verlebt sei. Hierbei sei bemerkt, daß sich das Leben der Petersburger „goldenen Jugend“ nicht wesentlich von dem in anderen europäischen Großstädten unterscheidet.

Diese Unterhaltungen mit meinem Vater brachten mir großen Nutzen, denn obwohl die ganze Lebensweise meiner Studiengenossen mir unangenehm war, so wäre ich doch notgedrungen langsam in dieses Leben hineingeraten.

Wir mußten die Vorlesungen besuchen; aber abgesehen von den Studenten, die im Internat wohnten, konnten wir in unseren freien Stunden treiben, was wir wollten. Es wurde täglich getrunken und ziemlich ausschweifend gelebt. Die Folgen blieben nicht aus, und es geschah, daß einer meiner Kameraden sich in einem Restaurant aus Überdruß das Leben nahm. Seitdem wurden wir etwas strenger gehalten. Es nützte aber wenig, denn erstens konnten wir doch, wenn wir Lust hatten, in Zivil überall erscheinen und unseren Vergnügungen nachgehen, aber auch in Uniform — wie alle Studierenden in Rußland, trugen auch wir eine Uniform, an der man aber sofort erkennen konnte, daß wir die privilegierte Schule besuchten, — wurden wir von den Besitzern von allerhand Lokalen mit Freuden aufgenommen. Unter uns waren recht reiche junge Leute, die sich ihre Vergnügungen schweres Geld kosten ließen. Ich hielt mich fern von diesem ganzen Treiben, las eifrig zu Hause oder verbrachte die Zeit mit meinem Vater und wurde, da ich schon als gleichberechtigt angesehen wurde, oft in die Gesellschaft eingeladen.

Die drei Jahre des Studiums vergingen ziemlich schnell. Den Sommer verbrachte ich gewöhnlich weit von Petersburg, entweder in Rußland oder im Auslande.

Mein Vater brachte mir allmählich eine ernstere Auffassung vom Leben bei. Unter anderem erzählte er mir ausführlicher von meinem Großvater: daß er im Auslande studiert und nach Rußland zurückgekehrt, von Gedanken der deutschen

Philosophen beeinflußt, seinen Leibeigenen die Freiheit gegeben habe. Er erzählte mir auch von seiner Kindheit, sprach mit großer Liebe von meiner früh verstorbenen Mutter und erklärte mir, warum er Offizier geworden sei. Oft kam er auch auf sein Verhältnis zu Gott und Menschen zu sprechen.

Erst jetzt erörterte mein Vater die Aufhebung der Leibeigenschaft eingehend, erklärte mir die Reformen Alexanders II., die aber leider nicht ganz durchgeführt worden wären, weil man erschreckt von einer kleinen Schar Unzufriedener sofort zu reaktionären Maßregeln gegriffen hätte. Er billigte nicht die Politik Alexanders III., konnte ihr aber auch nicht eine gewisse Abgeschlossenheit und Sicherheit namentlich in der Verfolgung russisch nationaler Ziele absprechen. Er kam auch oft auf den ungeheueren Einfluß zu sprechen, den Alexander Herzen auf die liberalen Reformen im Anfang der sechziger Jahre gehabt hatte, verurteilte scharf dessen den Insurgenten günstige Haltung bei dem Polenaufstande von 1863 und schrieb ihr das Nachlassen von Herzens Popularität zu, obwohl er in keiner Weise die scharfen Maßregeln Murawjews und anderer Russifikatoren in Polen billigte.

Seine Religion war ganz eigenartig. Es war, soweit ich mich erinnern kann, ein Gemisch von Buddhismus und Christentum, und sein Verhältnis zu den Menschen kann man kurz zusammenfassen in den Satz: „Tue Deinem Nächsten nichts, was Du Dir nicht selbst wünschst." Da er aber im Grunde genommen doch ein ziemlich schwacher Charakter war und tief in den Vorurteilen seines Standes steckte, konnte er diese schöne Auffassung des Lebens nicht vollkommen in die Wirklichkeit umsetzen.

Es war im letzten Semester in der Schule, der schönsten Zeit meiner Jugend, ich stand mit meinem Vater auf dem besten kameradschaftlichen Fuße, als folgende Geschichte sich zutrug.

Einer meiner Freunde hatte mich überredet, doch ein-

mal mit in den Salon einer Dame von zweifelhaftem Ruf zu kommen. Es war eine große Gesellschaft da, meistens bekannte Gesichter. Wir wurden von der Hausfrau und ihrer Schwester sehr liebenswürdig empfangen, und es ging recht lustig zu, aber alles innerhalb gewisser gesellschaftlicher Formen. Da erblickte ich kurz nach dem Souper meinen Vater. Er begrüßte mich freundlich, kam auf mich zu und sagte: „Lieber Junge, du bist heute zum erstenmal hier, ich gehöre zu den Stammgästen und spiele hier jeden Dienstag und Freitag Karten. Es wäre besser, wenn du dir zum Besuch dieses Salons eine andere Zeit aussuchtest. Denn du wirst nicht verlangen, daß ich deinetwegen fortgehe. Einer von uns aber muß sich sofort verabschieden."

Ich ging selbstverständlich. Am nächsten Tage nach dem Frühstück aber bat mich mein Vater in sein Zimmer und sagte: „Ich würde dir nicht raten, in diesen Salons zu verkehren. Es herrscht dort eine ungesunde Luft; man muß das Leben besser kennen gelernt haben als du, um nicht in diese oder jene Falle zu geraten, und außerdem ist der Verkehr mit diesen verlebten und, offen gestanden, ziemlich zynischen Frauen nicht gut für einen jungen Menschen, besonders aber nicht für dich. Es wäre traurig, wenn du eines Tages plötzlich gebrochen von einem Ausfluge in diese Welt zurückkehren würdest. Ich sehe ein, daß die Zeit da ist, wo du dich nach einer passenden Damenbekanntschaft umsehen kannst. Ich würde dir da aber empfehlen, unter den einfacheren Leuten zu suchen, dort kann man noch gesundes Gefühl und eine anständigere Lebensauffassung antreffen. Es wäre indessen doch vielleicht besser für dich, wenn du mit diesem Versuch noch ein Jahr warten wolltest."

Ich muß sagen, daß mich weniger die Ermahnung meines Vaters vom weiteren Besuche dieser Salons abhielt, als mein persönlicher Widerwille. Ich wußte ja genau, daß man dort alles für Geld haben konnte, und das erweckte Ekel in mir.

Da das Studium in der privilegierten Schule, wo ich erzogen wurde, nur auf drei Jahre berechnet war, wogegen die Universitäten von den übrigen Sterblichen für Jurisprudenz vier Jahre verlangten, so machte ich schon im Jahre 1891 mein Staatsexamen. Ich war noch nicht 21 Jahre alt und wußte nicht recht, was ich anfangen sollte. Mein Vater riet mir zu einer Weltreise, weil er hiervon viel für meine Bildung erwartete. Zuerst sollte ich aber als Freiwilliger ein Jahr abdienen und das Offiziersexamen machen, um, wie sich mein Vater ausdrückte, militärische Strammheit zu erlangen. Mein Vater war selbst Soldat, daher diese begreifliche Vorliebe für militärisches Wesen, er war aber auch nicht blind gegen die vielen Mängel einer einseitigen militärischen Erziehung und wollte mich nur kurze Zeit als Offizier sehen. Das Interessanteste war, daß er mir abriet, bei der Garde einzutreten. „Denn dort," sagte er, „wird zu wenig gearbeitet, und in die Gardeartillerie wirst du sehr schwer hineinkommen können. Das wäre die einzige Truppe, wo du noch etwas lernen könntest." Leider hinderte meine damalige körperliche Konstitution mich, dem Wunsche meines Vaters zu entsprechen.

Meine Mutter schrieb aus dem Auslande, sie wolle im Winter nach Petersburg zurückkehren, es solle wieder bei uns ein größeres Haus gemacht werden, und ich müsse unbedingt die Hofkarriere einschlagen. Mein Onkel, der Vetter meines Vaters, redete mir sehr zu, doch entweder in das Ministerium des Innern oder in das der Justiz einzutreten. Wenn mir das nicht passe, wäre auch die Diplomatenlaufbahn nicht so übel. Kurz, ich hörte von allen Seiten, ausgenommen von meinem Vater, das Wort „Karriere". Die Leute, die davon sprachen, brauchten sie nicht, um Geld daraus zu machen, sondern es gehörte zur Tradition, früher oder später eine hohe Stellung im Staatsdienst einzunehmen.

Ich war unentschieden. Des Lebens der großen Welt, in Petersburg wie im Auslande, war ich überdrüssig. Ich war sehr froh, als ich nach einem dreiwöchigen Besuch bei meiner Stiefmutter auf unser Stammgut in Rußland fahren konnte. Dort war es still; nur eine weitläufige Verwandte von mir wohnte dort, eine Äbtissin, die das Kloster aufgesucht hatte, um sich über den Verlust ihres jungen Gemahls, der im Krimkriege gefallen war, zu trösten. Sie war weit über sechzig und hatte einen ganz eigentümlichen Charakter: sie war nicht freiheitlich gesinnt, aber auch nicht in den Vorurteilen ihres Standes befangen. Vielleicht war sie die einzige, die außer meinem Vater mir riet, ein anderes Leben als das übliche der reichen jungen Leute zu führen. Aber alle diese gut gemeinten Ratschläge wurden zu nichte, als eines schönen Tages mein Vetter auftauchte und mich aufforderte, mit ihm einmal Paris gründlich kennen zu lernen. Ich war oft dort gewesen, aber meistens unter Obhut meiner Stiefmutter oder meines Vaters. Der Plan war verlockend, und ich reiste also mit meinem Vetter nach Paris.

Am Abend unsrer Ankunft sah ich in einem Variété eine Tänzerin, die mir gefiel und in deren Familie ich mir Eingang verschaffte. Die anfängliche Neugierde steigerte sich zu einer krankhaften Liebe; vielleicht war es auch etwas anderes. Durch den Einblick in das Treiben meiner Altersgenossen und durch den Einfluß meines Vaters war ich zu der Überzeugung gelangt, daß die Beziehungen zwischen Mann und Weib nur dann menschenwürdig sein können, wenn sie auf wahrer Liebe beruhen. Möglicherweise war ich hierbei auch von Tolstoj beeinflußt. Jedenfalls glaubte ich, man dürfe kein menschliches Gefühl, am allerwenigsten die Liebe erkaufen, und zog die weitere Konsequenz, man dürfe keine Liebeserklärung machen, ohne die Dame zu heiraten. Ich beschloß daher, der Tänzerin in aller Form einen Antrag zu machen, und erhielt ihr Jawort.

Als ich das glückstrahlend meinem Vetter mitteilte, war er ganz entsetzt über diese „große Dummheit", wie er es nannte. Trotz meines anfänglichen Widerstrebens wußte er es durchzusetzen, daß wir einen Abstecher nach London machten. Dort hielten wir uns drei Tage auf und lernten nichts als Theater, Restaurants und verrufene Lokale kennen.

In London ereignete sich etwas, das einen großen Einfluß auf mein ganzes Leben ausübte.

Eines Abends kamen wir in Gesellschaft einiger Bekannter spät aus einem Restaurant. Wir hatten viel getrunken, wollten noch etwas frische Luft schöpfen und gingen ein Stück Wegs zu Fuß. Plötzlich trat aus einer Nische eine Frau an mich heran und sprach mich an. Ich blieb hinter den andern zurück und fragte in meinem schlechten Englisch, was sie wolle. Aus ihren Worten konnte ich verstehen, daß sie mir ihre zwölfjährige Tochter anbot. Das machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich plötzlich vollkommen nüchtern wurde und im ersten Moment mich auf sie stürzen wollte. Ich bezwang mich aber und gab der Frau alles Geld, das ich an Papier und Gold bei mir hatte. Erstaunt über meine Anwandlung, sagte sie: „Nehmen Sie sie doch, — es ist besser, daß sie in gute Hände kommt." Ich lief davon und ging ins Hotel zurück, weil ich vor Ekel von der übrigen Gesellschaft nichts mehr sehen konnte.

Dieses kleine Erlebnis steht mir noch heute so lebendig vor den Augen, daß ich oft, wenn in lustiger Stimmung diese Erinnerung auftaucht, melancholisch und unglücklich werde.

Zurückgekehrt nach Paris, fanden wir ein Telegramm vor: mein Vater sei schwer krank. Hals über Kopf reisten wir nach Rußland. In Warschau angekommen, wollte ich mit dem nächsten Zuge nach Hause fahren. Aber mein Vetter hielt mich zurück und erklärte, es habe keine Eile, er habe Nachricht, meinem Vater gehe es besser, und nun stellte es sich heraus, daß er das Telegramm fingiert hatte,

weil er mich davon abhalten wollte, die Tänzerin zu heiraten. Im ersten Augenblick war ich zornig und wollte zurück nach Paris, aber ich mußte auf meinen Paß warten; das nahm mindestens zwei Tage in Anspruch, und ich fügte mich in mein Schicksal. Wir blieben in Warschau bei den Kameraden meines Vetters und reisten nach kurzem Aufenthalt aufs Gut.

Aber das fingierte Telegramm wurde leider zur Wirklichkeit, mein Vater erkrankte sehr schwer und starb im September.

Er war nur zwei oder drei Tage krank gewesen, und ich hatte ihn kaum noch sprechen können. Meine Verzweiflung kannte keine Grenzen; ich reiste wieder ins Ausland, um meinen Kummer ein wenig zu vergessen. Die Tänzerin, meine erste sogenannte Liebe, hatte ich darüber gänzlich vergessen.

Da kam es zum ersten Male zwischen mir und meiner Stiefmutter zu einem heftigen Auftritt. Wir sprachen zuerst ganz ruhig darüber, was ich werden sollte. Als aber meine Stiefmutter sah, daß ihre ganze Überredungskunst mich nicht bewegen konnte, Hofbeamter zu werden, ließ sie sich zu einer sehr scharfen, geringschätzigen Bemerkung über meinen verstorbenen Vater hinreißen. Sie hatte schon früher ab und zu versucht, mich gegen ihn aufzureizen. Ich wurde heftig und sagte, sie habe kein Recht, über meinen Vater schlecht zu urteilen; er sei ein Ehrenmann durch und durch gewesen.

Kurz vor seinem Tode hatte mir nämlich mein Vater ein Tagebuch und Briefe übergeben, die mir über das Verhältnis zwischen ihm und meiner Stiefmutter vollkommene Klarheit schaffen sollten. Bald nachdem er gestorben war, hatte ich auch das Tagebuch und die Briefe meiner Stiefmutter gelesen und die Überzeugung gewonnen, daß sie nicht ganz richtig und gut gegen meinen Vater gehandelt hatte.

Als es nun zwischen uns beiden zu jener Auseinandersetzung kam, konnte ich ihr schwarz auf weiß durch ihre eigenen Briefe beweisen, daß sie meinen Vater falsch beschuldigt hatte. Ich überreichte ihr ihre eigenen Briefe und bemerkte kurz, weitere Erklärungen wären nicht nötig. Ich muß sagen, daß ich die Szene, die sich zwischen uns damals abspielte, jetzt für einen schlechten und geschmacklosen Romanauftritt halte.

Nun stand ich allein da. Ich reiste nach Petersburg, suchte mir eine Wohnung und richtete mich ein. Alles ging nach der Schablone. Ein junger Mann aus meinen Kreisen, Junggeselle, muß standesgemäß leben, d. h. er muß Dienerschaft haben, muß sich Pferde halten und in Gesellschaft gehen. So begann auch mein Leben, und ich wußte noch immer nicht, was ich damit anfangen sollte. Um vor mir selbst mein Dasein zu rechtfertigen, trat ich in einen Wohltätigkeitsverein ein. Dieser Verein hatte sich zur Aufgabe gestellt, warmes Essen, Kleidung und ab und zu Geldunterstützung unter „würdige" Arme zu verteilen; außerdem aber unterhielt er eine Besserungsanstalt für gefallene Frauen.

Diesen Wunsch aber, meinem Dasein eine Rechtfertigung zu geben, erregte die folgende Begegnung in mir. Auf unserem Stammgut lebte ein alter Priester, der früh seine Frau verloren hatte, nicht ins Kloster gehen wollte und bekanntlich nach russischem Gesetz zum zweitenmal nicht heiraten konnte. Ich hatte ihn sehr gern, besuchte ihn oft und bewunderte ihn wegen seiner großen Liebe zu den Bienen. Er hatte auch eine für mich eigenartige Philosophie, und wir unterhielten uns oft über den Zweck des Lebens.

Er meinte, jeder Mensch, in jeder Lebensstellung, könne und müsse einen Nutzen bringen, und wenn es auch nur ein relativer sei. So meinte er z. B., daß ich, selbst ohne bestimmte Tätigkeit, doch der Welt nützen würde, indem ich

mein Geld, wenn auch nicht immer, so doch ab und zu wirklich Bedürftigen zukommen ließe. Er sagte auch, kein Mensch habe das Recht, in das Schicksal eines anderen einzugreifen, darum könne er mir keinen Ratschlag geben, wie ich mein Leben einrichten solle. Graf Leo Tolstoj erregte seine Bewunderung. Auch von Buddha hatte er gehört.

Den entschiedensten Anstoß über mein Leben nachzudenken, gab mir aber seine Nichte. Olga Nikolajewna studierte Medizin und war nur im Sommer bei ihrem Onkel. Ich sah sie öfter, hatte aber noch nicht Gelegenheit gehabt, mit ihr zu reden. Eines Tages, als ich auf den Priester wartete, versammelten sich bei ihm ein paar Bauern, die mit ihm sprechen wollten. Aus Langerweile fing ich ein Gespräch mit ihnen an. Sie gaben mir aber zu verstehen, daß ich ihre Not doch nicht begreifen könne. Während unserer Unterhaltung kam die Nichte auf die Veranda, wo ich saß, und sagte zu den Bauern, sie möchten in die Küche gehen, dort etwas essen und warten, bis „Batjuschka" zurückkomme.

Ich sagte irgend etwas Belangloses, was aber auf die Angelegenheit der Bauern Bezug hatte, worauf sie mir ziemlich brüsk antwortete:

„Das können Sie doch nicht verstehen, es wäre besser, wenn Sie, anstatt sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, auf Ihrem eigenen Gute dafür sorgten, daß der Verwalter die Arbeiter nicht so aussaugt." Ich war überrascht und antwortete, davon hätte ich keine Ahnung.

„Ach was, Ahnung," meinte sie, „früher oder später werden Sie auch so werden wie Ihr Vetter und die ganze Sippschaft .... Ja, vielleicht tun Sie auch eine Kulturarbeit, indem Sie hier die Rasse verbessern."

In diesen Worten lag so viel Hohn und Verachtung, daß ich das Gespräch abbrach und nach Hause ritt. Auf dem Gute angelangt, ging ich sofort zum Verwalter und stellte ihn zur Rede wegen der Ausbeutung der Ar-

beiter. Am andern Tage aber hatte ich eine scharfe Auseinandersetzung mit meinem Onkel, der sich meine Einmischung in die Verwaltung verbat. „Wie kommst du darauf zu glauben, daß ich die Bauern ausnutze? Du weißt, ich stehe wie ein Vater zu den Leuten, sorge für ihr Wohl und kann sagen, daß auch die Bauern zu mir in Dankbarkeit aufschauen. Der Verwalter ist ein sehr tüchtiger, ehrlicher Mensch, und du tust ihm unrecht. Strenge ist bei den Bauern, die doch in manchen Dingen Kinder sind, notwendig, und bei uns wird sie gerecht gehandhabt. Hast du Lust, Experimente philanthropischer Art durchzuführen, so kannst du es auf einem Gute, das dir allein gehört, tun. Hier habe ich zu bestimmen und dulde keine Einmischung und ungerechte Beschuldigungen."

Als ich nach ein paar Tagen wieder auf dem Pfarrhofe war und zufälligerweise Gelegenheit hatte, mit Olga Nikolajewna zu sprechen, fragte ich sie, was ich denn tun solle. Sie meinte, das würde sich schon finden, wenn man nur Lust zu einer wirklich nützlichen Tätigkeit habe, und gab mir die Adresse eines Arztes in Petersburg, der mir über verschiedene Fragen Auskunft geben könnte und meine Zweifel verscheuchen würde.

Ich stand vollkommen allein da; den einzigen Freund, den ich besessen, meinen Vater, hatte ich ja vor kurzem verloren. Ich scheute mich aber doch — vielleicht aus Bescheidenheit — den Arzt aufzusuchen.

Ich arbeitete also vorläufig in dem Wohltätigkeitsverein weiter, aber nach ein paar Monaten wirklich eifriger Tätigkeit sah ich ein, daß auch in diesem Verein Ehrgeiz eine große Rolle spielte und daß viele hier, angeblich im Dienste der Menschheit tätig, bloß Karriere machen und daß die übrigen, die wirklich ein gutes Herz besaßen, ihr Gewissen durch kleine Wohltaten beschwichtigen wollten. Es kam zu einer großen Auseinandersetzung in der General-Versammlung, als ich die ganze Tätigkeit dieses

Vereins und besonders die Zustände in der Besserungsanstalt für gefallene Frauen zu kritisieren begann. Ich wies darauf hin, daß man mit der Heiligen Schrift und einer Nähmaschine den unglücklichen Frauen nicht helfen könne und in keinem Falle auf seine Tugenden pochen solle, wie viele von den Damen des Vereins es täten. „Diese armen Frauen dürfen nicht wie Verbrecher behandelt werden, sie sind eben solche Menschen wie wir und bloß durch Unglück oder Zufall in ihr trauriges Schicksal hineingestoßen worden. Ich bitte die Mitglieder des Vereins doch selbst das Evangelium besser zu lesen, — da steht, wir sollen unsere Brüder und Schwestern lieben." Bevor ich aber dazu übergehen konnte positive Reformvorschläge zu machen, wurde ich von einer Dame des Komites unterbrochen. Diese erklärte, ich hätte überhaupt kein Recht gehabt, mich mit den Angelegenheiten jenes Instituts zu beschäftigen, da das meine Sache nicht sei.

Das Resultat war, daß ich meine Tätigkeit aufgeben mußte, anderseits hatte aber diese Auseinandersetzung in den Kreisen, zu denen ich gehörte, großes Aufsehen erregt und gab Anlaß zu einem kleinen Konflikt mit meinen Verwandten, die mich einen „Phantasten" nannten.

Um mein unglückliches Debut im Interesse der Menschenliebe zu verschmerzen, ging ich ein paar Wochen auf die Jagd. Aber lag es an meiner Unduldsamkeit oder an andern Ursachen, kurz, es kam auch in der kleinen Jagdgesellschaft zu einem Zusammenstoß, und zwar mit einem Rittmeister der Garde. Er erzählte, wie er ein junges Mädchen verführt und ihr Vater ihn flehentlich gebeten habe, sie doch zu heiraten. Er fand die ganze Situation komisch, und eine Heirat schien ihm der Standesunterschiede wegen ganz undenkbar. Ich nannte seine Verhaltungsweise gemein und zynisch. Es kam zu einem Wortwechsel und schließlich zum Duell. Als ich wieder nach Petersburg zurückkehrte und mit meinem Onkel darüber sprach, tadelte

er mich nicht gerade, bemerkte aber, daß „die romantischen Zeiten" doch nun vorüber seien. Das war auch die Meinung der Gesellschaft. Ich mied sie von da an und blieb meist zu Hause, mit Lektüre beschäftigt.

So kam das Jahr 1893 heran. Da erzählte mir eines Morgens mein Diener, daß er am Abend vorher Landsleute aus seiner Gemeinde getroffen habe. Sie seien nach Petersburg gereist, um sich hier Recht gegen ihren Gutsherrn, den Fürsten L., zu verschaffen. Als er mir nun die Geschichte erzählte und es mir klar wurde, daß die Leute in ihrem guten Recht wären, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: „Wie wäre es, wenn du dich dieses Prozesses annähmest?" Gedacht, getan. Ganz begeistert von dem Plan, fuhr ich sofort zu einem bekannten Rechtsanwalt, erzählte ihm davon und erklärte ihm, daß ich bei ihm als Gehilfe eintreten möchte.

Ein Lächeln überflog sein Gesicht. „Wozu wollen Sie das? Wenn Sie Gutes tun wollen, so geben Sie Geld. Ich will Sie nicht beleidigen, aber solche impulsiven Entschlüsse, die für lange Zeit hinaus wirken würden, sollten nicht sofort in die Tat umgesetzt werden. Überlegen Sie sich die Sache doch noch einmal, und wenn Sie dann finden, daß Sie dieses Leben nicht weiter führen können, auch keine Lust zur Beamtenlaufbahn haben, dann können Sie es ja als Advokat versuchen. Wenn Sie sich durchaus des Prozesses gegen den Fürsten L. annehmen wollen, so übergeben Sie ihn entweder einem tüchtigen Rechtsanwalt und bezahlen die Kosten, oder wenn Sie gern öffentlich auftreten, tun Sie sich mit einem anderen Rechtsanwalt zusammen. Einen so komplizierten Prozeß allein zu führen, dazu reichen Ihre juristischen Kenntnisse nicht aus." Ich befolgte seinen Rat, indem ich mir die nötige Vollmacht ausstellen ließ und mich mit einem tüchtigen Rechtsanwalt namens Nikitin verband, der sich für die Angelegenheit nicht bloß aus pekuniären, sondern auch aus ideellen Gründen interessierte.

Ich kam nun oft mit den Vertretern der Bauerngemeinde zusammen, die ich in Petersburg einquartiert hatte, und lernte, obgleich sie sehr zaghaft und zurückhaltend waren, vieles aus dem Leben der russischen Bauern kennen.

An einem der letzten Tage vor der Verhandlung hatte ich die Leute zu mir gebeten, um noch einige Einzelheiten des zu führenden Prozesses mit ihnen durchzugehen, und dabei kamen wir auch einmal auf ihre Lage zu sprechen.

„Siehst du", sagte der eine, ein Mann von ungefähr 40 Jahren mit einem langen blonden Bart, der einen sehr verständigen Eindruck machte, „was uns am meisten not tut, ist Land. Unsere Gemeinde ist ziemlich groß, und auf die Seele kommt nicht genug heraus. Wir haben versucht, irgendwo anders hinzuziehen, haben auch Vertreter nach Sibirien gesandt, damit sie dort Land für uns suchten. Aber aus der Übersiedlung wurde nichts. Uns geht es sehr schlecht. Vor zwei Jahren hatten wir eine Hungersnot. Sie war ja nicht so ungeheuer wie in dem andern Gouvernement, aber wir konnten doch die Abgaben nicht zahlen, und das sammelt sich an! Das Land trägt nicht so viel, daß wir die hohen Steuern und Abgaben aufbringen können. Die Bezahlung für das Land ist uns so oft gestundet, daß wir noch auf Jahre hinaus daran abzuarbeiten haben."

Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft nämlich hatte die russische Regierung den Gutsbesitzern den Betrag für den Grund und Boden, der den freigewordenen Bauern zu überweisen war, ausgezahlt. Der Bauer dagegen sollte den Preis seines Landes im Lauf von 30—45 Jahren zurückzahlen. Infolge von Mißernten und andern Unglücksfällen prolongierte die Regiernng öfters die Ratenzahlungen. In vielen Gouvernements, die besonders schwer betroffen waren, wuchs nun diese Schuldenlast im Lauf der Zeit ins Ungeheure. Ich erinnere mich, daß Professor Janson in

einer Statistik für das Twersche Gouvernement die Verschuldung auf nahezu 300% vom Landwert berechnete.

Auch die Vermehrung der Bevölkerung machte sich in vielen Gouvernements in gesteigertem Mangel an Grund und Boden sehr stark bemerkbar. Es wurde versucht, den Bauern die Übersiedlung nach andern, dünner bevölkerten Gegenden, z. B. Kaukasus und Sibirien, zu ermöglichen. Aber wie alle Regierungsmaßnahmen wurde auch diese nur halb durchgeführt.

Man darf nun nicht vergessen, daß in Rußland der Bauernstand die weitaus meisten Steuern aufbringt, denn der Adel, die Beamtenschaft und die Geistlichkeit haben überhaupt keine Steuern zu zahlen. — Von den Bauern erfuhr ich auch, daß bei der erwähnten großen Hungersnot (1891) die Regierung eigentlich weniger getan hatte, als die private Wohltätigkeit, da von dieser Seite aus die meisten Speiseanstalten errichtet wurden, obwohl man dabei häufig auf die größten Schwierigkeiten seitens der Beamten stieß; auch wurde von Privaten das meiste zur Verteilung gelangte Saatgetreide beschafft.

Ich war ganz erstaunt, in welchem Maße die Regierungsbeamten diskreditiert waren. Die gesamte Gesellschaft zeigte ihnen ostentativ ihr Mißtrauen. Die Sammlungslisten der privaten Vereine wiesen das zehn- und zwanzigfache der auf den Regierungslisten gezeichneten Beträge auf. Es mußte auch tatsächlich ganz unglaublich gewirtschaftet worden sein. Von meinen Klienten wurde mir erzählt und später wurde mir auch offiziell bestätigt, daß bei der Hungersnot Getreide in großen Mengen langsam an freier Luft verfaulte, weil es angeblich an Transportmitteln dafür fehlte, daß kranke Pferde in großer Anzahl angekauft und in halb krepiertem Zustande den Bauern für teures Geld abgeliefert wurden. Als wir in lebhafter Aussprache über alle diese Übelstände waren, bemerkte ein anderer Bauer: „Weißt du, ich mußte mich verpflichten,

für ein Pferd 80 Rubel zu bezahlen, und bekam dann von den Beamten ein abgeschundenes Tier, das nach ein paar Tagen verendete. Für die Haut erhielt ich 3 Rubel, und den Rest von 77 Rubeln muß ich noch abzahlen. Ich habe dem Richter die Sache erklärt, aber der sagte: du mußt das bezahlen".

Die rechtliche Lage der Bauern, das Verhältnis zu den Herren, das Leben auf dem Dorfe, ihre Pläne und Hoffnungen wurden mir nun vertrauter und begreiflicher; doch merkte ich, daß sie mich immer noch mit einem gewissen Mißtrauen betrachteten, und das war ja begreiflich; denn was hatte ich, was hatten meine Standesgenossen getan, um dieses Mißtrauen zu beseitigen? Ja, mein Vater, mein Großvater waren den Bauern gute Herren gewesen, ich aber hatte mich ja nie um ihre Leiden bekümmert.

Der Prozeß kam dann zur Verhandlung, und ich merkte bald, wie gut der Rat des alten Juristen gewesen war. Ohne die Hilfe meines Kollegen Nikitin hätte ich den Prozeß jämmerlich verloren, denn gegenüber den juristischen Kniffen war ich vollkommen machtlos. Doch so gewannen wir den Prozeß, und die Folge war, daß ich noch eine Reihe ähnlicher Sachen in die Hände bekam.

Dies alles mißfiel aber meinen Verwandten außerordentlich. Jetzt hieß ich nicht mehr bloß „der Phantast", sondern man hielt mich einfach für verrückt. Besonders, daß ich in einem Prozesse gegen den Fürsten L. auftrat, war nicht nur meinen Verwandten, sondern auch vielen Bekannten ein vollkommenes Rätsel; denn nach ihrer Meinung war ich ja kein professioneller Advokat, aus Gewinnsucht hatte ich es auch nicht getan, folglich mußte ich von der Irrlehre des Grafen Tolstoj angesteckt sein, und wenn man mir keine Hindernisse in den Weg legte, so würde ich über kurz oder lang ein gottloser Ketzer und Revolutionär werden. In der Gesellschaftssphäre, zu der ich gemäß meiner Geburt gehörte, konnte man begreifen, daß ein Mensch sich

für allerhand religiöse Dinge und pietistische Neigungen, die sich sehr gut mit einem schönen Salon, brillanten Redensarten, üppigem Leben vereinigen lassen, interessierte, aber Bauernprozesse zu führen, das ging zu weit.

Meine Praxis dehnte sich aber immer mehr aus, und ich erhielt Briefe aus verschiedenen Teilen Rußlands, in denen ich gebeten wurde, die Interessen von Bauerngemeinden zu vertreten. Diese erweiterte Praxis steigerte natürlich den schlechten Eindruck auf meine Verwandten und die Gesellschaft.

Eines Tages, als ich einen Prozeß für einen Juden führte, der beschuldigt war, sich der Polizei widersetzt zu haben, beantragte ich die Ladung einiger Entlastungszeugen. Der Vorsitzende lehnte dies kurzweg ab, und es kam zu einem Wortwechsel zwischen dem Vorsitzenden und mir, wobei er die Bemerkung machte: „Es ist eigentümlich, daß ich Sie immer als Verteidiger von Juden, Arbeitern und Bauern begrüße. Das sind ja recht merkwürdige Neigungen.“ Ich wies diese Anzapfung in heftigem Tone als unpassend zurück und bat, den Zwischenfall zu protokollieren. Nach zwei Tagen, als meine Klage über ihn schon ihren gesetzlichen Gang genommen hatte, erschien der Landesgerichtspräsident bei mir und bat mich um Entschuldigung. Ich erklärte ihm, es sei zu spät, denn die Klage sei schon eingereicht, und ich könne sie nicht zurücknehmen. Er bekam einen Verweis und rächte sich bei der nächsten Verhandlung in höchst niederträchtiger Weise, indem er die Verteidigung grundlos erschwerte und mir das Wort entzog. Die einzige Möglichkeit, mich dagegen zu wehren, war, demonstrativ den Gerichtssaal zu verlassen. Das ist ein Brauch, zu dem die russischen Anwälte oft greifen, wenn ihnen alle anderen gesetzlichen Mittel fehlen. Das Resultat war, daß die ganze Verhandlung ausgesetzt werden mußte, weil am nächsten Tage auch mein Kollege die Verteidigung niederlegte.

Ich kehrte nach Petersburg zurück, wo ich etwa nach

einer Woche die offizielle Mitteilung erhielt, der Justizminister wünsche mich zu sprechen. Ich antwortete, wenn der Herr Justizminister mich sprechen wolle, könne er mich in meiner Wohnung in der Sprechstunde antreffen. Darauf erhielt ich ein sehr liebenswürdiges Schreiben von ihm, worin er sein Bedauern aussprach, mich leider nicht besuchen zu können; Gesellschaften gebe er jetzt auch nicht, da seine Frau leidend sei, er bitte mich deshalb, zu einer bestimmten Stunde in seiner Privatwohnung vorzusprechen.

Ich tat es und wurde sofort empfangen. Der Minister begrüßte mich mit den Worten: „Was machen Sie denn aber für Geschichten! Das geht doch wirklich nicht, daß Sie demonstrativ den Saal verlassen und uns sozusagen bloßstellen." Ich antwortete ruhig: „Ist dies eine Ermahnung, Ew. Exzellenz? Oder wie soll ich Ihre Worte verstehen? Ermahnungen können Sie mir nicht erteilen, denn ich gehöre weder Ihrem Ressort an, noch stehe ich Ihnen verwandtschaftlich nahe. Ist das der Grund, warum Sie mich gebeten haben? Dann kann ich ruhig wieder gehen." — „Aber bitte, nein, es ist keine Ermahnung, ich habe mir nur aus Interesse für Ihre Familie, als guter Bekannter Ihrer Mutter und Ihres Onkels, erlaubt, Sie auf Ihre Unbedachtsamkeit aufmerksam zu machen. Ich weiß, Sie handeln aus Ihrem guten Herzen heraus, aber man darf doch keine Ungesetzlichkeiten begehen. Es wäre wirklich viel angenehmer für Sie persönlich, wenn Sie Ihre Kenntnisse auf andere Weise, sagen wir im Justizministerium verwerteten. Wir brauchen gute Beamte."

Ich dankte dem Minister für den gut gemeinten Rat und verabschiedete mich, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Dieser mißglückte Versuch hatte den Minister sehr gekränkt, und es erwies sich als vollkommen richtig, wenn ich annahm, daß er im Auftrage meines Onkels gehandelt hatte, denn kurz darauf bemerkte mein Onkel zu mir:

„Deine Dummheiten werden immer größer, du mußt ins Ausland reisen, wenn du dir hier keine andere Tätigkeit aussuchen willst. Du hast jetzt schon so viel auf dem Kerbholz, daß es hohe Zeit ist, daß du für einige Monate verschwindest und den Leuten keinen weitern Anlaß zu Scherzen und spöttischen Bemerkungen lieferst. Ich habe in diesem Sinne deiner Mutter geschrieben und sie gebeten, dich einzuladen." — Ich bedankte mich und bemerkte, ich wüßte selbst, welchen Weg ich zu gehen hätte. Mein Onkel erwiderte, ich solle mich, wenn ich im Ausland nicht so ohne Beschäftigung leben wolle, doch einer Botschaft — in Paris, London oder auch Berlin — zuweisen lassen. Ich schwieg.

Die Unsicherheit meiner Anschauungen erlaubte mir indessen nicht, mich ganz einer Tätigkeit, die mir zusagte, zu widmen, oder alle diese philanthropischen Versuche aufzustecken und den üblichen Weg der Karriere einzuschlagen.

Unzufrieden mit mir selbst, enttäuscht, daß ich unter meinen Verwandten kein Verständnis für meine Bestrebungen gefunden hatte, reiste ich in das Kloster, wo meine Tante Äbtissin war. Das Kloster lag im Gouvernement Twer, eine Stunde Fahrt von der Eisenbahnstation, mitten in einer waldreichen Gegend an einem See. — Still und friedlich lag es mit seinen goldenen Kuppeln da und schien Ruhe jedem Einkehrenden zu versprechen. Dort blieb ich ein paar Tage und hatte lange Unterredungen mit diesem stillen, abgeklärten Menschen. Meine Tante meinte, ich solle unbeirrt meinen Weg gehen und mich nicht zersplittern; vielleicht wäre es doch besser, wenn ich ins Ausland ginge, die dortigen Verhältnisse genau studierte und dann, reicher an Erfahrung, mir eine bestimmte Aufgabe stellte und versuchte, sie durchzuführen. „Es gibt genug zu tun in unserem Vaterlande, und wenn dir deine juristische Praxis zu viel Scherereien machen sollte, so kannst du sie aufgeben, dich auf ein Gut zurückziehen, dort eine Schule gründen, eine rationelle Wirtschaft führen und den Bauern mit Rat

und Tat zur Seite stehen. Außerdem könntest du ihnen ja auch immer als juristischer Beirat dienen." — Meine Tante war keineswegs orthodox, sie hatte die französischen Philosophen gelesen, und im Laufe der Zeit war von dem alten einfachen Glauben nur noch eine schöne, abgeklärte Lebensauffassung zurückgeblieben. Stets hilfsbereit, wurde sie im ganzen Umkreis des Klosters geachtet und geliebt. Zu ihr kam man, um sich Rat zu holen und ihr seinen Kummer zu klagen.

Die langen Gespräche, die ich mit dieser Nonne führte, stärkten mich innerlich wieder. Ich kehrte nach Petersburg zurück, suchte einen alten Professor auf und klagte ihm, daß ich nicht genügend Kenntnisse besäße, um den Dingen gerecht zu werden, und daß ich von starken Zweifeln hin und her geworfen würde. Auf sein Anraten begann ich eifrig zu studieren. Ich las historische Abhandlungen über die rechtlichen Verhältnisse der Bauern, über die Entstehung der Stände, über die Entwicklung der Bauerngemeinden in Rußland und ähnliches.

Pekuniär war ich vollkommen selbständig, stand aber doch betreffs des Vermögens mit meiner Mutter in Beziehung, was mich in eine schiefe Stellung ihr gegenüber brachte. Zu der übrigen Familie unterhielt ich nur ein rein formelles Verhältnis. Ich mußte zwei- bis dreimal wöchentlich zum Diner oder Souper erscheinen und machte ab und zu während des Theaters eine kurze Visite in der Loge. Hier und da versuchten meine Tante oder mein Onkel im Gespräch mich zu einer anderen Lebensauffassung zu bekehren, schlugen mir auch vor, ich möge mich doch verheiraten, aber es half ihnen nichts.

Das Verhältnis zu meinen Standesgenossen war ziemlich locker. Freunde hatte ich fast gar keine unter ihnen. Ich wurde ab und zu zu kleinen Junggesellenfesten eingeladen, gab auch selber welche, aber das war auch alles, was mich mit ihnen zusammenhielt. Ich hörte von

meinen Bekannten, daß sich unter den Offizieren der Garde einige Anhänger der Lehre Leo Tolstojs befänden, die jetzt den Dienst quittieren und ganz nach den Anschauungen Tolstojs leben wollten. Ich hörte wohl auch ab und zu, daß es in unseren Kreisen Leute gäbe, die sich mit dem Wesen des Christentums beschäftigten und versuchten, ein wahres Christentum in dieser oder jener Weise im Leben durchzuführen. Ich kam aber mit solchen Leuten nicht zusammen und versuchte es auch nicht, weil mir die Lehre Tolstojs nicht zusagte, ausgenommen seine Auffassungen über das Verhältnis von Mann und Weib. Das war das einzige, was ich mir vollkommen zu eigen gemacht hatte und auch durchführte.

Meine Zeit war durch Studium, Arbeit und Gesellschaftspflichten vollkommen ausgefüllt. Aber dieses Leben sagte mir nicht zu, und meine Unzufriedenheit mit mir selbst wurde immer stärker.

Gerade um diese Zeit — es war im Jahre 1894 — starb Alexander III., und auf den neuen Herrn wurden von einigen Liberalen große Hoffnungen gesetzt, anderseits aber hörte ich, nun kämen für Rußland schwere Zeiten; der junge Zar sei willensschwach und könne die eiserne Politik seines Vaters nicht weiterführen. Kurz nach dem Regierungsantritt Nikolaus II. brach in Petersburg ein Streik aus, der in blutigen Zusammenstößen mit Polizei und Kosaken endigte. Ich interessierte mich für diese Sache und wollte nun näheres über die Arbeiterfrage in Rußland erfahren.

Die Ungewißheit, welche Tätigkeit ich denn endlich ergreifen sollte, die Überzeugung, daß ich auf einem falschen Wege sei, griffen um sich, und ich war der Verzweiflung nahe. Da erinnerte ich mich, daß die Nichte unseres Priesters mir die Adresse eines tüchtigen Mannes gegeben hatte. Er kann mir vielleicht helfen, dachte ich, und sagen, was ich zu tun habe. Ich suchte den Arzt auf, traf ihn aber nicht an, und da

gerade Weihnachten vor der Tür stand und ich das Fest nicht in Petersburg verbringen wollte, reiste ich auf das Gut, um dort in aller Stille ein paar Tage zu verleben. Der Zufall wollte, daß ich auch die Nichte des Priesters antraf, die jetzt in einem Kreise des benachbarten Gouvernements als Hebamme angestellt war. Diese Tage brachten mich zu ihr in nähere Beziehungen, sie ließ den spöttischen Ton fallen und sprach mit mir ruhig über die Verhältnisse in unserm Vaterlande und sagte auch, wie man nach ihrer Überzeugung eine Besserung anbahnen könnte. Wir stritten uns hitzig, aber die Diskussion war für mich sehr lehrreich.

Ich hörte da zum erstenmal eine scharfe Kritik der herrschenden Zustände und der gesellschaftlichen Schäden, hörte auch gleichzeitig, daß die einzige Abhilfe in einer vollkommenen Umwandlung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes bestände. Mir fiel auf, daß, obwohl sie mir gegenüber den spöttischen Ton hatte fallen lassen und mich für voll ansah, doch die Überzeugung zum Ausdruck kam, ich, der Aristokrat könne sich in diese neuen, gesunden Ideen nicht hineindenken. Obwohl mich dabei ein unangenehmes Gefühl beschlich, fühlte ich mich im ganzen doch gestärkt und erfrischt und reiste nach Petersburg mit dem bestimmten Vorsatz, den Arzt, dessen genaue Adresse ich jetzt erfahren hatte, aufzusuchen, um mich mit ihm, wie wir im Russischen sagen „Seele in Seele" auszusprechen.

II

Dr. Popoff wohnte ziemlich weit vom Zentrum in einem Fabrikviertel der Stadt und hatte dort eine sehr bescheidene kleine Wohnung.

Auf den Rat von Olga Nikolajewna gestaltete sich mein Besuch ziemlich geheimnisvoll, d. h. ich benutzte nicht meine Equipage, sondern nahm eine Droschke und fuhr nicht direkt vor seinem Hause vor. Das verlieh dem ganzen

etwas Abenteuerliches. Ich war gespannt, wie unsere erste Unterredung ausfallen würde. Ich trat in eine kleine Wohnung, die nur notdürftig möbliert war, lieferte mein Empfehlungsschreiben ab und wurde von einem Herrn mit lebhaften schwarzen Augen und einem dunklen Bärtchen begrüßt. Ich hatte nicht so viel Vertrauen zu einem Menschen, den ich zum ersten Male sah, daß ich sofort mit allen meinen Zweifeln und Fragen hervorkam. Ich sagte ihm daher kurz, daß ich mich mit der Lage der Arbeiterbevölkerung beschäftigen möchte, und da er auf Grund seiner Praxis mir am ehesten Auskunft erteilen könnte, bäte ich ihn darum.

„Haben Sie denn überhaupt schon etwas über die Lage der Arbeiter im allgemeinen und speziell in Rußland gelesen?" fragte er mich. — Ich nannte ein paar Bücher, worauf er lächelnd meinte:

„Die werden nicht ganz genügen, und ich werde Ihnen noch eine Reihe anderer Bücher empfehlen." — Er nannte ein paar auf diesem Gebiete bekannte Namen.

Da er außer seiner Praxis durch Auskunftsuchende sehr in Anspruch genommen war, so bat er mich, doch noch in derselben Woche einen Abend zu ihm zu kommen; wir könnten dann über vieles ruhiger miteinander plaudern.

Der erste Eindruck, den ich von diesem Manne erhalten hatte, entsprach durchaus dem, was mir Olga Nikolajewna von ihm erzählt hatte. Er war ungefähr 36 Jahre alt, war zuerst Assistent an einem städtischen Krankenhause und dann ganz kurze Zeit Arzt in einem Gefängnis gewesen. Ich weiß nicht, durch welche Unannehmlichkeiten er diese Stellung verlor, jetzt war er als Arzt an einer Fabrik tätig, wo er aber nicht viel zu tun hatte, so daß er in seiner freien Zeit noch eine Praxis unter den Arbeitern und der Bevölkerung dieses Stadtteiles ausüben konnte. Er war sehr beliebt und geachtet und übte einen großen Einfluß auf die Arbeiter aus. Das war vielleicht der Grund,

warum die oppositionellen Kreise ein großes Vertrauen zu ihm hatten.

Erst viel später habe ich erfahren, daß er eigentlich Revolutionär war; bei der ersten Begegnung ahnte ich davon noch nichts.

Nach diesem Besuche nun hatte ich das angenehme Gefühl, daß jetzt mein Leben in eine andere, erfolgreiche Bahn einmünden werde; eigentlich ohne rechten Anlaß, aber ich hatte es. Die Tage, die zwischen dem ersten Besuch und der Einladung lagen, benutzte ich, um mich mit den von ihm empfohlenen Büchern zu beschäftigen. Mit einer gewissen Spannung fuhr ich am Abend der Einladung — wieder unter denselben Vorsichtsmaßregeln — zu ihm hin. Es war gegen 8 Uhr, im Zimmer brannte schon Licht, und das Milieu, in dem er lebte, erschien mir heute sehr anheimelnd. Er begrüßte mich wie einen guten Bekannten, bot mir Tee an, und wir plauderten.

Auf meine zufällige Bemerkung, daß ich glaubte, die große heldenhafte Bewegung der siebziger Jahre in Rußland könnte sich nicht so bald wiederholen, fragte er mich: „Wo haben Sie sich über diese Bewegung orientiert, und woher kennen Sie die Namen der Revolutionäre, die Sie eben erwähnten? In Ihren Kreisen kennt man sie entweder gar nicht, oder man spricht von ihnen wie von gemeinen Verbrechern." — Ich erklärte ihm nun, daß mir Olga Nikolajewna dieses und jenes erzählt und mir auch ein paar Bücher zu lesen gegeben hätte. Nach einem kurzen Schweigen sagte er: „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß große, die Menschen zum Kampfe gegen Willkür begeisternde Ideen plötzlich von der Oberfläche verschwinden können. Sie haben nur in einer Hinsicht recht, daß nämlich die Bewegung der siebziger Jahre nicht in derselben Art und Weise wiederkehren wird. Sie wird eine andere Form annehmen und sich einen besseren Stützpunkt suchen, d. h. sie wird versuchen, die große Masse für sich zu gewinnen und

durch Agitation und Propaganda ihr die Notwendigkeit eines Wechsels der herrschenden Regierung klar zu machen. Das ist eine große Aufgabe, aber es gibt auch jetzt noch Menschen, die sie ausführen können. Mich freut es, daß Sie ein solches Interesse für die Freiheitsbewegung äußern. Ich werde Ihnen zur besseren Orientierung eine kurze historische Charakteristik der früheren und der jetzigen Bewegung geben."

Ich war so ehrlich, dem Arzte sofort zu erklären, daß ich von einer Freiheitsbewegung sehr wenig wisse. Mein Interesse richte sich hauptsächlich darauf, mir einen Lebenszweck zu suchen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die für Sachen, die sie nicht kennen, voll und ganz eintreten; er müsse mir zuerst die Ziele der Freiheitsbewegung und die Mittel nennen, die sie benutze. Der Arzt erwiderte mir: „Ich wollte es gerade damit tun, daß ich Ihnen einen historischen Überblick über die ganze Bewegung gebe, was ich natürlich nur in großen Umrissen tun kann."

Er sprach von der revolutionären Bewegung der 70er und 80er Jahre, die die Einführung einer parlamentarischen Verfassung anstrebte, und schrieb ihre Resultatlosigkeit dem Grunde zu, daß sie bloß von der Intelligenz geschaffen, auf einer falschen Theorie basiert war und die Masse nicht hinter sich hatte. „Sehen Sie," fuhr der Arzt fort, „wir haben uns überzeugen müssen, daß unsere geschichtliche Entwicklung keineswegs anders ist als in Westeuropa. Die Behauptung, Rußland sei vor den Gefahren des Kapitalismus geschützt, das alte Gemeindewesen — die Kommune — existiere noch bei uns und könne bei normalen Verhältnissen zur Lösung der sozialen Frage ausschlaggebend sein, diese Behauptung hat sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen als falsch erwiesen. Nein, wir leiden gerade unter dem Zustande eines ungesunden, in seiner Entwicklung gehemmten Kapitalismus. Die Bauern sind nicht mehr eine

kompakte Masse von gleichgestellten Grundeigentümern; die ständig wiederkehrende Hungersnot, die wirtschaftliche Entwicklung, die ungeheure Last der Steuern zwingen den Bauer, seinen Grund und Boden zu verlassen und das Lumpenproletariat zu vermehren. Die Klassengegensätze machen sich nun auch bei uns mehr bemerkbar. In der legalen Literatur erscheinen nun Abhandlungen, die vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung die Bauernfrage, das Gemeindewesen, die Entwicklung der Industrie und andere Fragen des öffentlichen Lebens untersuchen. Über kurz oder lang wird die Zensur dies verbieten. Für den Intelligenten entsteht die Frage: wie kann ich am besten helfen? Die legale Tätigkeit schließe ich von vornherein vollkommen aus; wir haben genügend Beispiele, daß die Regierung nichts gestattet. Bei der geheimen Arbeit kommt vorläufig nur in Betracht das Proletariat. Wir müssen in kleinen Kreisen arbeiten, wo den Arbeitern elementares Wissen beigebracht und ihre politische und soziale Lage klargemacht wird. Nicht wir, oder Theorien, schaffen eine Bewegung, sie entsteht durch die Not und den gewaltigen Druck von oben. Nun ist es unsere Arbeit, diese Bewegung in die richtigen Bahnen zu leiten, um den unterdrückten Klassen den größten Nutzen zu geben. Unsere Hauptaufgabe ist zunächst, die Arbeiter wie im allgemeinen so auch politisch zu schulen. Der Arbeiter wird in der kommenden russischen Revolution der Vorkämpfer sein."

Ich war von meinem neuen Bekannten ganz hingerissen und muß noch heute sagen, daß ich selten einen so beredten Kämpfer für seine Ideen getroffen habe. Von nun ab war ich öfter bei ihm zu Besuch, und wenn es ihm die Zeit erlaubte, ließ er sich in lange theoretische Auseinandersetzungen mit mir ein, wobei ich immer den Standpunkt vertrat, daß man in Rußland auf gesetzlichem Wege sehr viel Nützliches und Gutes leisten könne. Ich meinte, daß es mir, nachdem ich mir die fehlenden Kenntnisse angeeignet hätte, sehr

leicht fallen würde, die Behauptung zu beweisen. Eines Abends fragte er mich: „Haben Sie Lust, mit mir in eine kleine Gesellschaft von Gesinnungsgenossen zu gehen? Sie werden sehen, daß es für Sie von großem Nutzen ist, Menschen kennen zu lernen, die in anderen Kreisen aufgewachsen sind und andere Ideen haben als Sie."

Zögernd ging ich auf seinen Vorschlag ein; endlich gewann aber doch die Neugier das Übergewicht.

Ich entsinne mich noch heute lebhaft, wie wir in einem Hinterhause vier schmutzige Treppen hinaufstiegen und nach einer kurzen Begrüßung mit dem Eigentümer der Wohnung uns in zwei kleinen Zimmern befanden. Mehrere Männer und ein paar Frauen waren anwesend. Alle waren ziemlich einfach gekleidet und machten den Eindruck von Volksschullehrern oder Angestellten irgend eines kaufmännischen Geschäfts. Im Laufe der Unterhaltung stellte es sich aber heraus, daß von den 7 oder 8 Männern, die dort waren, einige noch Studenten waren und die anderen die Universität schon verlassen hatten. Ich kann nicht sagen, daß ich besonders herzlich aufgenommen wurde; man begrüßte mich mit einem gewissen Mißtrauen. Lag es nun an meiner Kleidung oder an sonst etwas, ich merkte, daß erst nach einiger Zeit, nachdem mein Bekannter sich mit jedem leise unterhalten hatte, die Stimmung mir gegenüber etwas günstiger wurde.

Man wurde ungezwungener. Die Bewirtung war sehr einfach. Es wurden Tee und ein paar kalte Sachen aufgetragen.

Man unterhielt sich über eine Reihe politischer Theorien, die mir unbekannt waren. Man sprach von den russischen Bauern, von dem Arbeiterstande, von der Evolution der bürgerlichen Gesellschaft, von der Arbeiterbewegung im Auslande, mit einem Worte: das Gespräch trug ein stark politisches Gepräge. Für mich war vieles davon vollkommen neu, und ich beteiligte mich fast gar nicht

an der Unterhaltung. Nur ein einziges Mal kam einer der Anwesenden auf mich zu und fragte, ob ich nicht etwas Geld für den und den Zweck — was es eigentlich war, weiß ich jetzt nicht mehr genau — geben möchte. Ich erfüllte seinen Wunsch, indem ich ihm hundert Rubel überreichte. „Sie müssen viel Geld haben," meinte der Herr, „daß Sie eine solche Summe so leicht entbehren können." — Diese Bemerkung fiel mir auf; ich war nicht gewohnt, die Summe für groß zu halten, denn wie oft geschah es nicht, daß ich in einer Laune in guter Gesellschaft das Doppelte, Dreifache und Fünffache hinauswarf.

Der Abend hatte zur Folge, daß ich nachzudenken begann, was eigentlich die Leute wollten, und ob sie auch imstande sein würden, ihre Absicht — die herrschenden Zustände zu bessern — durchzuführen.

Bei einer meiner nächsten Begegnungen mit dem Arzt brachte ich das Gespräch auf diese Zusammenkunft und sagte unter anderm: „Sehen Sie, Herr Doktor, ich kann nicht begreifen, wie diese Menschen, die das große Ideal haben, die Menschheit glücklich und zufrieden zu machen, dieses Ideal erreichen können, wenn ihnen der Einfluß und überhaupt eine gesellschaftliche Position fehlt. Ich weiß, Sie werden erwidern, daß die große Masse von den ‚herrschenden' Klassen *verlangen* wird, daß ihre gerechten Wünsche erfüllt werden. Trotzdem muß ich sagen, daß man gegen Menschen mit mächtigem Einfluß doch nur kämpfen kann, wenn man eine Position hat." — Der Arzt lachte und antwortete: „Sehen Sie, wie tief Sie noch in den Vorurteilen Ihres Standes stecken! Sie müssen arbeiten, lesen, nachdenken, dann werden Sie erst begreifen, daß die Geschichte nicht von Leuten in Positionen geschaffen wird, sondern von der großen Masse. Mich freut es aber, daß Sie darüber nachgedacht haben, und ich bin überzeugt, daß Sie früher oder später doch zu einer richtigen

Meinung kommen werden. Bleiben Sie nur so wie Sie sind, helfen Sie uns vorläufig mit Geld, das andere wird sich schon finden."

Seit ich den Arzt kennen gelernt hatte, vernachlässigte ich meine gesellschaftlichen Pflichten vollkommen, verbrachte meine Zeit zu Hause und studierte. Ich las alle die Bücher, die er mir empfohlen hatte, und da sich selbstverständlich neue Fragen und Zweifel einstellten, las ich dies und jenes noch und, wie ich jetzt einsehe, herzlich viel Überflüssiges. Z. B. las ich ein Buch über die Arbeiterfrage in Deutschland. Da wurde in der Bibliographie eine Reihe von Werken angeführt, die dem Verfasser als Quellen gedient hatten. Ich las einen Teil dieser Quellen auch durch und verwirrte mir dadurch das Verständnis für diese Frage noch mehr. Gewiß, ich konnte ja den Arzt über dieses oder jenes befragen, aber ich genierte mich, ihm meine Unbeholfenheit einzugestehen, denn ich war nicht wenig stolz, daß ich so jung mein juristisches Studium abgeschlossen hatte, und glaubte, daß ich ziemlich viel verstünde und kennte.

Es waren schon drei oder vier Monate seit meiner Bekanntschaft mit dem Arzte vergangen, mein Fernbleiben von der Gesellschaft fiel meinen Verwandten auf, und sie wollten wissen, was ich eigentlich triebe. Um sie zu beruhigen, erklärte ich, daß ich mich jetzt speziell mit juristischen Fragen befaßte, um über kurz oder lang meine Kenntnisse beruflich zu verwerten.

Ich hatte nun auch mehr Einblick in die Tätigkeit des Arztes gewonnen. Ich wußte, daß die Leute irgendwo eine Druckerei haben mußten, worin Aufrufe an die Arbeiter und Flugblätter gedruckt würden. Ich wußte auch, daß sie Propaganda trieben, aber wie, wo und in welcher Weise sie das bewerkstelligten, davon hatte ich keine Ahnung.

Oft kam es zu Diskussionen mit dem Arzte. Wenn er z. B. erklärte, Rußland müsse eine neue Regierungs-

form erhalten, und über Parlament, Wahlrecht und dergleichen sprach, erwiderte ich, daß in einem Lande, wo der größte Teil der Menschen nicht lesen und schreiben könne, von solch einer Regierungsform nichts zu erwarten sei. Ich ging soweit, zu behaupten, ein aufgeklärter und humaner Absolutismus sei besser als irgend eine andere Regierungsform, und wies als Beispiel auf Frankreich und Deutschland hin. Ich muß sagen, daß trotzdem ich ganz anders dachte wie er, mich der Arzt ernst nahm; er lachte nur ab und zu über kleine, nach seiner Meinung kuriose Ansichten und versuchte mich zu überzeugen, daß das, was ich vorschlüge, unhaltbar wäre. Ich hatte ihm nämlich angeboten, mit meiner Hilfe eine Reihe von Schulen zu eröffnen und zu einem billigen Preise eine Zeitung herauszugeben, um so langsam das Volk zu erziehen.

Alle diese Versuche aber, meinte er, würden fehlschlagen, weil ich unbedingt am Widerstand der Regierungsorgane scheitern würde. „Denn sehen Sie,“ sagte Popoff, „bis jetzt haben wir noch keine Tatsache zu verzeichnen, daß die russische Bureaukratie eine gemeinnützige Sache, die von privater Seite ins Leben gerufen war, unterstützte. Im Gegenteil, überall stellt sie nicht allein Hindernisse in den Weg, sondern behandelt solche Idealisten als Verbrecher. Einem Dorfschullehrer, der doch wahrhaftig bei seinen 18 bis 20 Rubel monatlich kein beneidenswertes Dasein führt, wird noch das Leben obendrein durch Bespitzelung von Polizisten und Popen erschwert, und er ist stets in der Gefahr, ohne Aussicht auf eine andere Lehrerstelle abgesetzt zu werden. Wenn eine Hungersnot ausbricht und Privatleute dabei helfen wollen, wird ihnen in der Kanzlei des Gouverneurs, wo sie die Erlaubnis zur Errichtung einer Speiseanstalt einholen müssen, erklärt, es existiere keine Hungersnot. Geben sich aber endlich die Beamten dazu her, die Hungersnot offiziell zuzugeben,

so werden die Leute auf Schritt und Tritt überwacht und schikaniert. Beim Ausbruch einer Epidemie, wo wieder private Unterstützung angeboten wird, verlangt die Regierung vom Arzt ein Leumundszeugnis, und falls er als junger Student in irgend eine, auch die unbedeutendste politische Sache verwickelt war, mag es auch noch so lange her sein, darf er nicht seine Praxis ausüben, denn er könnte ja ein verkappter Agitator sein." Ich bat ihn trotzdem, mich mit einem guten, tüchtigen und ehrlichen Journalisten zusammenzubringen, der mich tatkräftig bei einem Zeitungsunternehmen unterstützen könnte. Außerdem sagte ich ihm, daß ich auf einem kleinen Gut, das mir persönlich gehörte, eine Schule errichten möchte und daher einen guten Lehrer oder eine Lehrerin suchte.

Schließlich hatte ich mir folgenden Plan ausgedacht: ich wollte eine Zeitung gründen, die gut redigiert werden und populär geschriebene Artikel der besten Schriftsteller Rußlands zu billigem Preise bringen sollte. Denn die meisten guten Zeitungen sind in Rußland so teuer, daß sie weder der Arbeiter noch der Bauer halten kann. Später, wenn das Unternehmen gesichert schiene, sollte es einigen intelligenten Leuten, die sich für das Wohl ihrer Nächsten interessierten, überlassen werden, ich selbst würde mich einer anderen Sache, die mir sehr wichtig schien, zuwenden.

In dem Gouvernement, wo eines unserer Güter lag, existierte als Hausgewerbe eine bedeutende Kleineisenindustrie. Zufällig las ich einen Artikel eines Statistikers, der über die furchtbare Ausnutzung dieser Hausarbeiter durch die Aufkäufer, die sogenannten Kulaks, berichtete. Mit dieser Frage beschloß ich mich näher zu beschäftigen, den Markt zu untersuchen und mich eventuell dort niederzulassen oder einen anderen anzustellen, der die Sachen teurer bezahlte als diese Aufkäufer. Dann sollten die Erzeugnisse auf den großen Markt gebracht, verkauft und der Gewinn folgendermaßen verteilt werden: Ein gewisser Prozentsatz sollte zur Grün-

dung eines Kapitals benutzt, der andere dagegen dem Hausarbeiter überwiesen werden. In dieser Weise könnte, meiner Meinung nach, ein gewisses Kapital angesammelt und dann das ganze Unternehmen den Gewerbetreibenden selbst überlassen werden. Wenn ich eine Reihe von solchen Unternehmungen in verschiedenen Teilen Rußlands ins Leben gerufen hätte, könnte ich eine große Bank, die diese einzelnen Unternehmungen umfassen sollte, gründen. In dieser Weise würde der Produzent den größten Vorteil von seiner Arbeit haben, und nicht allein der materielle Wohlstand, sondern mit ihm würden auch Bildung und Kultur einziehen.

Das war eine große Aufgabe, und ich war mir selbst wohl bewußt, daß ich diese Sache allein nicht durchführen konnte, aber ich rechnete auf die Opferfreudigkeit der Intelligenz Rußlands. Ich hatte die Absicht, den größten Teil meines Vermögens für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen, um die nötige materielle Basis zu schaffen, und war überzeugt, daß in höchstens zehn bis fünfzehn Jahren die Sache so fortgeschritten wäre, daß ich mein Geld zurückerhalten und es für andere gemeinnützige Zwecke verwenden könnte.

Neben der Zeitung und diesem Genossenschaftsunternehmen hatte ich die Absicht, allmählich eine Reihe guter Bücher zu billigem Preise zu verlegen und sie durch reisende Verkäufer auf den Jahrmärkten oder auch einfach in den Dörfern verkaufen zu lassen. So würde mein ganzes Leben einer großen Aufgabe gewidmet sein. Wie schon gesagt, rechnete ich sehr mit der Opferfreudigkeit der russischen Intelligenz und war überzeugt, daß ich genug Helfer finden würde. Ich setzte mich an die Arbeit, um den Plan des Genossenschaftsunternehmens im einzelnen auszuarbeiten, und als ich ihn fertig hatte, bat ich den Arzt, mich zu besuchen, und las ihm mein Erzeugnis vor. Er hörte mich stillschweigend an, doch als ich zu Ende war,

sagte er: „Der Plan ist ja recht schön, aber vergessen Sie nicht, daß die Regierung Ihnen sehr viele Hindernisse in den Weg legen wird. Und nicht einmal Ihnen mit Ihren guten Beziehungen dürfte es gelingen, auch nur einen Teil Ihres Vorhabens auszuführen. Das Hauptbedenken aber ist und bleibt, daß Sie zu kühn in den Gang der geschichtlichen Entwicklung eingreifen, um sie aufzuhalten. Der sogenannte Ökonomist Proudhon hatte einen ähnlichen Plan, und es kam nichts dabei heraus. Ich will mich in keine langen Erörterungen einlassen, werde Ihnen aber ein paar Artikel empfehlen, die sich mit dieser Frage beschäftigen."

Da ich dieses Genossenschaftsunternehmen allein nicht durchführen konnte, bat ich den Arzt um einen Mitarbeiter. Er versprach mir auch einen zu suchen, riet mir aber doch, erst einmal mit der Gründung der Zeitung zu beginnen.

Mittlerweile war der Sommer gekommen, und ich reiste aufs Land. Auf dem Gut war ich in diesem Sommer ganz allein, arbeitete an dem Zeitungsprojekt und führte eine ausgedehnte Korrespondenz mit einer Reihe von Journalisten, die ich für meine Zeitung zu gewinnen dachte.

Nach meiner Rückkehr nach Petersburg, im Herbst, legte ich mein Projekt sofort dem Arzte vor, und nach einigen kleinen Korrekturen fand er es gut. Ich reichte eine Eingabe an die Verwaltung für die Presse ein, und nach ungefähr drei Wochen erhielt ich eine Einladung, mich dem Chef der Presseverwaltung vorzustellen. Dieser Beamte erklärte mir, daß ich die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung haben könne, aber nur unter zwei Bedingungen: Erstens müßte der Abonnementspreis erhöht werden (ich glaube, ich hatte den Preis auf 6 Mark jährlich angesetzt, und der Beamte verlangte, daß ich das Abonnement auf 24 Mark fürs Jahr erhöhe), und zweitens dürften an dieser Zeitung keine jüdischen Mitarbeiter angestellt werden, außerdem sollte auch das Programm etwas geändert

werden. Ich ging auf seinen Vorschlag nicht ein und versuchte durch meine Verbindungen die Sache auf anderm Wege durchzuführen.

Aber überall, wohin ich ging, schenkte man mir zwar große Aufmerksamkeit, fand die Idee gut, interessierte sich dafür, doch die nötige Hilfe blieb aus. Diese Enttäuschung war für mich überraschend, und ich verzweifelte, etwas Nützliches und Gutes durchführen zu können, weil diese Bureaumenschen überhaupt kein Verständnis für dergleichen hatten.

So setzte ich mein Studium ruhig fort, beteiligte mich an einigen Bauernprozessen und verkehrte mit dem Arzte weiter. Er tröstete mich, als ich ihm erzählte, der Plan der Zeitung sei gescheitert, und riet mir, nun mit dem Verlage anzufangen.

Die Leute, die ich bei dem Arzt kennen gelernt hatte, kamen ab und zu direkt zu mir oder baten mich durch den Arzt hin und wieder, ihnen Geldunterstützungen für ihre Bestrebungen zukommen zu lassen. Ich tat es gern und trat in dieser Weise in ständige Beziehungen zu denen, die für ein freies Rußland kämpften.

Die Ziele dieser freiheitlichen Bewegung waren mir nun immer klarer geworden, und obgleich ich mich persönlich für diese Art Arbeit nicht so erwärmen konnte, daß ich selbst Anteil daran nahm, so wendete ich den Leuten doch immer größere Geldsummen zu.

Meine Absicht ging ja hauptsächlich, wie ich schon erwähnt habe, auf eine nutzbringende gesetzliche Tätigkeit. Ich hatte den Leuten die Unterstützung nicht der Sache wegen zukommen lassen, sondern hauptsächlich in dem Gefühl, daß sie alles für ein ihnen heiliges Ziel opferten. Ich gab den Personen, nicht der Sache.

III

Um meinen Plan durchzuführen, brauchte ich größere Mittel, als mir zur Verfügung standen. Ich hatte von meinem

Vater ein Kapital von ungefähr 100000 Rubel zur persönlichen Verfügung erhalten und bekam von dem Gesamtvermögen, das meiner Mutter zur Nutznießung stand, einen jährlichen Zuschuß, so daß ich mindestens 25—30000 Rubel jährlich zu verzehren hatte. Außerdem konnte ich nach dem schriftlich ausgedrückten Willen meines Vaters auch mehr Geld aus dem Gesamtvermögen erhalten.

Zu den Unternehmen, die ich geplant hatte, gehörte ein größeres Kapital, und da ich in reichen Verhältnissen aufgewachsen war, rechnete ich an sich schon immer mit größeren Summen. Um mir mein Geld zu verschaffen, entschloß ich mich zu einem Vergleich mit meiner Stiefmutter und wollte ihr persönlich meinen Standpunkt klar legen, um sie für meinen Plan zu gewinnen.

Meine Stiefmutter hielt sich gerade in Baden-Baden auf. Ich wurde nicht besonders herzlich von ihr empfangen. Nach ein paar Tagen kam ich mit ihr in ein Gespräch, wobei sie auch die Frage berührte, was ich nun weiter tun würde. Sie sagte: „Du lebst in Petersburg ganz deinem Vergnügen und tust nichts. Wie gedenkst du denn eigentlich dein Leben einzurichten? Bist du nicht endlich zu der Überzeugung gekommen, daß es für dich gut wäre, in den Hofdienst oder in ein Ministerium einzutreten? Obwohl ich deine Abneigung gegen den Offizierstand nicht begreifen kann, habe ich den Gedanken, dich als Offizier zu sehen, aufgegeben. Etwas mußt du aber doch werden; es ist auch höchste Zeit, daß du dich nach einer passenden Frau umsiehst. Aber vielleicht greife ich den Tatsachen vor, denn ich kenne ja die Gründe noch gar nicht, warum du mich aufgesucht hast. Eine Sympathie zwischen uns existiert nicht mehr, wenigstens von deiner Seite nicht, möglicherweise hat dich also eine Herzensangelegenheit zu mir geführt. Ich würde mich freuen, wenn du eine passende Partie machen würdest. Deine Tante, die Gräfin L., hat mir im Winter geschrieben, sie hätte für dich etwas in Aus-

sicht. Leider sieht sie dich aber so selten, daß es zu einer Aussprache nicht kommen konnte."

„Von einer Herzensangelegenheit", erwiderte ich, „kann keine Rede sein, ich habe aber doch einen zwingenden Grund, mit Ihnen zu sprechen. Ich sehe selbst ein, daß ich nicht weiter leben kann, ohne eine bestimmte Tätigkeit zu haben, und möchte mit Ihnen beraten, wie ich mein Leben am besten einrichte. Ich habe bereits einen Plan, aber zur Durchführung dieses Planes brauche ich eine gewisse Geldsumme." —

Meine Stiefmutter sah mich erstaunt an und meinte: „Das muß ja ein ganz sonderbarer Plan sein, zu dem du Geld brauchst. Erkläre dich etwas genauer."

Ich war von meiner Idee so ergriffen, daß ich anfing, meiner Stiefmutter auseinanderzusetzen, wie trostlos ich mich fühlte, wie ich lange nach einer nützlichen Tätigkeit gesucht hätte, und wie ich ganz zufälligerweise darauf gestoßen sei, man müsse den Bauern und den Arbeitern helfen. Ich sähe die einzige Möglichkeit, den Leuten ein besseres Leben zu schaffen, darin, wenn man gute Bücher und Zeitungen verbreite und Schulen gründe. Meine Stiefmutter hörte mich ruhig an und sagte darauf: „Diese Hirngespinste sind mir nicht unbekannt, ich habe auch Leute getroffen, die sich mit solchen Phantastereien abgaben, und was war das Resultat? Früher oder später waren sie darüber verzweifelt, daß sie ihre Ideale nicht durchführen konnten. Sie gerieten entweder in die Hände von Gaunern, die ihnen alles Hab und Gut abnahmen, oder sie wurden selbst Gauner. Du mußt nicht denken, daß ich mich nicht auch für das Wohl und Wehe meiner Mitmenschen interessiert habe. Ich habe auch versucht, Gutes zu tun, und habe nur Undank geerntet. Die Menschen sind einmal so, sie wollen das Gute nicht anerkennen, sie sind undankbar und schlecht. Ich habe noch vor kurzem einem sehr begabten jungen Menschen helfen wollen. Und was war der Er-

folg? Als der Mann etwas mehr Geld erhielt, tat er nichts, wurde gegen mich, seine Wohltäterin, frech und hat mich in einer ganz gemeinen Weise betrogen. Solche Erfahrungen haben mir den Mut genommen, den Menschen helfen zu wollen."

Ich hörte die Ausführungen meiner Stiefmutter stillschweigend an und dachte unwillkürlich an die vielen Geschichten, die ich über ihre Wohltätigkeit gegenüber allerhand Künstlern gehört hatte. Meiner Ansicht nach waren das allerdings recht eigenartige Wohltaten. Meine Stiefmutter fuhr fort und sagte: „Ich begreife deine Zweifel und deine Unzufriedenheit; ich sehe auch, woher es kommt, daß du so hin und her schwankst. Es ist das Resultat der sonderbaren Erziehung deines Vaters. Er war ein Phantast, wußte nicht, was er mit dir anfangen sollte, und jetzt mußt du, armer Junge, unter den unvernünftigen Ansichten und Ideen deines Vaters leiden. Ich rate dir, laß deine schönen und guten Pläne fallen. Das rate ich dir, weil es mich betrüben würde, dich nach kurzer Zeit vollkommen gebrochen zu sehen. Allerhand Gauner werden sich an dich drängen und dir dein Geld abnehmen, und du wirst von dieser ganzen Geschichte weiter nichts haben als trübe Erfahrungen. Du würdest nur den Glauben an die Menschheit verlieren und ein Misanthrop werden. Ich wünsche dir von ganzem Herzen nur Gutes und rate dir, wenn du nicht sofort einen Dienst annehmen willst: lebe vorläufig im Auslande, lebe zu deinem Vergnügen, suche die Gesellschaft auf, vielleicht triffst du ein Mädchen, zu dem du eine Zuneigung faßt, und wenn sie uns gesellschaftlich gleichsteht, soll sie mir als Familienmitglied herzlich willkommen sein. Das ist die einzige Lösung, das Beste, was du tun kannst."

Ich antwortete: „Ich bin Ihnen für diese wohlgemeinten Ratschläge sehr dankbar, ich nehme sogar an, daß sie einer Sympathie für mich entsprungen sind. Ich habe mir

aber genau überlegt, was ich tun will. Der Plan meiner zukünftigen Tätigkeit liegt vollkommen klar vor mir. Das, was Sie mir entgegenhalten, ist mir nicht unbekannt, aber ich bin überzeugt, daß ich keine traurigen Erfahrungen machen werde. Die Tatsachen, die Sie mir jetzt eben genannt haben, um den Undank der Menschen zu beweisen, kenne ich schon lange. Ich habe fleißig gearbeitet und studiert und gesehen, daß die Art Wohltaten, wie Sie und Ihresgleichen sie tun, nur einer Laune entspringen, und wenn Sie dabei mit irgend einem Kerl schlechte Erfahrungen machen, wird sofort der Schluß gezogen, ‚alle Menschen sind Gauner und Betrüger'. Solche Verallgemeinerungen verstehe ich nicht. Mich kann nichts abhalten, meinen Plan durchzuführen. Ich habe Ihnen die Sache so klar dargestellt und ausführlich über meinen Zweifel und meinen Kampf gesprochen, nicht weil ich mir Rat bei Ihnen holen wollte, sondern nur weil ich finanzielle Unterstützung brauche, denn mein Vermögen reicht nicht aus, um den ganzen Plan zu verwirklichen. Ich brauche mehr Geld. Ich hätte ganz ruhig für meinen jährlichen Bedarf mehr verlangen können, Sie würden aber erstaunt gewesen sein, wozu ich das viele Geld brauchte, denn Sie würden ja hören, daß ich sehr zurückgezogen lebe. Um keine falschen Meinungen auftauchen zu lassen, habe ich beschlossen, Sie zu bitten, mir einen gewissen Teil des ganzen Vermögens schon jetzt auszuzahlen. Damit ermöglichen Sie mir, meinen Plan auszuführen."

Während ich sprach, versuchte meine Stiefmutter ein paarmal ungeduldig, mich zu unterbrechen, aber es gelang ihr nicht, ich führte meine Antwort ruhig zu Ende. Endlich sagte sie: „Bist du fertig? Jetzt möchte ich reden .... Ich will nicht haben, daß du die Dummheiten ausführst, die deinem Vater vorschwebten. Ich bin vor Gott und Menschen für dich verantwortlich. Ich kann nicht zusehen, daß du plötzlich als ‚Wohltäter' auftrittst,

ein Vermögen allerhand Gaunern zuwirfst und später nur als lächerliche Figur dastehst. Solange ich lebe, gehört das Vermögen mir, und ich werde nichts tun, deine phantastischen Pläne zu unterstützen. Selbstverständlich erhältst du nach wie vor einen Zuschuß. Du magst machen mit dem Gelde, was du willst, aber weitere Unterstützungen lasse ich dir auf keinen Fall zukommen. Ich nehme übrigens an, daß du so verrückt sein wirst, die Verwirklichung deines Planes zu versuchen, und ich bin überzeugt, daß du in höchstens einem Jahre alles, was du besitzt, verloren hast und enttäuscht und verzweifelt dastehst. Junge Leute deines Alters und deines Standes vertun in den Jahren, wo sie das bunte Leben reizt und anzieht, oft sehr viel Geld, das gebe ich zu, und da du ganz anders geartet bist als deine Jugendgenossen, so tut es mir nicht leid, wenn du dieses kleine Vermögen, das dir persönlich zur Verfügung steht, für einen dummen Zweck wegwirfst. Da ich dich nicht zwingen kann, vernünftig zu sein, so kann ich dir nur sagen: Geh und vollbringe deine Dummheiten . . ."

Ich antwortete nichts darauf und reiste am nächsten Tage ab. Die Unterredung mit meiner Stiefmutter hatte mir den Mut nicht genommen.

Nach Petersburg zurückgekehrt, ging ich zu dem Arzt und beriet mich mit ihm, wie ich den Verlag und die Druckerei am bequemsten und besten einrichten sollte. „Wissen Sie", sagte er, „dieses Mal sollten Sie es vernünftiger anfangen. Ich rate Ihnen, machen Sie die Bekanntschaft einiger hochgestellter liberaler Persönlichkeiten und sprechen Sie mit diesen Leuten zuerst im Vertrauen über die Sache, dann wird es Ihnen leichter gelingen, Ihren Plan durchzuführen. Es wäre traurig für Sie, wenn er ebenfalls mißlingen sollte! . . . Dieses Mal müssen Sie es ganz schlau anfangen, Sie könnten ja außerdem vielleicht ein paar Leute heranziehen, die Geld dafür geben, dann brauchen Sie nicht

Ihr ganzes Vermögen hineinzustecken und würden immer noch genügend Geld haben für andere gute Zwecke."

Dieser Rat leuchtete mir ein. Ich suchte wieder die Gesellschaft auf, verkehrte bei einer Reihe von Leuten, meist höheren Beamten, und begann langsam, die Sache vorzubereiten.

Außer denen, die zu meinen Kreisen gehörten und bei denen ich auch schon früher in Gesellschaften erschienen war, lernte ich noch andere kennen, die Protektion oder Zufall in nähere Beziehung zu den hochstehenden Kreisen gebracht hatte. Unterstützt von den Ratschlägen des Arztes, ging ich jetzt recht vorsichtig zu Werke, besah mir erst die Leute sehr genau, mit denen ich über meinen Lieblingsplan sprechen wollte, und hörte ihre Anschauungen, aber da merkte ich, daß die meisten unter ihnen von der Unfehlbarkeit des gegenwärtigen Regierungssystems überzeugt waren und sich mit großer Verachtung über all die philanthropischen Versuche, die Bildung auf einem anderen Wege als auf dem von der Regierung vorgeschriebenen unter den ärmeren Klassen Rußlands zu verbreiten, aussprachen. Ab und zu hörte ich sogar Äußerungen, daß diese Versuche die Unzufriedenheit der großen Masse anstachelten und den Boden für revolutionäre Umtriebe vorbereiteten. Aber ich erfuhr auch von meinem Onkel oder irgend einem anderen Bekannten, daß diese oder jene einflußreiche Persönlichkeit früher einmal rot angehaucht war, von manchen erzählte man sich sogar, daß sie im Gefängnis oder in der Verbannung gewesen waren.

Diese Bemerkungen gaben mir Anlaß zu der Hoffnung, daß ich bei solchen früheren „Schwärmern," wie ich auch oft genannt wurde, eher Verständnis für meinen Plan finden würde.

Es vergingen inzwischen zwei bis drei Monate, ohne daß ich mit irgend einem Bekannten über die Sache gesprochen hatte. Währenddem führte ich die Prozesse, die

ich mit dem Rechtsanwalt Nikitin begonnen hatte, weiter durch. Das veranlaßte einen Geheimrat, der eine sehr hohe Stellung im Finanzministerium einnahm, mir in einer Gesellschaft die Frage zu stellen: „Wollen Sie die Bauernprozesse zu ihrer Spezialität machen und als Fürsprecher für die Leiden und Sorgen ‚unserer Stützen der Gesellschaft' auftreten? Es ist eine schöne Aufgabe, aber eine sehr undankbare. Nun, ich will Ihnen den Mut nicht nehmen und wünsche Ihnen nur Glück zu ihrem Unternehmen." — Er sagte dieses in einer halb herzlichen, halb sarkastischen Weise. Den Sarkasmus schrieb ich seinem Alter und den Enttäuschungen zu, die er durchgemacht hatte. Es war zum ersten Male, daß jemand aus der Gesellschaft, in der ich verkehrte, mit mir über meine Arbeit in dieser Weise sprach.

Ich beschloß nun, diesen Geheimrat aufzusuchen und ihm in aller Ruhe meinen Plan eines Verlages, eventuell auch der Zeitungsgründung, auseinanderzusetzen. Ich ging zu ihm, er begrüßte mich sehr freundlich und fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen? Ich stehe Ihnen vollkommen zur Verfügung." Das munterte mich auf, und ich ging gerade aufs Ziel los. Ich erklärte ihm, wie schrecklich es einen berühre, wenn man an die Verwahrlosung der großen Masse und ihre Rechtslosigkeit denke.

Der Geheimrat unterbrach mich mit der Bemerkung: „Ich kenne dies alles sehr genau; Sie erzählen mir nichts Neues. Sagen Sie mir, wie Sie glauben, dieser Not steuern zu können! Denn das ist doch wahrscheinlich der Grund, warum Sie mich aufsuchen?" ... Nun sprach ich von dem Verlage, erzählte, daß ich eine Reihe populärwissenschaftlicher Bücher und guter belletristischer Werke zu einem billigen Preise unter die Masse bringen möchte. Ich ließ mich so weit hinreißen, daß ich ihm auch von der Zeitung, die mir vorschwebte, erzählte, und führte weiter aus, wie schön es wäre, wenn wir in späteren Jahren auch eine wandernde

Volksuniversität hätten. „Leute, die ihre Kenntnisse und Arbeitskraft in den Dienst dieser Sache stellen, gibt es genug. Jetzt hängt es nur einerseits von der Erlaubnis der Regierung ab, anderseits brauche ich dazu ein größeres Vermögen, als ich es augenblicklich besitze."

Als ich geendet hatte, war der Geheimrat ziemlich nachdenklich geworden und sagte: „Das ist alles sehr schön, ich hoffe auch, daß es Ihnen zum Teil glücken wird, aber ich verstehe nicht — was ich dabei soll. Mein Einfluß bei der Regierung ist nicht groß genug, um Ihnen vollkommene Freiheit zu erwirken. Da müssen Sie sich schon lieber an Ihren Onkel, den Grafen L., wenden. Anderseits begreife ich auch nicht, daß Sie, wenn ich Sie richtig verstehe, Geld zu diesem Zweck von anderen Leuten nehmen möchten! Auch hierbei kann ich Ihnen nicht dienen, denn erstens besitze ich kein Vermögen, und zweitens habe ich nicht die Verbindungen, um ein großes Kapital für diesen Zweck aufzutreiben. Ich sehe aber überhaupt nicht ein, daß Sie das Geld andrer brauchen, denn ich bin überzeugt, Sie können es sehr leicht entweder persönlich aufbringen oder von Ihrer Mutter und von Ihren Verwandten erhalten." Darauf erwiderte ich: „Mein Onkel wird meinen Plan nicht verstehen, und folglich wird er ihn auch nicht unterstützen. Ich selbst besitze nur ein kleines Vermögen, und weder meine Stiefmutter, noch meine Verwandten wollen mir pekuniär helfen. Ich hoffte, daß Sie doch so viel Einfluß hätten, um andere dafür zu interessieren; dann wird es mir leichter fallen, den Plan durchzuführen. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil Sie mir gestern in herzlicher Weise Glück zu dem Bestreben wünschten, Fürsprecher der armen russischen Bauern zu sein. Denn ich dachte mir, Sie würden mich besser verstehen und würden mir, wenn nicht mit der Tat, so doch mit Rat beistehen." — „Ja, ja," sagte ziemlich lebhaft die Exzellenz, „ich begreife Sie ja vollkommen, schätze Ihre schöne Gesinnung, aber ich

muß ihnen sagen, daß Sie bei Ihren Verbindungen viel nützlicher wirken können, wenn Sie einen Regierungsposten einnehmen. Ich würde Ihnen raten in die Provinz zu gehn. Dort können Sie eine einflußreiche Stellung bekleiden, dort können Sie auch viel leichter ein gutes Werk vollbringen. Die Gründung eines Verlages würde ihre großen Schwierigkeiten haben. Mit der Zeitung werden Sie nur Scherereien bekommen und über kurz oder lang durch Ihre Tätigkeit der Regierung verhaßt werden. Anstatt der Sache zu nützen, werden Sie ihr nur schaden, und so wie ich denken viele andere. Wir lieben das Volk, möchten ihm helfen, aber nicht in der Weise, wie Sie es tun. Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen. In Rußland muß man Bildung verbreiten, das gebe ich zu; aber nicht in der Weise, wie Sie es möchten. Über kurz oder lang werden wir den Schulzwang einführen. Nur die Regierung kann hier wirklich Nutzbringendes leisten, doch sie kann nur dann etwas tun, wenn sie tüchtige und ehrliche Beamte hat. Die fehlen uns. Anstatt also, daß Sie privatim für die Sache eintreten, sollten Sie lieber der Regierung helfen. Ich stehe Ihnen im übrigen stets zu Diensten. Wenn Sie etwas brauchen, bitte wenden Sie sich vertrauensvoll an mich." ...

Ich sah, daß ich an die falsche Adresse gelangt war, und verabschiedete mich, ohne weiter zu diskutieren. Der erste Schritt war also ein Fehlschlag. Das nahm mir aber nicht den Mut. Ich hatte mir selbst schon öfter überlegt, ob ich als Beamter nicht doch mehr nützen könnte, wie als Privatmann, aber ich wußte auch, daß ich trotz meiner gesellschaftlichen Stellung und verwandtschaftlichen Beziehungen eine Reihe von Jahren als Subalternbeamter tätig sein müßte. Und als solcher würde es mir nie gelungen sein, auch nur einen Teil meiner Ideen, dem Volke zu helfen, durchzuführen. Ich hatte genügend Beispiele, um mir sagen zu können, daß ich den täglichen Kämpfen mit der Korruption nicht gewachsen wäre. Von den vielen Beispielen möchte ich nur

eins anführen. Ein guter Bekannter von mir trat in den Staatsdienst mit dem Wunsch, ein ehrlicher und treuer Beamter zu sein. Er geriet aber in ein Wespennest, deckte von den tausenden Unregelmäßigkeiten einige auf, hatte infolgedessen unter Intrigen und Denunziationen seiner nächsten Kollegen und sogar seines Vorgesetzten zu leiden. Es gelang ihm dann in Petersburg durchzusetzen, daß eine Untersuchungskommission hingesandt wurde; die Untersuchung erwies sein Recht, aber alles blieb beim alten, der unbequeme Beamte, ein unangebrachter Wahrheitssucher, kam ins Ministerium, und da er sich auch hier als viel zu eifrig und ehrlich zeigte, sah er sich gezwungen, diesen nutzlosen Kampf aufzugeben. Ich hörte, er sollte es noch einmal in einem andern Ressort versucht haben, aber seine Mission, alte Übelstände zu beseitigen, mißlang ihm vollkommen, und wenn ich nicht irre, wurde er sogar für verrückt erklärt. — Es gibt freilich auch in Rußland ehrliche und anständige Beamte, aber sie sind eine kleine Minderheit, und wenn sie einmal in hohe, maßgebende Stellungen kommen, hat das Leben ihnen schon längst alle Ideale genommen.

Ich suchte nun die Bekanntschaft eines andern hohen Beamten zu machen, von dem ich gehört hatte, daß er in seinen jungen Jahren an der freiheitlichen Bewegung teilgenommen hatte. Ich wußte, daß er als Student im Gefängnis gesessen hatte, verbannt gewesen war und trotzdem jetzt eine einflußreiche Stellung einnahm. Seine Vergangenheit und sein jetziger Ruf als liberaler Mann gaben mir das Vertrauen, daß ich bei ihm Verständnis für meine Ideen finden würde. Durch Vermittlung eines Bekannten lernte ich ihn kennen. Bei der ersten Begegnung machte er einen sympathischen Eindruck auf mich; ich legte ihm daher ohne viel Umschweife meinen Plan vor. Nachdem er mich angehört hatte, sagte er mit spöttischem Lächeln: „Man merkt, daß Sie noch sehr jung sind; Sie glauben noch an die Mensch-

heit, an Ihre eigene Kraft, an Ideale und allerhand andere schöne Dinge, die wir ältern Leute schon längst auf dem Wege verloren haben. Hoffentlich behalten Sie dieses Feuer, mit dem Sie für Ihre Sache eintreten, noch lange Zeit, Sie werden damit in der Gesellschaft Furore machen! Hier in dieser trivialen, langweiligen Gesellschaft wirkt etwas Impulsives bedeutend stärker, als in einem anderen Kreise, wo das Leben brodelt und gärt. Wir leben hier wie in einem ruhigen Wasser, und jede kleine Welle wirkt auf uns überraschend, erregt unsere Neugier und erinnert uns an vergangene schöne Zeiten. Nach der Arbeit des Tages erholt man sich gern bei hochfliegenden idealen Gesprächen. In der Wirklichkeit aber werden Sie selbstverständlich mit Ihrem Plane scheitern. Ich kann Ihnen nur so helfen, daß ich bei ein paar alten Damen, die mich sehr schätzen, für Sie eintrete. Das ist aber auch alles."

Seine Antwort setzte mich in größtes Erstaunen, und meine Enttäuschung war so groß, daß ich nicht wagte, weiter mit ihm zu reden. Ich wollte mich aber doch vergewissern, wie er denn zu dem Ruf eines liberalen Mannes gekommen sei.

Bei der ersten besten Gelegenheit brachte ich bei meinem Onkel das Gespräch wie zufällig auf diesen Geheimrat P. Mein Onkel bezeichnete ihn als einen Emporkömmling. „Er ist einmal in seiner Jugend in eine politische Geschichte verwickelt gewesen, war, glaube ich, auch verbannt, und ich weiß nicht, auf welchem Umwege er plötzlich Sekretär eines Wohltätigkeitsvereins in der Provinz wurde. Die Vorsteherin des Vereins war die Witwe eines hohen Würdenträgers. Übrigens kennst du sie ja auch, es ist die Fürstin T. Die Dame nahm sich seiner an, und mit ihrer Hilfe kam er nach Petersburg, aber schon in einer ganz anständigen Stellung. Er hatte sich da in der Provinz so allmählich hinaufgearbeitet, mußte auch eine ganz tüchtige Arbeitskraft sein, und nun erschien er hier. Die Fürstin T. protegierte

ihn weiter, er wurde in verschiedene Gesellschaften aufgenommen, und seine bissigen Bemerkungen, sein scharfer Spott, seine Bildung verfehlten ihre Wirkung nicht, und er begann die Rolle eines „enfant terrible" in der Gesellschaft zu spielen. Es gab sogar eine Zeit, wo man bei jeder Geschichte, die am Hofe oder in der Gesellschaft passierte, sofort frug: „Wie lautet das letzte ‚bon mot' des Herrn Geheimrats P.?" Seine Vergangenheit hat ihm bei einigen Leuten, die sich zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft sehr um Reformen bemüht haben, den Ruf eines liberalen, anständigen Mannes eingetragen. Er hat außer seinem Regierungsposten noch Stellungen im Aufsichtsrat von verschiedenen Aktiengesellschaften. — Wie kommst du aber dazu, mich gerade über ihn zu interpellieren? Kennst du ihn denn näher?"

Ich weiß nicht, was mich endlich bewog, meinem Onkel meinen ganzen Plan kurz darzulegen, wobei ich ihm sagte, daß ich neben andern auch diesen Geheimrat für meine Sache interessiert hätte. „Hm," sagte mein Onkel, „der Plan sieht dir ähnlich. Phantastisch von A bis Z. Ich begreife nur eins nicht: Warum hast du mir nicht früher etwas darüber gesagt, anstatt dich an allerhand Leute zu wenden, denen man nur notgedrungen die Hand reicht? Diese Leute würden selbstverständlich deinen Plan unterstützen, sie würden viel Aufhebens davon machen, wenn — ja, wenn sie dabei vorwärts kommen könnten. So sehen sie aber, hier steht ein grüner Jüngling, der nicht weiß, was er mit seiner Zeit und seinem Gelde anfangen soll, der zufälligerweise ein schönes Buch gelesen hat und unter dem Eindruck dieses Buches einen ganz verrückten Plan faßt. Sie sind so klug, sich zu sagen, daß die Verwandten des Jünglings ihn nicht unterstützen werden, folglich die Sache verfehlt ist: Ich weiß ja nicht, was dir dieser Geheimrat geantwortet hat, bin aber überzeugt, er wird sich sehr fein und schlau aus der Affäre gezogen

haben, denn er weiß ja nicht, ob du nicht früher oder später einmal die ganze Geschichte bereust und die Karriere einschlägst, die dir zukommt ... Na, das war also eine große Dummheit. Übrigens möchte ich sehr gern mit dir näher über deinen Plan sprechen. Vielleicht bist du so gut und sagst mir, was du nun eigentlich machen willst."

Ich hatte zuerst keine große Lust, meinem Onkel über meinen Lieblingswunsch zu berichten. Aber ich entschloß mich doch dazu, denn ich dachte: er ist ja auch ein Mensch, vielleicht begreift er meine Empfindungen und unterstützt mich möglicherweise sogar. Dieser Gedanke gab mir mehr Zuversicht, und ich detaillierte ihm meinen Plan mit großem Eifer. Nur die Bekanntschaft mit dem Arzte erwähnte ich nicht.

„Wie seltsam", sagte mein Onkel, „ist es doch, daß wir beide einander nie so nahe gekommen sind wie heute. Woran lag das? Warum hast du mir davon nicht früher etwas gesagt?"

Ich antwortete: „Sie müssen nicht vergessen, wie eindringlich Sie mich zu überreden versucht haben, einen Dienst anzunehmen, wie Sie über meine philanthropischen Versuche sprachen. Ich sah in Ihnen einen Menschen, der mich absolut nicht verstehen wollte, der auch meinen Vater mißverstanden und ihm die Schuld zugeschrieben hatte, daß ich solch ein Phantast sei."

„Ein Phantast bist du auch jetzt noch", sagte mein Onkel, „und ich will dir auseinandersetzen, wie falsch du über diese Dinge urteilst. Was bezweckst du mit deinen Schulen, Zeitungen und Büchern? Du willst mit einem Schlage Bildung in unserem Vaterland verbreiten. Das geht aber nicht von heute auf morgen! Es gibt eine sogenannte geschichtliche Entwicklung. Wir haben in Rußland genau die Verhältnisse wie England im 16. Jahrhundert, und außerdem ist unsere ganze Staatsverfassung auf einer

andern Basis aufgebaut, als in den westeuropäischen Staaten. Wir haben schon einmal hier in Rußland Reformen einführen wollen und mußten, weil das Leben uns gezeigt hat, daß das falsch war, wieder den alten Weg einschlagen.

Ich bin nicht umsonst in England erzogen, begreife freiheitliche Bestrebungen vollkommen, muß aber eines sagen: Uns fehlt eine gebildete, feste Aristokratie, und nur unser Stand kann hier in Rußland etwas tun. Wir, die dazu berufen sind, eine große Rolle im Staate zu spielen, die Stützen des Thrones zu sein, wir können nur dann etwas wirken, wenn wir alle fest zusammenhalten. Das ist eine Idee, für die du kämpfen solltest ... du willst keinen Dienst annehmen; gut, laß dich jetzt auf dem Lande nieder. Laß dich zum Adelsmarschall wählen! Bei den Adelsversammlungen treibe Propaganda für die Idee, daß wir, die Adligen, für unser Vaterland arbeiten müssen, und betone, der Herrscher müsse sich auf uns verlassen können. Wir stehen den Bauern gegenüber wie ein Vater zu seinen Kindern. Wenn du den Bauern heute mit einem Male Bildung einfiltrieren willst, so wird das Resultat das sein, daß ihre Ansprüche sich steigern, sie werden verlangen, was ihnen jetzt noch nicht zukommt, und du wirst unbewußt ein Werkzeug der kleinen Schar von Wühlern unter dem Volk sein. Dein Plan ist nicht allein phantastisch, er ist auch verderblich! Ja, ich habe nichts dagegen, — gib eine Zeitung heraus, aber nicht mit dem Programm, das du mir entwickelt hast. Verkünde darin, daß die Stärke unseres Volkes in unserem Glauben, in unserem Volkstum und der Selbstherrschaft liegt. Das sind die Grundlagen, worauf sich eine gesunde und glückliche Gesellschaft von Menschen aufbauen kann. Die Bauern werden auch die Artikel in deiner Zeitung gar nicht verstehen. Aber wenn du ihnen von der Liebe zum Herrscherhause, wenn du ihnen von der Liebe zum Vaterlande sprechen wirst, das werden sie begreifen und da-

mit kannst du dir, — das gebe ich zu — ein Verdienst erwerben. Es gehört aber eine große Geschicklichkeit dazu, eine gute Zeitung zu leiten; und die, glaube ich, fehlt dir. Es wäre besser, wenn wir, d. h. du und ich, eine gewisse Summe dafür hergäben und einen tüchtigen und national gesinnten Journalisten auftrieben."

Während der Auseinandersetzung meines Onkels fühlte ich immer mehr, wie grundverschieden wir die Sache betrachteten. Ich wurde müde, und ich konnte und wollte das Gespräch nicht fortführen. Ich war erstaunt über die Einseitigkeit meines Onkels. Als wir uns trennten, war aber mein Onkel überzeugt, daß er mir die Nutzlosigkeit meines Planes bewiesen habe.

An einem der nächsten Tage suchte ich meinen lieben Bekannten, den Arzt Popoff, auf, um bei ihm Trost zu suchen, denn ich war verzweifelt. Ein Widerwille erfüllte mich gegen alle diese Menschen, die große Worte im Munde führten und, wenn man sie um Rat oder um Unterstützung bat, nichts für eine gute Sache übrig hatten. Ich erzählte dem Arzt, wie es mir ergangen war. Wahrscheinlich hatte ich sehr trostlos gesprochen, denn er sprang plötzlich auf, kam auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Verlieren Sie den Mut nicht. Eigentlich habe ich es ja vorausgesehen, daß es Ihnen schlecht gehen würde, aber ich dachte, daß der Plan erst nach seiner Verwirklichung zum Teufel gehen würde. Was wollen Sie jetzt anfangen? — Wollen Sie doch mit Hilfe eines tüchtigen Mannes die Sache ins Leben rufen? Oder haben Sie den Mut verloren und verzichten vollkommen darauf?" . . . . „Nein," erwiderte ich, „gewiß will ich die Sache weiterführen, aber ich weiß, daß ich immer wieder auf große Hindernisse stoßen werde" . . . „Ja, lieber Freund, jede Sache muß durchgekämpft werden. Sie sind nicht gewöhnt, daß irgendeiner Ihrer Wünsche nicht erfüllt wird, denn Ihnen steht alles zur Verfügung. Sie haben Geld, Sie

haben Einfluß, reiche Verwandte und dachten sich, daß diese Angelegenheit genau so leicht ausgeführt werden könne wie irgend eine Laune. Das ist der Mangel Ihrer Herkunft, Ihrer Erziehung, daß alles, was Ihnen durch den Kopf geht, erfüllt worden ist ... Aufrichtig gesagt, sehe ich gar nicht ein, warum Sie das Geld, das Sie für diesen Zweck bestimmt haben, nicht für eine andere gute Sache ausgeben wollen. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich eine legale Tätigkeit unter den jetzigen Verhältnissen in Rußland für ausgeschlossen halte. Wir müssen versuchen, eine andere Regierungsform zu schaffen. Wir müssen die Unzufriedenen zusammenscharen, mit ihrer Hilfe können wir dann bessere Bedingungen für die Entwicklung der Menschen schaffen. Es existiert kein anderer Ausgang, als die Regierung zu zwingen, die parlamentarische Form einzuführen. Das Volk muß die Möglichkeit haben mitzuregieren, und die revolutionäre Tätigkeit ist die einzige, die dieses Ziel erreichen kann. Jede andere, gesetzliche Tätigkeit, ganz einerlei unter welchem Gesichtspunkt sie geleitet wird, führt über kurz oder lang die Beteiligten zu der Überzeugung, daß sie in einem absolutistischen Staate unmöglich etwas erreichen können."

Trotzdem ich vieles von den Ideen des Arztes begriff und billigte, war ich doch nicht überzeugt genug von dem Rationellen der revolutionären Tätigkeit, um mich ihr vollkommen anschließen zu können. Mein eifriges Studium hatte mir eins klar bewiesen, daß nämlich in Rußland längst der Kapitalismus eingebrochen sei, daß er sich aber dank der schlechten Finanzpolitik nicht gesund entwickeln könne; mir war es auch klar, daß der alte Gemeindebesitz längst nicht mehr existierte, denn die Statistiken bewiesen klar, wie groß der Prozentsatz der besitzlosen Bauern sei, und wie er stetig zunahm, und daß der alte Gemeindebesitz bloß für die Besteuerung da war. Rußland mußte, meiner Meinung nach, genau denselben Weg

der Entwicklung durchmachen wie jeder andere europäische Staat, — es war ein Irrtum der Volkstümler anzunehmen, Rußland brauche die Periode des Kapitalismus mit all seinen schlechten und guten Seiten nicht zu durchlaufen, sondern habe einen Rückhalt an der alten, wenig veränderten Bauerngemeinde.

Auch meine Anschauung über die Entwicklung des Staates, über die Pflichten der Menschen waren zwar durch die Gespräche mit Popoff sehr erweitert worden, aber ich zweifelte doch, daß ihm und seinen Gesinnungsgenossen der schöne, große Gedanken, das russische Volk zu befreien, gelingen würde. Meiner Meinung nach war die große Masse noch nicht aufgeklärt genug, um sie bei der Durchführung ihrer Ideen unterstützen zu können, abgesehen von den Arbeitern in den Großstädten — und auch sie nicht alle. Die Masse glaubte noch an den Zaren, als ihren einzigen Helfer in der Not.

Trotzdem unterstützte ich den Arzt und seine Freunde aus persönlicher Sympathie weiter, überließ ihnen sehr oft meine Wohnung zu geheimen Zusammenkünften und gestattete auch, daß sie bei mir verbotene Schriften und Proklamationen aufbewahrten.

Ich war mir des Strafbaren meiner Handlungen vollkommen bewußt; aber diese Menschen strebten einem hohen Ziele zu, deshalb konnte ich ihnen meine Hilfe nicht versagen.

Es kam jetzt die Krönung Nikolaus II. Mit kolossaler Pracht und ungeheuerem Aufwand wurde sie gefeiert, obwohl in vielen Gouvernements Hungersnot herrschte; auch die Steuern wurden trotzdem eingetrieben. Dazu gesellte sich noch die furchtbare Katastrophe während der Krönungstage in Moskau, die keine Sühne fand, obschon jeder wußte, daß der Onkel des Zaren, der Großfürst Sergius, die Hauptschuld an dem Unglück trug. In Petersburg brach ein großer Streik gleich nach den Krönungstagen aus; auf den Straßen, in dem Arbeiterviertel wurden laute Anklagen

gegen die Regierung erhoben und Reden über die Arbeiterbewegung gehalten.

So war die allgemeine Lage, als in meinem Leben ein Ereignis eintrat, das mich dieser revolutionären Strömung zutrieb und mein Schicksal bestimmen sollte.

IV

Eines Tages kehrte ich von einem Prozesse aus Moskau zurück.

Beim Eintritt in meine Wohnung sah ich sofort, daß irgend etwas geschehen war. Mein Diener kam ganz bestürzt herein und flüsterte mir etwas zu, was ich aber nicht verstand, als sich auch schon die Tür des Speisezimmers öffnete und ein Gendarmerieoffizier mit einem Polizeibeamten herauskam. Ich wußte sofort, daß in meiner Wohnung in der Nacht Haussuchung gehalten worden war, und daß diese Beamten mich erwarteten, um von mir wegen der Drucksachen und der Vervielfältigungsmaschine meiner Freunde, die bei mir verwahrt wurden, Erklärungen zu verlangen.

Der Gendarmerieoffizier fragte mich, ob die Wohnung mir gehöre, was ich bejahte. Er wollte mich noch etwas fragen, aber ich ging, ohne ihn und seine Begleiter zu beachten, in das Empfangszimmer, das einen überraschenden Anblick bot. Die Möbel waren umgestellt, die Bilder von den Wänden genommen, vom Diwan und einigen Sesseln war der Überzug abgerissen. Empört über diese Art und Weise, während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung zu hausen, ging ich schnell ins Ankleidezimmer, um zuerst ein Bad zu nehmen, mich umzukleiden und dann mit den Leuten zu sprechen. Kaum war ich aber in das Zimmer eingetreten und hatte nach meinem Diener geschellt, als die Tür aufgerissen wurde und der Offizier erschien. Ich fragte ihn ziemlich schroff: „Was wollen Sie hier?" . . . „Ich bitte Sie, in das Schreibzimmer zu kommen, da ich den Tisch in

Ihrer Gegenwart öffnen will. Es sind Geheimfächer im Schreibtisch, wir brauchen dazu die Schlüssel, außerdem möchte ich auch das Protokoll aufnehmen. Wir warten schon ziemlich lange auf Sie." ... „Ich bitte Sie, mich vorläufig in Ruhe zu lassen. Wenn ich fertig bin, werde ich Ihnen Auskunft geben," antwortete ich.

Der Offizier murmelte etwas, zog sich aber doch zurück. Während ich Toilette machte, erzählte mir mein Diener, daß er in der Nacht um 2 Uhr aufgeweckt worden sei, die Polizisten hätten Einlaß in die Wohnung verlangt und hätten alles durchsucht, sogar die Küche und das Badezimmer.

Ich war sehr aufgeregt, versuchte aber, ruhig und kaltblütig zu erscheinen. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich in mein Schreibzimmer, wo sich verschiedene Polizeibeamte, ein Gendarmerieoffizier, zwei Gendarmen und noch ein paar in Zivil gekleidete Personen befanden. Der Schreibtisch war eröffnet; auf den Stühlen und auf den Tischen lagen allerhand Papiere und Dokumente unordentlich umher.

Der Offizier überreichte mir ein Protokoll und bat mich, es durchzulesen und zu unterschreiben. Ich wies es mit der Bemerkung zurück, mich interessiere dieses Schriftstück nicht. Ich protestiere, daß man in meine Wohnung eingedrungen sei und ohne mich eine Haussuchung vorgenommen habe. Ich würde sofort zum Minister gehen und mich bei ihm beschweren. „Ich bitte die Herren, die Wohnung sofort zu verlassen." ... Der Gendarmerieoffizier war sehr ruhig, nahm vom Schreibtisch ein Papier und überreichte es mir. „Sie werden daraus ersehen, daß ich zu der Haussuchung berechtigt war." — Ich las das Schriftstück schnell durch und sah, daß das Polizeidepartement und die Gendarmerieverwaltung dem Offizier so und so vorschrieben, in meiner Wohnung eine Haussuchung vorzunehmen und mich, falls etwas Verdächtiges sich vorgefunden habe, zu verhaften ...

Ich gab das Schriftstück zurück und sagte: „Hier liegt offenbar ein Irrtum vor, ich werde sofort Schritte tun, um ihn aufzuklären, und bitte Sie nochmals, meine Wohnung zu verlassen.“ Der Gendarmerieoffizier fragte mich: „Gehören Ihnen die Vervielfältigungsmaschine und die vorgefundenen Schriften? . . . .“ „Nein, sie gehören mir nicht, die Sachen sind mir aber zur Aufbewahrung übergeben worden.“ — „Wer hat sie Ihnen übergeben, und wem gehören sie?“ — „Ich werde Ihnen die Namen nicht nennen und bemerke, daß, wenn Sie die Sachen in meiner Wohnung vorgefunden haben, ich auch dafür verantwortlich bin.“ — „Dann muß ich Sie verhaften!“ — „Das wollen wir sehen,“ antwortete ich ihm ziemlich gereizt. „So ohne Grund können Sie das nicht.“ — „Wir folgen nur unserm Befehl,“ antwortete der Offizier höflich.

Ich beschloß, mich nicht zu widersetzen und die Dinge ihren Gang gehen zu lassen. Der Offizier fragte mich nochmals, ob ich das Protokoll unterschreiben wolle, worauf ich antwortete, daß die Haussuchung in meiner Abwesenheit vollzogen worden sei. Ich wüßte nicht, was sie vorgefunden hätten und ob auch alles, was sie als vorgefunden bezeichneten, wirklich in meiner Wohnung gelegen habe. Gereizt antwortete der Offizier: „Sie werden doch nicht glauben, daß wir selbst die Sachen hergebracht und ein falsches Protokoll aufgenommen haben? . .“, worauf ich bemerkte: „Von solchen Leuten kann man alles erwarten!“

Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich der Beamtenbeleidigung bei Ausübung ihrer Pflichten schuldig mache. Ich wurde nun ruhiger und dachte, es sei besser, diese Menschen nicht zu reizen, dann würde sich die Sache in aller Ruhe abwickeln, mein Onkel würde schon dafür sorgen. Ich befahl meinem Diener, meine Sachen zu packen. Das Protokoll wurde von Zeugen unterschrieben und ausdrücklich bemerkt, daß ich mich geweigert hätte, das Schriftstück zu unterzeichnen.

Als ich die Wohnung verließ, stand im Korridor, in Tränen aufgelöst, meine alte Köchin. Mein Diener war auch ganz aufgeregt, und sie nahmen beide von mir Abschied, als ob ich zum Tode verurteilt wäre. Ich lachte und scherzte und erklärte ihnen, die ganze Sache habe nichts auf sich. Vor der Haustür stand ein geschlossener Wagen. Wir stiegen ein, der Offizier setzte sich neben mich, mir gegenüber der Polizeibeamte. Die Vorhänge waren vorgezogen, und wir fuhren ab.

Die Fahrt dauerte ziemlich lange, ich hatte keine Ahnung, wohin ich gebracht wurde. Nur als ich den Wagen über eine Brücke rollen hörte, dachte ich an die Peter-Pauls-Festung.

Der Wagen hielt. Wir stiegen aus, und ich merkte, daß wir in einen großen, viereckigen Hof hineingefahren waren und uns jetzt vor einem großen Gebäude befanden. Ich mußte in Begleitung der Gendarmerieoffiziere und zweier Gendarmen eine halbe Treppe hinaufsteigen und stand nun in der Kanzlei. Die Beamten behandelten mich sehr höflich. Meine Personalien wurden aufgeschrieben, und als die Beamten meine Handtasche erblickten, fragten sie, was das sei. Ich sagte, es seien Kleidungestücke, Wäsche und ein paar Bücher. „Bitte, öffnen Sie den Koffer!" Ich tat es, sie durchwühlten alles, und die Bücher wurden mir fortgenommen. „Das andere können Sie, wenn Sie es brauchen, jederzeit von dem Aufseher erhalten. Sie werden jetzt in die Zelle gebracht, wir hoffen aber, daß Sie nicht lange unser Gast sein werden." Nach einer Leibesvisitation wurde ich von einem Aufseher durch lange Korridore in die mir angewiesene Zelle geführt.

Ich hatte schon vorher die Gefängnisse in Rußland von meinen Prozessen her kennen gelernt, aber in einem Untersuchungsgefängnis für politische Gefangene war ich noch nicht gewesen. Die Zelle, die mir heute und vielleicht noch für ein paar Tage als Wohnung dienen sollte, war ein einfaches kleines Zimmer mit einem blinden, hoch-

gelegenen Fenster. Nur der obere Teil des Fensters war aus durchsichtigem Glas, aber vergittert. In der Zelle war eine Pritsche angebracht, die jetzt an der Wand aufgehängt war; außerdem ein Tisch, ein Stuhl und ein Wasserausguß, die Wände waren weiß getüncht, der Boden nackt. Kaum war ich eingetreten, so wurde die Tür zugemacht und abgeschlossen.

Erst in diesem Moment wurde es mir vollkommen klar, daß ich von der ganzen Welt, wenn auch nur für kurze Zeit, abgeschlossen war. Ich konnte mir absolut nicht denken, daß ich hier in diesem abscheulichen Loch lange Zeit bleiben sollte. Gewiß, ich hatte gegen das Gesetz verstoßen, aber meine Schuld war nicht sehr groß, außerdem hatte ich so einflußreiche Verwandte, daß sie, wenn nicht sofort, so doch in wenigen Tagen meine Befreiung erzwingen würden.

Ich blieb am Fenster stehen und dachte nach. Tiefe Stille rings umher. Nur in der Ferne ab und zu ein leichtes Rascheln oder Geklirre. Ich war hier von allen abgeschlossen! — Da erst packte mich eine Art Verzweiflung, ich lief auf und ab im Zimmer und klopfte an die Tür. Nach einigen Minuten erschien der Aufseher und fragte ziemlich höflich, was ich wünschte. „Ich möchte Bücher haben.“ „Das hängt nicht von mir ab,“ sagte er. „Was soll ich denn aber die ganze Zeit tun?“ ... „Was die übrigen Gefangenen tun; gehen Sie auf und ab. Morgen wird sich schon alles finden.“

Es war vielleicht ein oder zwei Uhr mittags, ich wanderte in einem fort auf und ab. Mit Hilfe des Stuhls versuchte ich auf das Fensterbrett zu klettern und ins Freie zu schauen, erblickte aber nichts als den Himmel und einen hohen abgeschlossenen Hof. Ich wanderte wieder auf und ab, als sich plötzlich die Tür öffnete. Der Aufseher erschien in Begleitung eines Soldaten, der das Essen brachte.

„Sie werden dieses Essen wahrscheinlich nicht mögen. Sie können sich aber für eigene Rechnung beköstigen. Hat

man Ihnen das in der Kanzlei nicht gesagt?" „Nein." „Dann schreiben Sie es auf und verlangen Sie eigene Kost. Ich werde Ihnen Papier und Feder geben".

Der Aufseher ging fort, und ich besah das Essen, das auf dem Tisch stand. Ich hatte nicht den Mut, etwas zu versuchen, so schlecht war es, klopfte nach dem Aufseher und bat ihn, mir etwas Besseres zu bringen.

So verging die Zeit, und der Abend brach heran; über der Zellentür wurde die Lampe angezündet. Ich wanderte auf und ab, und ein Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit stieg in mir auf.

Wieder wurde die Tür aufgerissen, und der Aufseher brachte mir das Abendessen. „Ich bringe Ihnen hier schon auf eigene Verantwortung bessere Kost. Essen Sie jetzt, um 9 Uhr müssen Sie zu Bett gehen; dann wird das Licht herabgeschraubt werden."

Er ging zur Tür und ließ zwei Soldaten herein, die einen Zuber brachten. Es war ein transportables W. C., die sogenannte „Parascha", von der ich schon gehört hatte. Der Aufseher und die Soldaten gingen fort; ich war wieder allein in der Zelle, und der Anblick dieses abscheulichen Zubers nahm mir allen Appetit. Die Stunden verrannen so langsam. Meine Stimmung wurde immer verzweifelter, und ich hatte die größte Lust, mit beiden Fäusten an die Tür zu schlagen und laut zu schreien: „Gebt mir meine Freiheit. Wer hat euch das Recht gegeben, mich in dieses scheußliche Loch zu sperren?" Doch beruhigte ich mich wieder und hoffte, daß das Ganze bald ein Ende nehmen würde.

Von dem unaufhörlichen Hin- und Herwandern war ich müde und abgespannt. Überhaupt hatte der ganze Tag so viel Eindrücke mit sich gebracht, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht hielt, aber die Pritsche zu benutzen war ich nicht imstande. Der Aufseher erschien wieder, und ich bat ihn, mir eigene Laken, eine eigene Matratze und ein eigenes Kissen zu verschaffen.

„Nein, Herr, jetzt ist es genug! ... Sie sind ein Gefangener genau wie alle andern und haben nicht immer unnütz zu rufen. Weiß Gott, was Sie noch für Phantasien in der Nacht bekommen! ... Sie müssen sich hier einleben wie jeder andere und müssen vergessen, daß Sie in der Freiheit ein großer Herr waren.“ ——— Krachend fiel die Tür zu, und ich war wieder allein. Ich setzte mich auf das Bett und dachte sitzend einzuschlafen. Aber die Müdigkeit überwältigte mich, und ich streckte mich doch lang hin.

Die Nacht war entsetzlich. Grauenerregende Träume verfolgten mich. Oft wachte ich auf, schaute mich erschreckt um und wußte im ersten Augenblick nicht, wo ich war. Ich besann mich, und ein schmerzliches Gefühl preßte mir das Herz zusammen. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Ein starkes Geräusch weckte mich auf. Entsetzt sprang ich von meinem Bette auf. Der Aufseher von gestern stand in meiner Zelle und sagte freundlich: „Habe ich Sie erschreckt? Es ist Zeit aufzustehen. Hier haben Sie Tee und Weißbrot. Waschen Sie sich und kleiden Sie sich an.“

Von den Sachen, die ich ins Gefängnis mitgebracht hatte, gab man mir nur die notwendigsten Toilettengegenstände mit in die Zelle, d. h. Zahnpulver, Zahnbürste, Kamm und Bürste und ein Stück Seife. Ich wusch mich unter dem Ausguß, und das kalte Wasser stimmte mich etwas mutiger. Ich beschloß nun, solange ich keine Bücher erhalten konnte, mit Turnen, Spazierengehen und durch eine sorgfältige, viel Zeit in Anspruch nehmende Toilette den Tag auszufüllen. Nach meiner Berechnung mußte ich spätestens um halb 7 Uhr geweckt worden sein. Volle zwölf Stunden sollte ich also hier auf und abgehen und an nichts anderes denken können, als daß ich hier festgehalten wurde. Nach einer Weile klopfte ich wieder an der Tür. Der Aufseher erschien. „Was wünschen Sie?“ „Ich möchte irgend einen Beamten sprechen, entweder den Direktor oder

den Inspektor. Ich muß Bücher und Schreibmaterial haben. Ich kann so nicht leben!" . . . „Der Herr Direktor wird bald kommen, dann können Sie ihn darum bitten. Ich glaube aber nicht, daß Sie schon heute Bücher erhalten werden." . . . „Was Sie glauben oder nicht glauben, geht mich nichts an! Ich will den Direktor sprechen."

Wieder verging eine Zeit. Ich war wild und rasend geworden. „Nein, ich kann das nicht aushalten, ich muß einen Ausweg finden! Ich will zurück, ich will hier nicht sitzen." Da ging die Tür auf, und ein älterer uniformierter Herr in Begleitung verschiedener Beamten erschien. „Ich habe gehört, Sie beklagten sich, daß Sie keine Bücher erhalten. Nach den Vorschriften können Sie erst in acht Tagen Bücher verlangen. Ich werde aber anordnen, daß Sie Papier und Feder bekommen, dann können Sie selbst eine Bittschrift einreichen. Der Aufenthalt hier gefällt Ihnen wahrscheinlich nicht besonders. Das ist nicht unsere Schuld."

Ich war mitten im Zimmer stehen geblieben, schaute den Herrn von oben bis unten an und antwortete ihm: „Erstens bin ich gewöhnt, daß wenn jemand in meine Wohnung eintritt oder mich irgendwo anders trifft, er ‚Guten Tag' zu mir sagt. Sie scheinen wenig Manieren zu haben. Ich verbitte mir außerdem solche Bemerkungen." „Wie Sie es draußen gewöhnt sind," erwiderte er gereizt, „geht mich nichts an. Ich bin hier Ihr Vorgesetzter und tue, was mir beliebt. Wenn Sie sich ungebührlich mir gegenüber betragen, so werde ich Sie einfach bestrafen lassen. Adieu!"

Die Tür fiel krachend zu, und ich war allein . . . Dieser kleine Auftritt hatte mir sonderbarerweise mehr Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben. Ich beschloß, mich den Vorschriften zu unterwerfen und nur das, was mir nach dem Gesetze zukam, zu verlangen, aber dann auch in der gebührenden Form.

Es war vielleicht gegen zwölf, als sich plötzlich die

Tür auftat und der Aufseher in Begleitung von zwei Soldaten erschien. „Bitte, folgen Sie mir!“ Wieder ging es durch lange Korridore, ich hörte, daß ab und zu an den kleinen Fensterchen, die an den Türen angebracht waren, geklopft und gefragt wurde: „Wer bist du? Warum sitzst du hier?“ Dann schimpfte der Aufseher und drohte den unruhigen Insassen der Zellen mit Strafe.

Endlich gelangten wir in ein großes Zimmer; die zwei Soldaten postierten sich vor der Tür, und der Aufseher bot mir einen Stuhl an. Ich setzte mich und wartete. Durch das Zimmer gingen ein paar Menschen und schauten mich ziemlich sonderbar an. Schließlich wurde die Tür zu einem andern Zimmer geöffnet und ich hineingeführt. Da saßen vor einem Tisch ein Gendarmerieoffizier und ein Herr in Uniform vom Justizministerium. Ich vermutete in ihm entweder den Staatsanwalt oder seinen Gehilfen. „Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte der Offizier. „Sie heißen so und so und wohnen dort und dort; ich möchte gern wissen, woher sie die Vervielfältigungsmaschine und die Drucksachen, die man in Ihrer Wohnung gefunden hat, haben. In dem Protokoll, das in Ihrem Hause aufgenommen wurde, wird ausdrücklich gesagt, daß die Sachen Ihnen nicht gehören; Sie haben aber jede Auskunft verweigert. Nun, vielleicht haben Sie jetzt die Güte, es uns zu erzählen. Ich muß sie auf eins aufmerksam machen: je aufrichtiger Sie sind, um so kürzer ist Ihr Aufenthalt in diesem Gefängnis. Wir sind überzeugt, daß Sie aus Gutmütigkeit das Opfer gemeiner und niederträchtiger Menschen geworden sind.“ . . . „Wie ich schon Ihren Kollegen erklärt habe,“ antwortete ich, „übernehme ich die Verantwortung für die Sachen, die bei mir gefunden worden sind. Daß sie verboten sind, wußte ich. Sie können nach dem Gesetz mit mir verfahren, aber ich weigere mich entschieden, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, irgend etwas auszusagen! Die nächtliche Haussuchung bei mir war ungesetzlich. Meine Arretierung ist auch

ungesetzlich, und mir als Juristen erscheint es sonderbar, daß sich ein anderer Jurist dazu hergibt, etwas Ungesetzliches durchzuführen. Ich werde erst antworten, wenn ich vor einem Untersuchungsrichter stehe, der das Protokoll aufnimmt, die Anklage dem Staatsanwalt übergibt und mich vor ein öffentliches Gericht stellt. Ich sage Ihnen ein für allemal, daß ich Ihnen keine Antwort zu geben gewillt bin. Sie sollen mich frei lassen und dem Untersuchungsrichter übergeben, das Weitere wird sich dann zeigen."

Der Offizier sagte lächelnd: „Durch Ihre schroffe Ablehnung verschlimmern Sie die Sache nur. Wir handeln vollkommen gesetzlich, und Sie müssen als Jurist wissen, daß es auch ein administratives Verfahren gibt. Alle Angelegenheiten, die politische Umtriebe betreffen, sind uns untergeordnet. Ihr Protest nützt Ihnen nichts, und ich würde Ihnen raten, uns in ruhiger Weise Rede und Antwort zu stehen. Ich bin überzeugt, daß dann die ganze Sache in ein paar Tagen erledigt ist."

Darauf stand ich auf und antwortete: „Ich bitte um Papier und Feder. Ich will mich an den Justizminister wenden." ... „Das wird Ihnen wenig nützen," bemerkte der Offizier, „aber wir werden Ihren Wunsch erfüllen. Hier haben Sie das Gewünschte."

Nachdem ich die Bittschrift abgefaßt hatte, überreichte ich sie dem Staatsanwalt mit den Worten: „Bitte, sorgen Sie dafür, daß dieses Schriftstück noch heute dem Minister zugestellt wird ... Kann ich jetzt gehen?" „Also Sie wollen uns keine näheren Erklärungen geben, wie die Sachen in Ihre Wohnung gekommen sind? Daß sie Ihnen nicht gehören, das wußten wir. Wir wissen auch, daß Sie eine Reihe von Revolutionären unterstützen, wir wissen vielleicht noch mehr, aber das genügt vollkommen. Wollen Sie sich nicht lieber setzen und unsere Fragen beantworten? Durch Ihre Hartnäckigkeit und Ihre an dieser Stelle ganz unnötigerweise an den Tag gelegte ideale Auf-

fassung von, — na, von ‚Freundespflicht‘ wollen wir sagen, wird Ihre Untersuchungshaft nur verlängert.“

„Ich habe Ihnen erklärt, daß ich weder mit Ihnen, noch mit dem Herrn Staatsanwalt irgend etwas zu tun haben will, und bitte Sie, mich in meine Zelle zurückbringen zu lassen.“

„Wie Sie wünschen,“ war die Antwort, und derselbe Aufseher, der mich zum Verhör gebracht hatte, führte mich wieder zurück.

Genau wie der vorige Tag verging auch dieser.

Am dritten Tage wurde mir bei der Visite des Direktors von einem Beamten mitgeteilt, daß ich täglich je eine halbe Stunde vormittags und nachmittags spazieren gehen könne. Unter der Aufsicht des Gefängnisaufsehers und zweier Soldaten durfte ich in einem kleinen, abgeteilten Hofraum eine halbe Stunde auf und abgehen. Die Nacht verbrachte ich, wie die früheren, unter entsetzlichem Alpdrücken und bösen Träumen.

Am nächsten Morgen, gegen zehn Uhr, wurde die Tür geöffnet, und der Aufseher hieß mich mitkommen.

Wir gingen wieder die langen Korridore hinunter in die Kanzlei, ein Soldat vorn, ein Soldat hinten, und neben mir der Aufseher. Nach einigen Minuten erschien der Gendarmerieoffizier und sagte: „Obwohl Sie es für Ihre Halsstarrigkeit nicht verdient haben, bereite ich Ihnen doch eine große Freude.“ Kaum hatte er geendet, da erschienen auch schon mein Onkel und meine Tante. Meine Tante war ganz in Tränen aufgelöst und wiederholte nur immer wieder: „Was hast du getan! Was hast du uns angetan!“.... Mein Onkel war ruhiger und sagte: „Deine Dummheiten haben ja einen netten Abschluß gefunden! Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich den Sohn meines Vetters in einem Gefängnis, zusammen mit Gaunern, gemeinen Verbrechern und Zarenmördern treffen würde!“ — Er versuchte mich nun zu überreden, meine unangebrachte

edle Auffassung von Freundespflicht fallen zu lassen. Dazwischen schluchzte meine Tante und rief aus: „Was wird deine arme Mutter sagen?! Dieses Unglück! Oh, dieses Unglück!“ . . .

Während der ganzen Unterredung war der Gendarmerieoffizier zugegen. Ich war ziemlich aufgeregt, war aber fest entschlossen, um keinen Preis nachzugeben. Lieber hier im Gefängnis bleiben und es als anständiger Mensch verlassen, anstatt, um mir ein paar schlimme Stunden zu ersparen, die Menschen, die mir vertraut hatten, zu denunzieren. Ich antwortete daher meinem Onkel, er solle mich in Frieden lassen. Die Sache werde ja sowieso günstig für mich ausgehen, denn meine Schuld sei nicht groß.

Da mischte sich der Gendarmerieoffizier ins Gespräch und bemerkte: „Sie irren sich, wenn Sie das, was jeder anständige Mensch tun muß, als Denunziation auffassen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie hier eine lange Zeit bleiben müssen, und so, wie die Sachen jetzt liegen, können Sie auch verurteilt werden. Ich rate Ihnen, sprechen Sie sich mit Ihren Verwandten vollkommen aus. Damit Sie sich ungestörter fühlen, werde ich Sie allein lassen“...

Von neuem bestürmten mich nun Tante und Onkel und beteuerten, daß, wenn ich die Leute nennte, ich ihnen ja nicht schadete, denn sie seien schon sowieso verhaftet oder würden es in kurzer Zeit. „Sage doch, wer dir die Sachen gegeben hat, und du kannst sofort mit uns gehen.“ . . . Meine Tante fügte hinzu: „Du bist krank, liebes Kind, du brauchst Ruhe. Wir nehmen dich mit aufs Gut und pflegen dich, oder du reist zu Tante Nina (das war die Nonne), da wirst du an Körper und Geist gesunden. O Gott! Wenn ich nur denke, daß du dich gegen das Heiligste auf Erden, — gegen unsern lieben, guten Zaren versündigt hast!“ . . . „Ich habe nichts getan, was man ‚Sünde‘ nennen könnte. Ich habe nur Menschen, die mich um Hilfe baten, die Hilfe nicht verweigert. Und jetzt,

bitte, laßt mich in Ruhe. Ich kann diese Quälereien nicht mehr aushalten und bin erwachsen genug, um zu wissen, was ich zu tun habe. Übrigens ist diese Gefängnishaft eine gute Schule für mich."

Mein Onkel zuckte die Achseln und sagte: „Dem Dummen ist nicht zu helfen. Lassen wir ihn!" . . . Ich wurde wieder in meine Zelle gebracht und wurde von nun an im Laufe von zwei Wochen jeden Tag zum Verhör geführt, blieb aber bei meiner ursprünglichen Weigerung, irgendwelche Namen zu nennen. Ab und zu versuchte der Gendarmerieoffizier mich zu überreden, gab mir Briefe von meiner Stiefmutter, meinem Onkel und den übrigen Verwandten zu lesen, in denen sie mich beschworen, keine Schande über unsern guten alten Namen zu bringen, und mich anflehten, nicht so blind ins Verderben zu gehen!

Unterdessen hatte ich Bücher erhalten. Ich las sehr eifrig, machte meine tägliche Promenade in der Zelle, turnte und wurde auch jeden Tag auf eine halbe Stunde in den Hof geführt. Das Leben im Gefängnis war erträglicher geworden; nur hatte sich das Benehmen der Aufseher und der andern Gefängnisbeamten geändert: sie waren nicht mehr so höflich und zuvorkommend. Wahrscheinlich hatten sie von der Resultatlosigkeit des Verhörs gehört und wußten, daß ich längere Zeit hier bleiben würde.

Noch einmal versuchte mein Onkel in einer Unterredung mich umzustimmen, schließlich wurde er zornig und erklärte: „Gut, du wirst dann so lange hier sitzen, bis du zur Vernunft gekommen bist, und ich werde keinen Finger rühren, um deine Lage zu erleichtern." Ich zuckte die Achseln.

Es war die letzte Unterredung mit meinem Onkel im Gefängnis gewesen, und ich merkte bald, daß er vorher wirklich seinen Einfluß benutzt hatte, mir meine Lage zu erleichtern, denn von nun ab wurde ich von dem Aufseher angeschrien, wenn ich gegen die Vorschriften verstieß. So

hatte er zum Beispiel früher nichts gesagt, wenn ich auf das Fensterbrett kroch, um einmal ein Stück Himmel zu sehen. Als ich es jetzt wieder einmal tat, riß er die Tür auf und schrie mich an: „Sofort kletterst du vom Fenster herunter! Du hast da nichts zu suchen!" ... Ich verbat mir mit groben Worten diese vertrauliche Anrede. Er sagte kein Wort, ging an den Tisch, nahm meine Zigaretten weg und schloß die Zelle ab.

Als der Direktor am nächsten Tage durch die Zellen ging, wandte ich mich an ihn und sagte: „Ich verlange, daß die Aufseher mich mit meinem Titel und mit ‚Sie' anreden. Noch bin ich nicht verurteilt und verlange, daß man mich anständig behandelt." ... „Wir können keine Ausnahme machen. Sie müssen sich den allgemeinen Anordnungen unterwerfen." „Es gibt aber doch wohl keine Verordnung, nach der irgendein Vieh mich duzen darf" ... „Sie verlangen Höflichkeit", antwortete er, „gebrauchen aber selbst gegenüber einem, wenn auch kleinen Beamten Schimpfworte!"

Der Direktor verließ die Zelle, und ich erhielt nach einiger Zeit meine Zigaretten wieder. Offen gestanden schämte ich mich, daß ich mich so hatte hinreißen lassen und den Aufseher beschimpft hatte, aber es empörte mich, daß ein einfacher Mann sich plötzlich soviel mir gegenüber erlauben durfte. Ich muß noch erwähnen, daß ich vorher nicht geahnt hatte, welch eine Wirkung es auf die Gefängnisbeamten ausübt, wenn man Papier und Feder verlangt, um eine Klage an den Staatsanwalt oder an den Minister aufzusetzen. Nachdem ich aber die Macht dieses Mittels erkannt hatte, verlangte ich es jedesmal, wenn ich, nach meiner Meinung, zu streng behandelt wurde.

Es war schon ein Monat vergangen, und ich hatte mich ziemlich eingelebt.

Aus der Gefängnisbibliothek erhielt ich Bücher wissenschaftlichen Inhalts und eigentümlicherweise sogar „Das Kapital" von Karl Marx. Dieses Buch studierte ich mit

großem Eifer, denn ich wußte, es sei das Evangelium der materialistischen Geschichtsauffassung. Zuerst fiel es mir schwer, ich las mich aber hinein und fühlte mich von nun an stärker, gesunder und frischer. Es bestärkte mich in meinen politischen Anschauungen und wurde grundlegend für meine weitere Entwicklung.

Meine Zeit hatte ich ziemlich genau eingeteilt, hatte mir selbst einen Kalender gemacht und strich nun Tag für Tag das Datum aus. Ich glaube, es war am Ausgang des zweiten Monats, als ich wieder einmal in die Kanzlei gebracht wurde. Zu meiner Überraschung war es weder ein Verhör, noch eine lästige Unterredung mit meinen Verwandten, sondern ein freudiges Wiedersehen mit meinem guten Bekannten, dem Arzte Popoff. Wie er es fertig gebracht hat, eine Unterredung mit mir auszuwirken, weiß ich nicht.

Wir konnten in Gegenwart des Gendarmerieoffiziers zwar nur ein paar gleichgültige Worte wechseln, aber das Bewußtsein, daß er noch frei sei, stimmte mich froh. Zum Abschied drückte er mir fest die Hand, und ich sah am Leuchten seiner Augen, daß er mir für mein Verhalten dankbar war.

So vergingen acht Monate.

Meine trüben Stimmungen hatten mich verlassen, die Nächte verbrachte ich ruhiger, und meine Klagen dem Direktor gegenüber hatten bewirkt, daß die Aufseher mich wieder höflich behandelten, ja, ich scherzte und lachte sogar mit ihnen, wenn sie das Essen brachten oder meine Zelle reinigten.

Noch immer hatte ich die Vergünstigung, meine eigene, gute Kost, sogar einen Schluck Wein und recht viel Milch zu bekommen. Ich wollte aber die bessere Kost nicht allein genießen und zahlte daher monatlich einen bestimmten Beitrag in die Unterstützungskasse für politische Untersuchungsgefangene; das ist alter Brauch unter den Revolutionären.

In meiner Einsamkeit, in der Stille der Zelle ging ich oft im Geiste durch, was ich über die staatliche Entwicklung Rußlands gelesen und über die früheren revolutionären Bestrebungen gehört hatte. Selbstverständlich stellte ich mir auch die Frage, was ich nun weiter tun sollte.

Ich täuschte mich nicht mehr über die Politik Alexanders II. Ich sah in ihm nicht mehr den gütigen Zar-Befreier, nun ich wußte, daß nach dem Krimkriege die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung von Reformen unbedingt gelöst werden mußte. Nicht sein guter Wille oder der Wunsch seines sterbenden Vaters war in diesem Falle maßgebend. Der Krieg, den der stolze, von seinem Gottesgnadentum überzeugte Kaiser Nikolaus geführt hatte, bewies in jeder Hinsicht die Morschheit des alten Systems und die Notwendigkeit von Reformen. Aus den historischen Dokumenten über die ersten Verhandlungen der Kommission, die Alexander II. zur Lösung der Leibeigenschaftsfrage eingesetzt hatte, war klar zu ersehen, daß die wirklichen Freunde ihres Vaterlandes bei der Durchführung ihrer Wünsche stets von den Vertretern der Reaktion gehemmt wurden.

Die ganze Regierungspolitik Alexanders II. gibt in ihrer historischen Entwicklung das Bild einer Kette von Halbheiten. Auch hier konnte man wieder sehen, daß, wie überall in der Welt, eine Regierung von ihren Prärogativen immer nur so wenig wie irgend möglich abzutreten bereit ist.

In allen den Kommissionen, die wegen der Leibeigenschaftsfrage, der Justizreform, des Schulwesens, der Militärfragen eingesetzt wurden, waren neben liberal gesinnten Mitgliedern die ärgsten Reaktionäre zu Vorsitzenden bestimmt. Damals schon machte sich in der russischen Gesellschaft ein Mißtrauen gegenüber den Reformvorschlägen der Regierung und ihrer Verwirklichung geltend, — und mit Recht, denn die Reformen, die in den 60er Jahren beabsichtigt und auch

teilweise eingeführt wurden, hat man im Jahrzehnt darauf wieder aufgehoben oder beschränkt. Man spricht oft von der damaligen revolutionären Bewegung als von einer nihilistischen, doch darf man nicht denken, daß die Leute so ohne weiteres zur Bombe und zum Revolver gegriffen haben. Bevor diese Freiheitsbewegung zu einer terroristischen wurde, zeigte sie recht friedliche Formen. Die damalige Intelligenz wollte ihren frei gewordenen Nächsten zu Hilfe eilen. Die gesamte Literatur, die belletristische sowohl wie die wissenschaftliche, beschäftigte sich ausschließlich mit der Psychologie, mit den Wünschen und Hoffnungen der frei gewordenen Bauern. Tausende von jungen Leuten eilten aufs Land, um dort als Lehrer, Gemeindeschreiber, Heilgehilfen usw. dem Volke zu nützen. Anstatt diese Bewegung zu unterstützen, griff die Regierung zu Gegenmaßregeln. Die Presse wurde nach kurzer Freiheit wieder unter eiserne Zensurvorschriften gezwängt. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was in der Seele eines freiheitlich gesinnten jungen Menschen vor sich gehen mußte, der, nur von dem Wunsche beseelt, seinem Nächsten zu helfen, plötzlich den Befehl erhielt, eine unfreiwillige Übersiedlung nach einem nördlichen Gouvernement anzutreten. Er hatte geträumt, den nunmehr äußerlich freien Bauern auch zu einem innerlich freien Menschen zu machen. Er wollte ihm langsam die Schätze der Kultur zurückgeben, welche die Sklavenarbeit des Bauern auch ihm geschenkt hatte. Man konnte in der damaligen Zeit überall lesen von „unserer" (d. h. der Intelligenz) Blutschuld gegenüber dem Bauern. Man konnte oft den Satz hören, daß der Mann, der uns mit seinem Blut und Schweiß die Möglichkeit erarbeitet hatte, uns in die deutsche Philosophie zu vertiefen, uns an den Künsten zu erfreuen und alle Errungenschaften der Wissenschaft zu genießen, nun endlich auch an diesen Kulturgütern teilnehmen müsse.

Die reaktionären Maßnahmen der Regierung machten

indessen die Intelligenz stutzig und drängten sie zu terroristischen Akten. Man glaubte die mächtige Reaktion durch den Terror zur Kapitulation zwingen zu können. Man ging sogar weiter. Man wollte den Kaiser, als obersten Vertreter dieses Systems stürzen und damit das System selbst zu Fall bringen.

Und nun begann ein Kampf zwischen der Regierung und der revolutionär gewordenen Intelligenz. Es war ein ungleicher Kampf. Ich bin fest überzeugt, daß die damaligen Revolutionäre an sich keine blutgierigen Terroristen waren. Ich erinnere mich, einen Protest des russischen revolutionären Komitees gegen die Ermordung des amerikanischen Präsidenten Garfield gelesen zu haben. Darin hieß es unter anderem: „Wir verdammen den politischen Mord in freien Ländern, wo man auf gesetzmäßigem Wege seine Ziele verfolgen und erreichen kann.“ —

So war die schwankende Politik Alexanders II. schuld an seinem Tode. — Später ist bekannt geworden, daß an dem Tage seiner Ermordung der Kaiser auf Drängen des Diktators Grafen Loris Melikoff einen Ukas über die Einberufung von Ständen unterzeichnet hatte, aber es wurde auch nachgewiesen, daß der Ukas auch nicht den geringsten Versuch zur Einführung einer Verfassung in Rußland darstellen sollte. Dieser Regierungsakt, der die Teilnahme von Semstwovertretern an verschiedenen Kommissionen mit beratender Stimme zur Folge gehabt hätte, war in aller Heimlichkeit vorbereitet worden. Alexander III., bei seinem Regierungsantritt vor die Frage gestellt, ob er den Ukas veröffentlichen lassen wollte, war zunächst unschlüssig und befragte den Staatsrat. Dort fand eine sehr aufgeregte Sitzung statt. Die nächsten Ratgeber Alexanders II., wie Loris Melikoff und der liberale Kriegsminister Graf Miljutin, empfahlen zur Beruhigung des Landes die Veröffentlichung des Ukas. Pobedonoszew führte dagegen in seiner Erwiderung aus, daß die Veröffentlichung unbedingt zur Ein-

führung einer parlamentarischen Verfassung führen müsse. Er suchte an dem Beispiel der ausländischen Staaten nachzuweisen, daß der parlamentarische Einfluß eine schädliche Staatsform sei, die den Glauben zerstöre, die Unzufriedenheit schüre und einigen Phrasendreschern die Möglichkeit gäbe, sich als die wahren Volksvertreter aufzuspielen. Rußland wäre verloren, wenn dieser erste Schritt getan würde. Alexander III. stimmte ihm bei und führte selbst aus, ihm sei oft in Dänemark von Ministern erklärt worden, daß das Parlament nur die Wünsche eines geringen Teils des Volkes zum Ausdruck bringe.

Das Resultat war, daß die ehrlichen Ratgeber Alexanders II. ihren Abschied einreichten, und nun begann die Reaktion ungehindert zu herrschen. Die revolutionäre Bewegung wurde unterdrückt, und es begann eine Totenstille im weiten Zarenreiche. Wohl wurden noch hier und da einzelne Attentatsversuche gemacht, jedoch trat bei den Intelligenten eine Enttäuschung ein. Sie hatten gehofft, die große Masse des Volkes auf ihre Seite zu bekommen. Ihr Ideal war dahin gegangen, dem Volk sein gutes Recht der Teilnahme an der Verwaltung zu verschaffen, und das Volk hatte sie im Stich gelassen. So war es ein heldenmütiger, verzweifelter Kampf der geringen Schar der freiheitlich Gesinnten gegen die gewaltige Macht der Reaktion gewesen. Hatten vielleicht einzelne unter ihnen von Utopien geträumt, so wären doch die meisten zufrieden gewesen, wenn die versprochenen Reformen durchgeführt worden wären.

In den 80er Jahren glich die geistige Kultur Rußlands, nach dem Ausspruch eines damaligen Schriftstellers, einer Wüste.

Im Anfang der 90er Jahre begann man endlich langsam, die Anschauungen über den russischen Staat und die Ideale der 70er Jahre zu revidieren, und es ergab sich, daß der früher gehegte Glaube irrig war, daß es nämlich

in Rußland möglich sein würde, den Gefahren des Kapitalismus auszuweichen, weil es noch ein Agrarstaat sei, und daß man daher in Rußland bei einem Siege der Revolution die soziale Frage besser lösen könne als anderswo. Aber der Kapitalismus war tatsächlich auch bei uns eingekehrt. Daher konnten die Revolutionäre nun mit einer Arbeiterbewegung rechnen, und es war ihnen jetzt die Aufgabe gestellt, unter den Arbeitern Propaganda zu machen. Das war der einzige Stand, wo man langsam, aber sicher etwas erreichen konnte.

Wir schrieben jetzt das Jahr 1896. Beim Regierungsantritt Nikolaus II. hofften die Liberalen, die sich bis dahin sehr still verhalten hatten, durch Petitionen den jungen Kaiser zur Abkehr von der reaktionären Politik seines Vaters veranlassen zu können. Ihre Hoffnungen waren indessen völlig unbegründet, denn ihnen gegenüber stand die mächtige reaktionäre Partei. Ich kann und will nicht deren Vertreter sämtlich als gewissenlose Ausbeuter hinstellen, denen ihre Politik persönlichen Nutzen brachte. Es gab unter ihnen sehr viele ehrliche aber leider kurzsichtige Politiker, die fest davon überzeugt waren, daß Rußland sich vollkommen ruhig auf seinen alten Grundvesten der Nationalität, des Glaubens und des Absolutismus entwickeln könne. Die Unzufriedenheit im Volke sei nur das Werk einer kleinen Zahl von Hetzern, die von der westeuropäischen Sozialdemokratie angesteckt seien. In ihren Augen würde die Entwicklung Rußlands eine ganz andere sein als die der westeuropäischen Staaten, und sie glaubten daher durch ihre Politik die Aufrollung der Arbeiterfrage und alle Übelstände des parlamentarischen Regimes vermeiden zu können.

Die Liberalen freilich, welche die Durchführung der Reformen der 60er Jahre durch Bittschriften zu erreichen hofften, bildeten durchaus keine organisierte Partei, wie das ja bei den russischen Zuständen begreiflich ist.

Außerhalb der beiden geschilderten Strömungen stand

die gesamte unbewegliche Masse des Volkes, von der nur ein kleiner Teil, die Arbeiter, den Willen hatte, seine traurige Lage durch Ausschreitungen und Streiks zu verbessern.

Auf die Frage: was soll ich nun tun? — war für mich nunmehr die Antwort gegeben: Hätte die Regierung Reformen geschaffen, so würde ich wahrscheinlich mein Wissen und meine Arbeitskraft in ihren Dienst gestellt haben, obwohl ich genau wußte, daß es einen harten und schweren Kampf gegen alteingewurzelte Übelstände gegeben haben würde. Aber ich war jung und beseelt von dem Drang, meinem Vaterland Nutzen zu bringen. Die Reformen waren aber nicht gekommen, und so war mir klar, daß, wie mein Urteil auch ausfallen würde, ich doch unter Polizeiaufsicht käme und daher auch nicht daran denken könnte, auf einem meiner Güter eine Schule zu errichten. Auch würde ein Leben in Petersburg für mich ausgeschlossen sein, da ich politisch verdächtig war. Durch die Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland war ich ferner zu der Überzeugung gelangt, daß die Liberalen immer noch ihren alten Weg des Bettelns um Freiheit weiter gehen würden. Es blieb mir also nur der eine Weg: mich meinen revolutionären Freunden anzuschließen, um das große Ziel der Freiheit meines Volkes mit eiserner Konsequenz zu verfolgen.

Ich teilte jetzt auch ihre Meinung, daß man die Bewegung unter den Arbeitern in die rechten Bahnen lenken müsse, damit auch diese Bewegung mit der Zeit politischen Charakter gewönne. Die Arbeiter mußten davon überzeugt werden, daß ihnen vor allem die politische Freiheit fehlte, daß aber mit dieser ihre Organisationen die Gesellschaft zwingen könnte, auch ihre gerechten Forderungen vor der Regierung zu vertreten. Ich wußte, daß dieser Kampf sehr lange, vielleicht ein Menschenalter dauern könnte, aber ich rechnete auch damit, daß andere Ereignisse

die russische Gesellschaft aufrütteln könnten, wodurch die revolutionäre Bewegung an Breite und Tiefe gewinnen würde.

Eines Morgens wurde ich wieder in die Kanzlei geführt, die ich seit geraumer Zeit nicht betreten hatte, weil die Verhöre ganz und gar aufgehört hatten. Ich mußte mich zu meiner Empörung vollständig auskleiden, und man untersuchte meine Kleider, meinen Körper. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Der Gedanke, man gebe mir vielleicht die Freiheit wieder, tauchte auf, aber ich konnte nicht daran glauben. Oh, es wäre zu herrlich! Ich habe ja in meiner Einsamkeit vieles erlebt, vieles empfunden und will alle meine Kräfte der großen Sache, der Befreiung des Volkes von den Fesseln der Willkür und Gesetzlosigkeit widmen . . . Oh, in der Freiheit werde ich . . . Aber warum sagt man mir nichts? Warum hat man mich untersucht? Nein, ich täusche mich — ich werde nicht freigelassen!

Zwei Gendarmen erschienen, der eine Beamte übergab ihnen ein Schriftstück in geschlossenem Kuvert und sagte ihnen ein paar Worte, die ich nicht verstand. Dann wurden meine Sachen gebracht, und ein Gendarmerieoffizier sagte zu mir: „Nun, nehmen Sie Abschied von uns. Glückliche Reise!" . . .

Wieder erwartete mich ein geschlossener Wagen. Ich wußte aber nur, daß ich jetzt dieses Gefängnis verließ; wohin es ging, davon hatte ich keine Ahnung. Merkwürdig war es aber, daß eine Art Wehmut mich beschlich bei dem Gedanken an meine kleine Zelle, in der ich mich schon eingelebt hatte, und daß ich jetzt vielleicht in ein anderes Gefängnis oder vielleicht in die Freiheit sollte . . . Vielleicht! . . . Warum aber dann so viele Umständlichkeiten? Warum sind diese zwei Gendarmen da? — — — Wozu dieser verschlossene Wagen? Wahrscheinlich komme ich in ein anderes Gefängnis. Aber ich werde mich auch dort einleben. Die acht Monate, die ich im Gefängnis zuge-

bracht habe, haben mir Kraft gegeben, meine Überzeugung gestärkt und mich innerlich gereift.

Jetzt war ich auch „Revolutionär" geworden. Ich hatte beschlossen, mit aller Energie für die Freiheitsbewegung in Rußland tätig zu sein. Ich wollte versuchen, selbst zu handeln. . . . Dies alles ging mir durch den Kopf, als der Wagen vorfuhr. Ich stieg ein, die zwei Gendarmen nahmen auch darin Platz, und im Nu waren wir auf der Straße. Als ich versuchte, den Vorhang etwas wegzuziehen, um doch ein wenig vom Treiben und Leben draußen auf der Straße zu sehen, riß ihn der Gendarm zurück und bemerkte, daß das nicht erlaubt sei.

Nach langer Zeit hielt der Wagen; wir stiegen aus, und ich erkannte den Bahnhof der Nikolaibahn.

„Sie werden für eigene Rechnung reisen", sagte der Gendarm, „ich habe das Geld erhalten", und sie führten mich in eine Wagenabteilung erster Klasse. Dafür haben wahrscheinlich meine Verwandten gesorgt, dachte ich. Die Lokomotive pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, und noch immer wußte ich nicht, wohin die Reise ging.

V

Es war Anfang Februar 1897. Überall lag Schnee, und draußen herrschte ziemliche Kälte. Ich hatte in dem Gefängnis seit Ende Mai gesessen, also den ganzen Sommer dort verbracht. Nun erblickte ich die freie Welt im Wintergewande wieder. Weite schneebedeckte Ebenen; hier und da tauchten Dörfer auf, Tannenwälder zogen vorüber, Schlittenspuren liefen den Eisenbahndamm entlang und verschwanden, wir überholten Bauern in ihren Schlitten — sie schauten dem Zuge nach. Wann werde ich frei sein?

Meine beiden Begleiter sorgten für Essen und Trinken, aber im übrigen unterhielten sie sich über ihre Angelegenheiten, und ich schenkte ihnen keine Beachtung. Ein Ver-

such, etwas über unser Reiseziel zu erfahren, hatte keinen Erfolg.

Zwischen Lesen und Betrachten der Gegend verging die Zeit. Oft war ich diese Strecke gefahren, wenn ich auf unser Gut oder nach dem Süden Rußlands reiste. Ich mußte lächeln und dachte: Wie sonderbar ist es, daß ich jetzt alle diese Gegenden unter so eigentümlichen Umständen wiedersehe! Das Gefängnis vergaß ich allmählich; die Zeit, die ich dort verbracht, lag scheinbar längst hinter mir. Wohin ging es aber nun? Bringen sie mich nach Sibirien oder in eine kleine Stadt im europäischen Rußland? Komme ich in ein anderes Gefängnis? Oder hat vielleicht mein Onkel erwirkt, daß ich auf unserem Gute unter Polizeiaufsicht leben darf? Warum sagt man mir nichts?

Ich fing wieder ein Gespräch mit den beiden Gendarmen an, und erst jetzt gingen sie langsam aus sich heraus. Ich bot ihnen Zigaretten an und steckte einem etwas Geld zu. Es war schon Abend geworden, wir mußten bald in Moskau eintreffen, und noch immer wußte ich nicht, ob es weiter ging, oder ob wir in Moskau bleiben sollten.

Endlich kamen wir an. Ich wurde in ein kleines Wartezimmer gebracht. Der eine Gendarm verließ uns und kam nach einer kurzen Weile zurück mit der Meldung, alles sei bereit. Wir stiegen wieder in einen geschlossenen Wagen, der Schnee knirschte unter den Rädern, und weiter ging es ins Unbekannte. — — —

Ich versuchte, die Vorhänge zurückzuziehen, wurde aber wieder von dem einen Gendarm daran gehindert. Endlich hielten wir vor einem erleuchteten Gebäude. Wir standen vor einem andern, mir unbekannten Bahnhof. Hier stiegen wir in den Zug und setzten die Reise fort. Da hörte ich, kurz bevor die Betten gemacht werden sollten, wie der eine Gendarm zu dem anderen sagte: „Wir kommen dann und dann in Wologda an und erhalten dort sogleich Pferde, so daß wir ohne Aufenthalt weiterreisen

können." — — Die Reise ging also nach dem hohen Norden. Aber wohin? Und auf gut Glück fragte ich den einen: „Begleiten Sie mich direkt bis Archangelsk, oder erhalte ich in Wologda neue Begleitung?", worauf er gutmütig antwortete: „Nun, eigentlich sollten Sie es nicht wissen, aber das schadet ja weiter nichts. Wir begleiten Sie bis Archangelsk. Ob Sie dann weiter reisen oder dort bleiben, ist uns unbekannt. Sie müssen ein sehr reicher Herr sein, daß Sie mit so viel Bequemlichkeiten reisen können. Was haben Sie denn verbrochen?" — — Ich antwortete nichts. Die Betten wurden gemacht, ich legte mich hin, der eine Gendarm warf sich unausgekleidet auf den gegenüberliegenden Diwan, und zu seinen Füßen setzte sich der andere zur Wache hin.

Am andern Tage kamen wir in Wologda an. Der eine Gendarm blieb bei mir, der andere besorgte ein Dreigespann, eine „Troika". Und nun ging die Reise mit Pferden weiter.

Wir reisten Tag und Nacht ohne Unterbrechung und kamen am sechsten oder siebenten Tage spät abends in einer Stadt an. Ich war in Archangelsk. Auf mein Verlangen wurde ich in ein Hotel gebracht, wo die beiden Gendarmen bei mir blieben. Übrigens hatten sie wahrscheinlich aus Petersburg Weisung erhalten, mich sehr zuvorkommend und höflich zu behandeln.

Am nächsten Morgen wurde ich zur Gendarmerieverwaltung gebracht und mußte da in der Kanzlei warten, bis meine zwei Begleiter allerhand Formalitäten erledigt hatten, dann wurde mir erklärt, ich solle mich nach der Kanzlei des Gouverneurs begeben. Hier wurde meine Wohnung notiert und mir gesagt, daß ich in den nächsten Tagen über mein Reiseziel Bescheid erhalten würde.

Ich war in mein Hotel zurückgekehrt ohne die Gendarmen, die zurückreisen sollten, und erfuhr dort zu meiner Überraschung, daß meine Verwandten ihre Liebenswürdigkeit soweit ausgedehnt hatten, daß sie mir noch vor meiner

Ankunft einen Koffer mit Kleidungsstücken und Büchern hierher gesandt hatten. Schon in Petersburg, in der Kanzlei, hatte ich einen wattierten Mantel erhalten, und in Wologda bekam ich einen schönen, warmen Reisepelz und hohe weiche Filzstiefel. Alles war vorgesehen, um die Strapazen einer solchen Reise zu erleichtern. Ich wollte mir gerade die Stadt ansehen, als ein Schutzmann erschien und mir sagte, ich solle sofort zum Gouverneur kommen. Ich wunderte mich darüber, da ich bereits in der Kanzlei des Gouverneurs gewesen war, und fuhr mit dem Schutzmann zum Gouverneur. Da erschien ein älterer Herr mit sympathischen Zügen im Dienstfrack mit einem Stern auf der Brust und sagte zu mir auf französisch: „Entschuldigen Sie, bitte, das Mißverständnis. Ich habe den Polizeimeister beauftragt, sich zu erkundigen, ob Sie zu Hause seien; ich wollte Ihnen eine Visite machen. Der dumme Kerl von Schutzmann hat wahrscheinlich den Auftrag nicht verstanden und Sie unnötigerweise hierher bemüht. Ich habe Ihren Herrn Vater gekannt, und als ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, daß Sie hierher verbannt seien, wollte ich mich Ihrer annehmen. Ich verbeugte mich und sagte: „Ist das alles, Exzellenz, was Sie von mir wünschen? Dann kann ich ja in mein Hotel zurückkehren." — „Nein, Sie haben mich mißverstanden und sehen in mir bloß den Beamten, und wie es scheint, haben Sie eine Aversion gegen Beamte. Das wird die Gefängnishaft mit sich gebracht haben; sehen Sie in mir jetzt nicht den Gouverneur, sondern einen frühern Bekannten Ihres edlen Vaters." — Ich dankte ihm, verabschiedete mich und kehrte in mein Hotel zurück. Es waren noch keine zwanzig Minuten vergangen, als sich meine Tür wie von selbst öffnete. Ich erblickte nur den grüßenden Hoteldiener, und schon erschien der Gouverneur auf der Schwelle. „Sie erwarteten mich nicht. Ich habe mich aber doch soeben anmelden lassen, und mir wurde gesagt, Sie seien zu Hause."

Man hielt es offenbar für überflüssig, mit mir, dem Verbrecher, viel Zeremonien zu machen. Der Diener im Hotel schien sich auch auf den Standpunkt eines Polizeibeamten gestellt zu haben.

„Das tut nichts, Exzellenz, ich bitte Platz zu nehmen." „Ich komme, Ihnen eine Gegenvisite zu machen, und erlaube mir, in meinem und meiner Frau Namen, Sie zu einem einfachen Diner bei uns einzuladen." Ich dankte für die außerordentliche Liebenswürdigkeit und nahm die Einladung an. Gegen 6 Uhr fuhr ich hin und wurde von seiner Frau und ihm sehr freundlich begrüßt. Bei dem Diner entspann sich eine zwanglose Unterhaltung, wobei der Gouverneur sein Bedauern aussprach, mich leider nicht in Archangelsk behalten zu können; er müsse mich nach einer kleinen Stadt weitersenden. „Aber ich hoffe", fügte er hinzu, „daß ich Sie in sehr kurzer Zeit wieder hier in Archangelsk begrüßen kann, dann wird Ihnen die Verbannung leichter erscheinen, und wir hoffen Sie oft als unseren Gast zu sehen." „Ja, Exzellenz, ich weiß noch gar nicht, auf wie lange ich verbannt bin. Ich habe kein Urteil gesehen. Mir ist auch nichts gesagt worden. In Ihrer Kanzlei wurde mir mitgeteilt, daß ich in den nächsten Tagen einen Bescheid bekommen würde. Ich finde das offengestanden ungesetzlich!"

Der Gouverneur lächelte und sagte: „Ja, so ist nun einmal das administrative Verfahren, daran kann ich nichts ändern, wie gern ich es auch möchte. Ich kann Ihnen unter Diskretion schon jetzt sagen: Sie müssen 5 Jahre in diesem Gouvernement verbringen. Die Strafe ist so hoch bemessen, weil Sie sich hartnäckig geweigert haben, Ihre Mitschuldigen zu nennen, und außerdem oft die Beamten beleidigt haben. So steht es in dem offiziellen Schriftstück, und damit muß ich rechnen. Aber ich bin überzeugt, daß Ihre Verwandten sich für Sie verwenden werden, um die Verbannungszeit abzukürzen. Außerdem hängt es ja auch teil-

weise von Ihnen ab. Vielleicht werden Sie in der Freiheit, ohne den starken Druck im Gefängnis, selbst zur Einsicht kommen, daß es besser für Sie ist, ein Gnadengesuch an unseren gütigen Kaiser zu senden, und Sie sind wieder in Petersburg. Ich kann mir ja vorstellen, wie die ganze Sache vor sich gegangen ist. Sie haben wahrscheinlich aus Gutmütigkeit irgend einem Menschen, den Sie nicht einmal gekannt haben, geholfen und müssen Ihre Gutmütigkeit büßen. Ihre Lage ist dadurch selbstverständlich verschlimmert worden, daß Sie im Jugendeifer — sagen wir zu hitzig waren. Aber wie gesagt, es schadet nichts, wenn Sie eine kurze Zeit in einem kleinen Städtchen verbringen und eine Nachkur bei uns in Archangelsk durchmachen, um sich dann wieder in das Petersburger Leben zu stürzen."

Ich wollte den Gouverneur nicht über meine wahren Absichten aufklären, denn ich war fest entschlossen, mich von nun an ganz der Arbeit an der Befreiung des russischen Volkes zu widmen.

Den ganzen Abend verbrachte ich bei dem Gouverneur. Wir plauderten über allerhand, tauschten Erinnerungen an Petersburg, Paris und Berlin aus und sprachen von meinem Vater. Außer mir erschienen nach dem Diner noch ein paar Beamte, und ich vergaß vollkommen, daß ich weit von Petersburg sei; alles erinnerte mich lebhaft an die Salons, in denen ich früher verkehrt hatte.

Noch mehrere Tage blieb ich in Archangelsk, an denen ich fast täglich beim Gouverneur eingeladen war. Am letzten Abend sagte er zu mir: „Morgen müssen Sie reisen. Sie reisen diesmal ohne Begleitung, und wenn Sie dort angelangt sind, melden Sie sich bitte bei dem Isprawnik. Das ist die ganze Formalität. Ich werde Ihnen ein Privatschreiben an den Isprawnik mitgeben, damit Sie keinen Scherereien ausgesetzt sind. Es tut mir sehr leid, daß ich Sie nicht länger hier behalten kann, aber ich muß nach dem Gesetz handeln. Meine Frau bedauert es auch sehr, denn

sie hatte die Absicht, Sie für ihren Wohltätigkeitsverein zu gewinnen. Aber wir sehen uns in ein paar Monaten wieder. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und hoffe, daß Ihnen diese kurze Zeit nicht allzu langweilig wird. Auf Wiedersehen! Glückliche Reise!"

Am nächsten Tage erledigte ich die Formalitäten, mietete mir einen Schlitten und fuhr nach Mesen.

Man konnte die Stadt eher ein Dorf nennen. Sie hat ungefähr 800 Einwohner und liegt an einer Bucht des Weißen Meeres unter dem Polarzirkel. Neugierig betrachtete ich die kleinen einstöckigen Häuser und die paar Menschen, die ich auf den Straßen traf. Ich ließ den Kutscher direkt vor das Polizeigebäude fahren und fragte nach dem Isprawnik. „Was wünschen Sie von ihm?" fragte mich ein Beamter. Auf das Schreiben des Gouverneurs hin wurde ich sofort in das Zimmer des höchsten Polizeibeamten geführt. Ich wurde höflich begrüßt; er hatte schon aus Petersburg und Archangelsk Befehle erhalten und war auch, wie er mir sagte, von hochstehenden Personen gebeten worden, sich meiner anzunehmen. Er hatte bereits für eine passende Wohnung gesorgt und lud mich für heute zum Mittagessen ein. Doch mir war alle diese Liebenswürdigkeit nur peinlich, denn ich wollte vor den anderen Verbannten keinen Vorzug genießen. Ich war deshalb sehr reserviert und lehnte seine Einladung ab. Doch gab er mir trotzdem einen Beamten mit, der mich nach der mir zugedachten Wohnung weisen sollte.

Ich fuhr mit diesem vor einem kleinen, einstöckigen Hause vor. Drei Fenster mit rotbemalten Holzläden schauten auf die Straße, — durch die Fenster schimmerte etwas Grünes. Über den Hof kamen wir zu dem Eingang, wo wir mit tiefer Verbeugung von einer ältlichen Frau begrüßt wurden. Sie war die Witwe irgend eines Beamten und lebte allein mit ihrem Sohne. Ich beschloß, die Wohnung zu behalten, entließ den Kutscher, dankte

dem Beamten für seine Liebenswürdigkeit und war nun allein. Mit Hilfe des Sohnes meiner Wirtin packte ich meine Bücher und einige Sachen aus, und in kurzer Zeit sah es in den Zimmern schon ganz wohnlich aus.

Ich bestellte Essen, das nebenbei gesagt, nicht schlechter war, als die Privatkost im Gefängnis, und machte dann einen Spaziergang durch die Stadt. Ein furchtbares Gefühl der Einsamkeit überkam mich. Also in diesem Nest sollte ich fünf Jahre zubringen! — Die Vergünstigung, vielleicht in ein paar Monaten schon nach Archangelsk übergeführt zu werden, anzunehmen, hatte ich keine Lust, denn ich sehnte mich nicht besonders danach, im ständigen Verkehr mit dem Gouverneur und möglicherweise als Sekretär irgend eines Wohltätigkeitsvereins unter dem Protektorat seiner Frau zu leben. Besser schon hier. Ich werde arbeiten, werde mir Bücher kommen lassen und mich besser für mein Lebensziel, das ich nun ja klar erkannt hatte, vorbereiten.

Am nächsten Tage ging ich in das Polizeibureau und fragte, ob noch andere Verbannte hier seien. Da erschien der Isprawnik, begrüßte mich sehr freundlich, fast zu freundlich, — fragte mich, wie ich die erste Nacht verbracht habe, und was mein Wunsch sei. „Ich habe schon den Herrn gebeten, mir die Adressen der andern Verbannten zu geben." — „Aber, warum wollen Sie denn solche Bekanntschaften machen? Die passen doch gar nicht zu Ihnen! Es sind ungebildete Leute, Arbeiter, Studenten, überhaupt Pack". — „Ich möchte aber meine Leidensgefährten doch kennen lernen und bin Mannes genug, mir selbst ein Urteil bilden zu können." „Wie Sie wünschen," antwortete der Isprawnik lächelnd, „dieser Herr wird Ihnen die Adressen geben, obwohl wir ja nicht dazu verpflichtet sind."

Ich erhielt eine Liste, in die der Beamte nicht bloß Namen und Wohnung der Verbannten aufgezeichnet hatte, sondern auch ihren Stand. Am Nachmittag ging ich dann

aufs Geratewohl nach einer der bezeichneten Wohnungen, fragte nach Herrn Nadeschdin und wurde in ein Zimmer geführt, in dem sich mehrere Personen befanden. „Könnte ich vielleicht Herrn Nadeschdin sprechen?“ — Ein ziemlich hochgewachsener Mann mit schwarzem Bart und schönen dunklen Augen trat auf mich zu und sagte: „Ich bin es. Was wünschen Sie?“ — Ich nannte meinen Namen, ohne den Titel hinzuzufügen, und erklärte, ich sei auf fünf Jahre hierher verbannt und wolle mich mit meinen Leidensgenossen bekannt machen. Ich wurde aufgefordert, meinen Pelz abzulegen und Platz zu nehmen, wurde den andern Leuten, die dort waren, vorgestellt, und es entspann sich ein ziemlich reges Gespräch.

Man fragte mich, wo ich verhaftet worden sei, in welchem Gefängnis, wie lange ich gesessen habe und wessen man mich beschuldige. Ich gab Auskunft, worauf einer der Herren bemerkte: „Das ist nicht viel. Aber man hat Sie wahrscheinlich so streng bestraft, weil Sie sich gegenüber den Gendarmen nicht anständig benommen haben. Ihre politischen Überzeugungen sind noch ziemlich unklar, und die Zeit wird erst lehren, was aus Ihnen wird. Wollen Sie die ganze Zeit hier verleben? Übrigens ist das eine voreilige Frage. Wir werden ja sehen, ob Sie es hier so lange aushalten können. Wenn Ihnen die Sache zu schlecht bekommt, reichen Sie vielleicht doch ein Gnadengesuch ein!“

Das war nicht besonders aufmunternd, und ich sagte in ziemlich scharfem Ton: „Wenn meine politischen Überzeugungen auch nicht so klar sind, wie die Ihrigen, so haben Sie doch keinen Grund, mir zu mißtrauen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Gedanken mit Ihnen auszutauschen, und wollte Ihnen meine Bücher anbieten; Sie aber zeigen sich so ablehnend und meinen am Ende gar, ich sei ein Schuft.“

Der Herr antwortete: „So schlimm war es nicht ge-

meint. Aber Sie müssen wissen, daß hier verschiedene Sorten Verbannter herkommen, und wir haben die Gewohnheit, nicht gleich bei der ersten Bekanntschaft Freundschaft fürs ganze Leben zu schließen. Man muß die Menschen erst kennen lernen. Mit wem waren Sie denn in Petersburg bekannt?" — Ich nannte Popoff und merkte, daß einige ihn kannten. Nadeschdin fragte mich: „Wo ist jetzt Popoff? Wie geht es ihm? Er ist ein guter Kamerad und ein tüchtiger Arbeiter. Ich kenne ihn gut, und die Freundschaft mit ihm dient Ihnen nur zur Empfehlung. Aber wir wollen doch nicht so auf dem Trocknen sitzen! Wollen Sie nicht ein Glas Tee mit uns trinken?" Ich dankte und blieb bis zum Abend dort. Während des Gespräches fragte mich einer: „Heißen Sie einfach — — oder haben Sie noch einen Titel?" „Ja, ich habe einen Titel." — „Nun, Sie sind ja nicht der erste Aristokrat, der in den Reihen der Revolutionäre kämpft. Wo haben Sie studiert?" „Ich war in der Rechtsschule." — „Oho! Das ist ein weiter Sprung, denn aus dieser Schule gehen ja meistens nur Lumpen hervor."

Das Benehmen aller Anwesenden mir gegenüber wurde nun zutunlicher und der Ton kameradschaftlicher. Gegen Abend kamen noch einige, und Nadeschdin sagte: „Sie haben es gut getroffen, denn bei mir versammelt sich heute die Kolonie. So werden Sie schon heute die meisten Kameraden kennen lernen."

Unter den Neuangekommenen schien mir am sympathischsten zu sein ein stiller, blonder Mann von ungefähr 35 Jahren, mit blauen, treuherzigen Augen. Er saß ganz in meiner Nähe, und während die Gesellschaft sich über allerhand unterhielt, entspann sich zwischen uns ein kleines Privatgespräch. „Sie sind ganz neu?" fragte er mich. „Wann sind Sie angekommen? Woher kommen Sie? Auf wie lange sind Sie hierher geschickt worden?" Ich gab ihm Antwort, worauf er erzählte, er sei Pole, sei früher Ar-

beiter in Warschau, dann in Lodz gewesen, dort sei er verhaftet und auf drei Jahre hierher verbannt worden. „Jetzt bin ich schon über ein halbes Jahr hier. Ach, es lebt sich ganz gut hier oben. Ich habe gute Kameraden, Bücher gibt es auch, und dann hat Nadeschdin es so eingerichtet, daß jede Woche ein Vortrag bei ihm gehalten wird. Daran knüpft sich eine Diskussion, und das ist ganz interessant."

Am nächsten Morgen schon kam der Pole zu mir. Wir sprachen über das Leben in der Kolonie, und er gab mir recht, als ich äußerte: „Wie es scheint, sind die andern Kameraden mir gegenüber sehr zurückhaltend." „Ja", antwortete er, „unsere kleine Kolonie hat sich schon eingelebt, Sie sind ein Fremder, kommen aus einer ganz andern Gesellschaftssphäre und haben im Grunde genommen nichts verbrochen. Da ist es begreiflich, daß Sie für die Leute ein unbeschriebenes Blatt sind. Aber es war sehr gut, daß Sie Ihren Freund, den Arzt Popoff, genannt haben. Darnach betrachten meine Kameraden Sie als einen anständigen, ehrlichen Menschen, der aber noch nicht weiß, was er eigentlich anfangen soll." — „Nun, ich weiß schon, was ich zu tun habe, aber ich brauche doch nicht bei der ersten Begegnung den Leuten gleich alles zu sagen."

Er blieb ziemlich lange bei mir, erzählte mir von der Arbeiterbewegung in Polen und bemerkte, daß er sehr viele Gesinnungsgenossen im Süden Rußlands und in Moskau habe, die für die Freiheitssache arbeiteten. Unter anderm erzählte er mir auch, daß ein Freund von ihm, der nach einer andern Stadt desselben Gouvernements verbannt worden war, vor kurzem geflohen sei. — „Ist denn die Flucht so leicht?" fragte ich. „Wenn man Geld und Verbindungen hat, ist es nicht schwer", antwortete er. — „Ja, aber wie kann man nur weiterleben, dann muß man doch ins Ausland gehen?" — „Das ist nicht nötig; Sie können sich immer, wenn Sie Verbindungen

haben, einen guten Paß auf fremden Namen verschaffen und ruhig in Rußland weiterarbeiten." — „Das wäre eine Idee" sagte ich. „Ich habe genug Geld und könnte nicht nur selbst fliehen, sondern auch noch ein paar Kameraden mitnehmen. Ich bin nur im unklaren, wie man es anfängt!" „Es ist besser", erwiderte der Pole, „Sie fliehen sofort, sonst müssen Sie längere Zeit warten und sich einleben, um dann unauffällig entweichen zu können. Wenn Sie es in den ersten sieben Tagen unternehmen, wo Sie noch kein Mensch kennt, dann kann alles leicht gelingen, oder aber, Sie bleiben ein halbes bis ein ganzes Jahr hier, würden dann verschiedene Freiheiten erlangen, und man würde es nicht auffällig finden, wenn Sie einen größeren Ausflug unternähmen. Die Hauptsache ist, den Isprawnik nicht argwöhnisch zu machen. Übrigens wurde gestern auch davon gesprochen, wie eigentümlich es sei, daß der Isprawnik gegen Sie so liebenswürdig ist, Ihnen sogar eine Wohnung gesucht hat. Sie müssen sehr hochgestellte Verwandte haben, die für Sie eintreten. Das hat einige stutzig gemacht, aber Nadeschdin meinte, das wäre sehr gut und könne uns sogar nützen."

Der Pole ging fort, und ich blieb allein. Aber der Gedanke an die Möglichkeit, von hier fortzukommen, war so überwältigend, daß ich schon gegen Abend wieder zu Nadeschdin hinging. Es waren wieder einige Leute bei ihm versammelt, und ich mußte ihnen von Petersburg, dem Arzt Popoff und einigen Revolutionären, die ich bei ihm getroffen hatte, erzählen. Sie hatten alle an der Bewegung teilgenommen und waren nach einer Gefängnishaft von mehreren Monaten, auch sogar Jahren, hierher geschickt worden und sollten hier 3 oder 5 Jahre verbleiben. Ich erfuhr von ihnen näheres über das Leben der Verbannten. In dieser Stadt war man verhältnismäßig milde: man brauchte nicht jeden Tag zur Polizeiverwaltung zu gehen, um sich vorzustellen; man war nicht, wie in an-

dern Orten in demselben Gouvernement, 2 bis 3 Monate von der Welt vollkommen abgeschnitten, denn hier kam die Post alle 2 bis 3 Wochen und brachte Briefe, Zeitungen und Zeitschriften; die Korrespondenz wurde nicht von dem Isprawnik durchgelesen, und dadurch wurden die ewigen Reibungen zwischen Verbannten und Polizei vermindert. — Das Schlimmste für den Intelligenten ist in der Verbannung die gezwungene Untätigkeit. Er darf nämlich seinen Beruf nicht ausüben, — nicht praktizieren, wenn er Arzt ist, nicht unterrichten, wenn er Lehrer ist, außer wenn der Isprawnik einen Lehrer braucht und keiner da ist, als ein Verbannter, der dann das Glück hat, dessen Kinder zu lehren. Sicher ist aber, daß die, deren Gesundheit während der Gefängnishaft nicht untergraben würde, sich hier noch mehr zu Revolutionären entwickeln; sie werfen sich auf das Studium der Nationalökonomie, der Staatswissenschaften und fremden Sprachen, um ihren Geist wach zu halten. Sie stehen in reger Verbindung mit ihren Leidensgenossen, helfen den einfachen Arbeitern bei ihrem Selbststudium und veranstalten unter sich Vorträge und Diskussionen. In dieser Weise erreichen sie, daß ihre Willenskraft nicht gebrochen wird, was die Machthaber nur zu gern möchten. Der Gedanke an Freiheit und weitere Arbeit für Revolutionierung der Masse lebt in jedem Verbannten, und nichts hält ihn davon ab, nach Abbüßung der Strafe oder nach einer glücklichen Flucht sich wieder in diese Arbeit zu stürzen. Zu ihrem Unterhalt erhalten sie von der Regierung eine klägliche Unterstützung von 10 bis 15 Rubeln monatlich; ein Adeliger aber hat auch hier Vorzüge — er erhält mehr als ein Bürgerlicher oder simpler Bauer.

Der Hauptzweck meines heutigen Kommens war, mit Nadeschdin allein zu sprechen oder den Polen zu treffen. Ganz spät, schon als ich nach Hause wollte, erschien dieser. Ich forderte ihn auf, mich zu begleiten, was er auch gern tat, und zu Hause angekommen, unter-

hielten wir uns bei einem Glase Tee darüber, wie man die Flucht am besten arrangieren könne. Ich hatte sein volles Vertrauen gewonnen, und er versprach, mir eine Reihe von Adressen zu geben, damit ich in Moskau oder im Süden Rußlands sofort einen Paß auf fremden Namen und Anschluß bei seinen Kameraden fände. Wir berieten nun, auf welchem Wege ich Pferde und Schlitten erhalten und wie ich mich vor Verdacht schützen könnte.

Da sich nun einmal die Möglichkeit zeigte, fortzukommen, arbeitete meine Phantasie sehr stark, und ich ging soweit, zu erklären, man könnte ja alles mit Geld erkaufen. Da meinte der Pole lächelnd: „Mit dem Gelde so herumzuwerfen, wie Sie es wollen, hat durchaus keinen Wert, denn in unserer Bewegung brauchen alle Geld, und oft fehlt das Nötigste. Wozu wollen Sie für Ihre Person so eine Unmenge Geld verschwenden? Wir können vielleicht doch sparsamer wirtschaften. Ich kenne den günstigsten Weg nicht so genau, aber ich werde mit Nadeschdin noch heute abend darüber sprechen, und morgen früh halten wir dann bei Ihnen Kriegsrat. Das ist das einfachste! Zwei Köpfe sind gut, aber ein dritter schadet nie."

Die Nacht verbrachte ich in aufgeregtem Schlummer, träumte aber so schön, daß ich am andern Morgen frisch und froh aufsprang, mich ankleidete und sofort zu Nadeschdin eilte.

Er war allein und sagte sofort: „Der Pole hat mir schon von Ihrem Plan erzählt. Das ist in der Tat das Beste für Sie, besonders wenn es Ihnen nicht am nötigen Gelde fehlt. Wir müssen es aber sehr schlau einfädeln, und da habe ich mir gedacht, Sie benützen die Liebenswürdigkeit des Isprawnik und bitten ihn um die Erlaubnis, persönlich einige Sachen für Ihre Wohnung in Archangelsk einkaufen zu dürfen, oder Sie geben einen andern Grund an. — Sagen wir: Sie wollten den Gouverneur sprechen. Der Mann wird alles gestatten, weil er hofft, durch Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen sich gut mit dem Gou-

verneur zu stellen. Sie sind sozusagen eine Art Protektion für ihn. Sie brauchen ja dann nicht nach Archangelsk zu fahren, wir werden vielmehr den allerbequemsten Weg aussuchen, damit Sie so schnell wie möglich nach Moskau oder einer andern großen Stadt kommen."

Ich fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, mit mir zu fliehen, denn ich hätte so viel, daß es für zwei ausreichte. „Nein," meinte er, „das kann Ihrem Plane schaden, — da würde der Isprawnik stutzig, denn meine Abwesenheit müßte sofort bemerkt werden. Entweder verbringe ich hier meine Zeit bis zum Ende, oder ich fliehe bei einer andern Gelegenheit."

Wir besprachen noch die Einzelheiten der Flucht, und Nadeschdin sagte zu mir: „Sie machen am besten eine Visite bei dem Isprawnik in seiner Privatwohnung. Er wird sich dadurch geschmeichelt fühlen, und Ihnen fallen solche Förmlichkeiten doch nicht schwer. Vielleicht können Sie schon jetzt so nebenbei erwähnen, daß Sie nach Archangelsk möchten. Er wird Ihnen gewiß gestatten, auf ein paar Tage zu verreisen. Das weitere werden wir dann heute abend mit Ihnen besprechen."

Ich ging zum Isprawnik und wurde dort sehr zuvorkommend — ich möchte fast sagen devot — empfangen. Der Isprawnik kam direkt aus der Kanzlei, klagte über die Menge Arbeit, über die Trägheit seiner Beamten und die vielen Sorgen, die sein Amt mit sich bringe. Seine Frau strahlte förmlich vor Glück, bei sich einen Mann empfangen zu können mit einem wirklichen Titel, der in Petersburg in der Gesellschaft verkehrt hatte und mit dem Gouverneur gut stand.

Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich darum, wie gütig der Herr Gouverneur sei, und daß ich wahrscheinlich entweder verwandt oder gut bekannt mit ihm sein müßte, denn er habe so liebenswürdig und nett über mich an den Isprawnik geschrieben. Ich hielt jetzt den Augenblick für

gekommen, so nebenbei zu erwähnen: „Es wäre mir ganz angenehm, in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, wenn es zulässig ist, auf kurze Zeit nach Archangelsk zu reisen. Ich muß mit dem Gouverneur sprechen und möchte mir doch auch ein paar Sachen anschaffen, um mir meine Wohnung gemütlicher zu machen."

Er ging sofort darauf ein: „Eigentlich, nach dem Gesetz," sagte er, „kann ich nicht so eigenmächtig handeln. Aber in diesem Falle könnte man ja eine Ausnahme machen. Ich glaube nicht, daß der Gouverneur mir das übel nimmt."

Ich antwortete ihm, ich würde schon dafür sorgen, daß er keine Unannehmlichkeiten hätte. Übrigens handelte es sich ja nur um ein paar Tage.

Beim Abschied fragte ich ihn, ob ich morgen in die Kanzlei kommen solle, um mir eine offizielle Erlaubnis zu holen. „Nein, das brauchen Sie nicht. Aber ich würde mich sehr freuen, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen, und hoffe, daß Sie uns nach Ihrer Rückkehr oft besuchen werden."

Ich war sehr froh, daß ich so gut Komödie gespielt hatte, und konnte die verabredete Stunde kaum erwarten, um Nadeschdin aufzusuchen. Als ich bei ihm ankam, waren nur er und der Pole anwesend. Er riet mir, doch über Archangelsk zu reisen und von dort ohne Aufenthalt nach Wologda. Das wäre der schnellste und bequemste Weg, und der Isprawnik würde erst Verdacht schöpfen, wenn ich schon längst in Moskau wäre.

Sie gaben mir Adressen und Empfehlungen und rieten mir, mich einige Zeit in Moskau aufzuhalten. Ich legte nun dem Polen nahe, mit mir zu fliehen. „Nein," antwortete er. „Ich werde hier ruhig noch aushalten, und wenn Nadeschdin einmal flieht, dann werde ich mich ihm vielleicht anschließen. Wir raten Ihnen übrigens, so wenig Gepäck als möglich mitzunehmen und die Reise Tag und

Nacht ohne Unterbrechung zu machen; gute Trinkgelder werden auch nicht schaden."

Am nächsten Tage stattete ich noch dem Ispravnik in der Kanzlei einen Besuch ab. Er bat mich, ihn dem Gouverneur zu empfehlen, wünschte mir glückliche Reise und fragte nach der Zeit meiner Rückkehr. — „Nun, es werden vier bis fünf Tage vergehen." „So, das ist nicht viel. Aber vergessen Sie nicht, dem Gouverneur zu sagen, daß ich mich sehr gesträubt habe, Sie fortzulassen. Er wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen. Also auf baldiges Wiedersehen!"

In scharfem Tempo zogen die Pferde an. Ich legte die Strecke bis Archangelsk schneller zurück, als auf der Hinreise. Vorsichtshalber entließ ich auf der Station den Kutscher und mietete mir einen Privatschlitten.

Ohne Unterbrechung reiste ich nun Tag und Nacht von Archangelsk nach Wologda, von wo ich dann die Eisenbahn nahm und nach Moskau gelangte.

Es wurde mir während der Fahrt immer klarer, daß ich jetzt ein ganz neues Leben beginne. Von nun an würde ich all das Gute, das ich gewollt und worüber ich nachgedacht hatte, in Taten umsetzen. Wie meine Tätigkeit sich gestalten würde, das wußte ich noch nicht genau, aber wenn ich in Rußland blieb, so konnte ich ja mit meinem Geld eine Reihe von geheimen Druckereien eröffnen, und jede Druckerei würde der Sache der Aufklärung, der Befreiung des russischen Volkes einen unermeßlichen Nutzen bringen. Ich war froh, meine Verbannung so rasch beendet zu haben. Nun konnte ich mit frischen Kräften und ungebrochenem Mut für die Sache kämpfen, die mir heilig geworden war.

Mit dem Gelde, das ich in Archangelsk erhalten hatte, konnte ich nicht lange reichen, ich beschloß daher, direkt nach Petersburg zu meinem Onkel zu reisen und von ihm mein Privatvermögen zu verlangen. Als ich nämlich im

Gefängnis saß, hatte ich meinen Onkel auf seine Bitte formell beauftragt, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und meine Geldmittel in Verwahrung zu nehmen, denn man konnte ja möglicherweise mein Vermögen konfiszieren wollen.

Ich hielt mich daher in Moskau nur so lange auf, als ich brauchte, um von einem Bahnhof zum andern zu gelangen. Zum Glück ging gerade ein Schnellzug, so daß ich schon am andern Morgen in Petersburg ankam.

Direkt vom Bahnhof fuhr ich zu meinem Onkel, stürzte unangemeldet die Treppe hinauf und begab mich in sein Schreibzimmer. Ich erinnere mich noch des erschrockenen Gesichtes des alten Kammerdieners, den ich im Vorzimmer traf; aber noch größer war der Schreck meines Onkels selbst. Er sprang vom Stuhl auf und sagte bloß: „Du hier? — Bist du wahnsinnig? Ich gebe dir genügend Geld, damit du sofort ins Ausland reisen kannst, und werde alles aufbieten, um später deine Rückkehr nach Rußland zu ermöglichen. Das ist der einzige Ausweg. Warum hast du das nur getan? Ich habe schon Schritte unternommen, und mir ist versprochen worden, daß du nach höchstens einem Jahre zurückkehren dürftest, — und jetzt durchkreuzt du meinen ganzen Plan. — Du hast schon genug Schande über unsere Familie gebracht, — du mußt jetzt für einige Zeit verschwinden. Kein Mensch darf wissen, wo du bist, und ich werde alles versuchen, um dich auf den richtigen Weg zurückzubringen."

„Ich bin nicht gekommen," war meine Antwort, „mir gute Ratschläge zu holen. Ich weiß, was ich zu tun habe. In den frühern Verhältnissen kann ich nicht weiter leben; ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß mit den gesetzlichen Mitteln in Rußland nichts zu leisten ist. Ich gehöre jetzt einer Partei an, die mit aller Macht von der Regierung die primitivsten Menschenrechte für das russische Volk erzwingen will. Bitte, geben Sie mir das Geld,

das ich Ihnen zur Aufbewahrung gegeben habe, zurück. Ich brauche es."

„Du bist vollkommen verrückt geworden, Junge! Woher hast du denn diese Worte? Das sind ja alles nur leere Redensarten! Primitivste Menschenrechte für das russische Volk erzwingen! Wie willst du denn das bewerkstelligen? Willst du mit deinem guten alten Namen unter die Lumpen gehn, die einen Umsturz in Rußland anstreben zur Sättigung ihrer Ehrsucht? Willst du auch teilnehmen an der Wühlarbeit all dieser halbgebildeten, unzufriedenen Elemente? Das ist ja eine hirnverbrannte Idee! Du wirst noch mit dieser Bande zusammen am Galgen enden. — Sei doch vernünftig! — Siehst du denn nicht ein, daß nicht einmal das Volk, das diese Leute angeblich so lieben, etwas von ihnen wissen will? Nein, die Einsamkeit im Gefängnis hat deinen Verstand vollkommen verwirrt. Reise sofort ins Ausland und verhalte dich dort ruhig. Wir werden das weitere schon sehen. Wenn du dich beruhigt und gekräftigt hast, werde ich mit dir einmal über all diese Dinge sprechen."

„Ich weiß, was ich tue, und bitte Sie noch einmal, mir mein Geld zurückzugeben", antwortete ich. — „Das werde ich nicht tun. Ich gebe dir nur Geld zur Reise ins Ausland und werde alles aufbieten, um dich unbehelligt über die Grenze zu bringen. Dein kleines Privatvermögen bleibt in meiner Verwahrung. Ich handle hier vollkommen in Übereinstimmung mit deiner Mutter. Du kannst bis zu deiner Abreise in meinem Hause bleiben."

„Ich reise nicht ins Ausland," erwiderte ich, „und verlange nur mein Geld, um mein Leben selbst so einrichten zu können, wie es mir paßt."

„Ich habe dir schon gesagt und wiederhole es nochmals: dieses Geld erhältst du nicht! Ich will nicht haben, daß man dich wie einen dummen Jungen behandelt, dem man sein Geld abnimmt und den man dann fortwirft wie eine

ausgepreßte Zitrone. Du hast deine Dummheiten schon teuer genug bezahlen müssen! Es ist beschlossen: Du bleibst vorläufig hier in meinem Hause und reist dann ins Ausland!"

„Da Sie mir das Geld verweigern, haben wir nichts mehr miteinander zu sprechen. Leben Sie wohl!" Ich hörte noch, wie mein Onkel mir nachschrie: „Du bleibst hier! Hast du verstanden?" — In ein paar Sekunden war ich auf der Straße, nahm einen Schlitten und fuhr zur Station. Dort mußte ich eine Zeit warten, bis ein bequemer Zug nach Moskau fuhr. Ich war sehr aufgeregt, denn ich fürchtete, daß mein Onkel mich suchen lassen würde. Er wußte aber ja nicht, wohin ich mich gewandt hatte, und dieser Gedanke beruhigte mich.

In Moskau angelangt, stieg ich in einem Hotel ab, wo ich früher mit meinem Vater oder allein gewohnt hatte. Ich setzte mich mit einem befreundeten Ingenieur in Verbindung, dem ich vor meiner Verhaftung zum Ankauf eines Gutes ungefähr zehntausend Rubel geliehen hatte, und bat ihn, mir, wenn nicht alles, so doch einen Teil zurückzugeben.

Ich hatte ungefähr noch zweihundert Rubel in der Tasche, und nach Begleichung der Rechnung verblieben mir vielleicht noch dreißig oder vierzig Rubel! Wenn ich so weiter lebte, war es ausgeschlossen, daß ich mit dem wenigen Geld, das ich besaß, noch lange auskommen würde.

Ich klingelte deshalb dem Diener, bezahlte meine Rechnung und ließ meine wenigen Sachen auf den Bahnhof bringen, in dessen Nähe ich mir in einem kleinen, unansehnlichen Hotel ein billiges Zimmer mietete.

Glücklicherweise traf ich an demselben Abend noch den Ingenieur, der auf mein Telegramm hin nach Moskau herübergekommen war. Er hatte mich vergebens in dem Hotel gesucht, und ich fand ihn zufällig in einem Restaurant. Er überreichte mir eine Summe Geldes, und ich erzählte ihm

ganz offen, daß ich geflohen sei (von meiner Verhaftung wußte er), daß ich auf ihn in jenem teuren Hotel gewartet und gefürchtet hatte, er würde das Geld nicht rasch genug schicken: dann wäre ich verloren gewesen.

„Das nennt man allerdings Glück," sagte lächelnd der Ingenieur. „Die Restsumme, die ich Ihnen schulde, werde ich in spätestens 6 bis 8 Wochen bei einer Bank vorsichtshalber auf meinen Namen deponieren, dann brauchen Sie mir nur zu schreiben, wohin und unter welchem Namen ich Ihnen das Geld senden soll, und damit ist die Sache erledigt."

Ich hatte eine Empfehlung und ein paar Adressen von dem Polen und Nadeschdin in der Tasche und beschloß nun, die Leute schleunigst aufzusuchen. Sie empfingen mich sehr freundlich, und als ich erwähnte, ich hätte keinen Paß, wurde mir versprochen, daß ich am nächsten Abend einen erhalten sollte. Falls mir im Hotel Schwierigkeiten wegen des Passes gemacht werden würden, könnte ich ein paar Nächte lang bei einem von ihren Bekannten leben.

VI

Ich blieb jetzt eine Zeitlang in Moskau und wohnte durch Vermittlung meiner Bekannten, ohne angemeldet zu sein, bei einem Angestellten der Eisenbahnverwaltung. Nach ein paar Tagen erhielt ich auch einen guten Paß, d. h. gut war er, weil er echt war. Wie dieser Paß beschafft wurde, davon habe ich keine Ahnung. Von nun an hieß ich Michailoff.

Meine Zeit verbrachte ich meistens bei meinen Bekannten, mit denen ich über meine weitere Tätigkeit sprach. Durch diese Unterhaltungen wurden mir alle die freiheitlichen Bewegungen und die Richtung, zu der meine Bekannten gehörten, immer klarer und deutlicher; sie waren, wie die meisten, mit denen ich zusammenkam, ausgesprochene Marxisten und trugen sich mit dem Gedanken, der Propa-

ganda unter den Arbeitern eine scharfe politische Färbung zu geben. Wir diskutierten viel, und ich vertiefte mich besonders in das Studium der sozialdemokratischen Bewegung.

Als ich wieder einmal eines Abends bei meinen Bekannten zu Besuch war, teilten sie mir mit, daß sie einen Brief von Nadeschdin erhalten hätten, worin er mich grüßen ließe.

„Wissen Sie auch, daß Ihre Flucht große Bestürzung in der Stadt hervorgerufen hat? Der Isprawnik hat, als er Verdacht schöpfte, sofort nach Archangelsk telegraphiert und war wütend, als er erfuhr, Sie seien überhaupt nicht dort gewesen. Er ließ die andern Verbannten zu sich kommen, hielt ihnen eine große Strafpredigt und ist seit der Zeit außerordentlich streng geworden. Er sieht jede Korrespondenz durch, was er früher nicht getan hat, und macht überhaupt den Verbannten allerhand Schwierigkeiten. Nadeschdin freut sich, daß Ihnen die Flucht gelungen ist, und hofft, Sie bald zu sehen. Wie es scheint, gedenkt er auch zu fliehen."

An demselben Abend sagte mir ein andrer:

„Es wäre sehr gut, wenn Sie nach der Stadt Tula reisten und dort zu arbeiten anfingen. In Moskau wird es Ihnen schwer fallen hineinzukommen, außerdem ist die Aufsicht hier viel strenger. Tula ist eine große Fabrikstadt, wo schon einige Kameraden tätig sind. Sie könnten außer mit ihrer persönlichen Arbeit auch noch mit Geld helfen."

So reiste ich denn nach zwei Tagen von Moskau ab. In Tula angekommen, suchte ich die Leute auf, an die ich Empfehlungen hatte. Hier wußte niemand, was ich früher gewesen war, man wußte bloß, daß ich verbannt gewesen und entflohen war. So hatte ich hier nicht mit Vorurteilen zu kämpfen. Ich mietete mir ein möbliertes Zimmer, verbrachte den ganzen Tag zu Hause, arbeitete sehr viel für mich und wanderte am Abend zu meinen Bekannten, wo unser Wirkungsplan besprochen wurde.

Es gab hier schon kleine Kreise, die sich mit der Bildung der Arbeiter befaßten. Das wurde so gemacht, daß zehn bis fünfzehn Arbeiter am Abend nach getaner Arbeit zu einem der Revolutionäre gingen. Dort hielt dann einer von ihnen einen Vortrag etwa über die politische Lage im Ausland oder über die Lage der Arbeiter in Rußland und im Auslande; dann wurden Vergleiche gezogen und kurze Abschnitte aus der Nationalökonomie und Geschichte vorgetragen. Das war schon ein fortgeschrittener Kreis, und die Diskussionen, an denen sich auch die Arbeiter beteiligten, waren höchst interessant. Sie zeigten recht viel Verständnis und eine gesunde Auffassung der Dinge. Ich selbst mußte alsbald in diesem Kreise ein paar Vorträge über Rechtsgeschichte, russisches Recht und über den Entwurf eines neuen russischen Fabrikgesetzes halten und war von dem Erfolg sehr befriedigt.

Ein paarmal wurde ich dabei von meinen Kameraden darauf aufmerksam gemacht, daß ich den Klassenstandpunkt nicht genügend hervorhebe. Ich gab es zu, erklärte aber, ich arbeite ja selbst noch an meinen Überzeugungen, da sei es begreiflich, wenn ich ab und zu noch eine etwas bürgerlich-demokratische Auffassung zeige, doch das würde sich schon mit der Zeit geben. Wir machten es dann später so, daß ich jeden Vortrag, bevor ich ihn den Arbeitern vorlas, mit meinen Kameraden Punkt für Punkt durchging. Ich habe schon gesagt, daß dieser Kreis fortgeschrittener war. Es gab aber außerdem noch andere, in denen ein Revolutionär den Leuten erst Lesen und Schreiben beibrachte. Wie bekannt, gibt es in Rußland keinen Schulzwang. Die Sonntagsschulen und Abendkurse müssen nach einem bestimmten, vom Ministerium für Volksaufklärung festgesetzten, spärlichen Plane geführt werden; ein Revolutionär kann an einer solchen Schule nicht tätig sein, weil er als solcher kein gutes Leumundszeugnis erhalten würde. Aber die Sonntagsschulen reichen nicht aus, und die Revolutionäre

kommen dem sehnlichen Verlangen der propagandierten Arbeiter nach, indem sie diese in geheimen Schulen weiter unterrichten. — Das ist selbstverständlich ein schweres Verbrechen und wird von der Regierung scharf bestraft. Ich ging oft zu diesen Abenden und muß sagen, daß es ein rührender Anblick war, wie da Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, nach schwerer Tagesarbeit, die Elemente lernten. Die Frau, die diesen Kreis mit Hilfe von andern leitete, sagte mir eines Abends nach dem Unterricht: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schnell sie alles lernen; sie überstürzen sich und möchten so schnell wie möglich Zeitungen und Bücher lesen können. Sie lernen bei mir fast jeden Abend, und es kommt vor, daß einige von ihnen in zwei Monaten ganz gut schreiben und lesen können. Um ihnen aber auch etwas für den Geist zu geben, lese ich ihnen jedesmal eine halbe oder ganze Stunde etwas vor, und dann diskutieren wir."

Die Aufgabe, die sich diese Frau gestellt hatte, gehört zu den schwierigsten. Nach Erfahrung und nach statistischen Angaben, wenn man überhaupt von einer Statistik bei dieser geheimen Arbeit reden kann, leitet ein Revolutionär so eine Schule durchschnittlich nur zwei bis drei Monate. Dann wird er meist verhaftet, sitzt ein paar Monate, vielleicht auch ein Jahr im Gefängnis und wird auf mehrere Jahre verbannt. Gewiß, ich habe auch Menschen gekannt, die ihre Sache ein paar Jahre durchgeführt haben, aber im allgemeinen verlangt die Aufklärung der Arbeiter und überhaupt die illegale Tätigkeit gewaltig viel Lebenskraft, Ausdauer und sehr viel Zeit, d. h. Zeit in dem Sinne, daß man seine kurze Tätigkeit mit langjähriger Verbannung bezahlen muß. Aber trotz der Opfer und stündlichen Gefahr ist die Opferfreudigkeit der geheimen Aufklärer unendlich groß.

Der ganze Unterricht am Abend ging selbstverständlich im geheimen vor sich, und eines Tages sagte mir die

Lehrerin, Frau Kusmin, daß sie ihre geheime Abendklasse einem andern übertragen müsse.

„Gegen mich ist noch kein Verdacht aufgetaucht. Ich bin professionelle Lehrerin, habe ein gutes Leumundszeugnis und kann mit Leichtigkeit eine Erlaubnis für offizielle Abendkurse erhalten. In dieser Weise kann ich unter meinen Schülern unauffällig Umschau nach den begabtesten und zur Propaganda geeignetsten halten. Ihnen würde ich auch den Rat geben, sich um irgend eine Stellung hier in der Stadt zu bemühen, denn es könnte doch Verdacht darüber entstehen, was Sie hier tun und treiben."

Es waren schon zwei Monate ohne eine bestimmte Tätigkeit vergangen, und ich hatte selbst daran gedacht, mich um irgend eine Stellung zu bemühen. Der Mann, dessen Paß ich besaß, hatte das Gymnasium absolviert; er stand auch in meinem Alter, und es wäre nicht auffällig gewesen, wenn ich außer dem üblichen Gymnasialwissen noch einige juristische Kenntnisse gehabt hätte.

Da sagte mir eines Tages einer meiner Kameraden, der beim statistischen Amt angestellt war, daß ihn ein bekannter Rechtsanwalt ersucht habe, bei ihm als Sekretär einzutreten oder, wenn er es selbst nicht könne, ihm einen gebildeten und tüchtigen Mann zu empfehlen.

„Das wäre etwas für Sie," meinte mein Kamerad, „gehen Sie doch morgen sofort zu dem Rechtsanwalt Kudrin. Die Arbeit wird wahrscheinlich nicht besonders schwer sein."

Am nächsten Morgen suchte ich die Wohnung des Advokaten auf. Ich mußte im Vorzimmer warten, und nach einigen Minuten erschien seine Frau, eine ältere Dame mit einem sehr sympathischen Gesicht, leicht ergrauten Haaren und ein paar gütigen braunen Augen. Sie teilte mir mit, daß ihr Mann leider krank sei; fragte mich nach meinen Lebensumständen, führte mich aber doch schließlich in sein Zimmer.

Der Rechtsanwalt lag zu Bett, stöhnte ab und zu

und litt offenbar furchtbare Schmerzen. Ein blasses, hageeres Gesicht und furchtbar abgemagerte Hände deuteten auf ein langes Siechtum. Wie alt er war, konnte ich im ersten Augenblick nicht beurteilen, sein Haar und sein Schnurrbart waren vollkommen weiß. Stöhnend und ächzend fragte er mich, ob ich jeden Tag ein paar Stunden nach seinem Diktat schreiben könnte.

„Sie müssen außerdem verschiedene Senatsbeschlüsse aufsuchen und Gesetze nachschlagen, aber ich werde Ihnen immer sagen, wie Sie es am leichtesten finden. Wir wollen die Zeit festsetzen, aber ich kann nicht sagen, ob mir mein Zustand erlaubt, jeden Tag zu arbeiten."

„Mascha", wandte er sich an seine Frau, „ich glaube, Herr Michailoff kann bei uns auch zu Mittag essen; es wäre überhaupt angenehm, wenn er sich bei uns wie zu Hause fühlen würde. Du hast doch nichts dagegen?" —

Seine Frau nickte und antwortete: „Mir ist alles recht, was du beschließest."

Wir besprachen noch das Nähere, und am Schluß unserer Unterhaltung sagte er: „Ich werde Ihnen 100 Rubel monatlich zahlen. Genügt Ihnen das?"

Ich war froh, so viel zu erhalten, denn es war überhaupt das erste Geld, das ich verdiente. In meinem frühern Leben hatte ich nie mit Geld gerechnet und hätte damals ein Monatsgehalt von 100 Rubel lächerlich gering gefunden, denn soviel erhielt ja ungefähr mein Diener. Jetzt aber war ich ein anderer Mensch und wollte genau so leben und so verdienen wie meine Kameraden, und ich wußte, daß viele weniger verdienten.

Am nächsten Tage trat ich meine Stellung an und mußte zunächst einen trockenen Bericht über irgend einen Zivilprozeß abfassen. Die Arbeit ging langsam vor sich, denn der Rechtsanwalt konnte nur mit Mühe diktieren. Zu Mittag blieb ich dort und saß nun seit dem Bruch mit meinen Verwandten zum ersten Male wieder in einer großen

Familie. Es war überhaupt auch das erste Mal, daß ich in der Provinz mit der Gesellschaft in Berührung kam. Gewiß hatte ich eine Reihe von Menschen anderer Kreise kennen gelernt, hatte aber noch nie in ihrem Hause verkehrt. Ich fühlte mich ziemlich geniert und jedesmal, wenn die Hausfrau mich mit ihren lieben, guten Augen anschaute und eine Frage an mich stellte, die das Leben Michailoffs betraf, war es mir furchtbar schwer, mich in sein Dasein zu versetzen und ihr etwas vorzulügen. Aber ich mußte es tun.

Vom ersten Tage an war das Verhältnis zu dem Rechtsanwalt und seiner Familie vollkommen freundschaftlich. Sie behandelten mich wie einen alten Bekannten; oft verbrachte ich fast den ganzen Tag bei ihnen.

Am Abend suchte ich gewöhnlich meine Kameraden auf. Vorträge für die Arbeiter hielt ich aber nur selten, man mußte damit sehr vorsichtig sein, denn in einer andern Stadt waren ein paar Kameraden verhaftet worden. Wir fürchteten, daß die Polizei bei der Haussuchung einige Adressen aus Tula gefunden hätte, und es sollte alles vermieden werden, was weitern Verdacht erregen könnte.

Aber nicht allein die Propaganda und der Unterricht unter den Arbeitern mußten eingeschränkt werden, sondern auch unser Verkehr miteinander. Nur selten sah ich jetzt Frau Kusmin, die Lehrerin, und die anderen Kameraden. Bei einer Zusammenkunft fragte mich Frau Kusmin: „Wie gefällt es Ihnen bei dem Rechtsanwalt? — Es sind sehr liebe, gute Leute, und ihre Gesellschaft wird Ihnen wahrscheinlich mehr zusagen, als unsere trocknen theoretischen Gespräche. Sie sind ja im Grunde genommen gar kein Sozialdemokrat! Gewiß, Sie werden uns in dem Kampf um Freiheit helfen, aber . . . Sie gehören zu den Leuten, wie sie Deutschland 1848 hatte. Wissen Sie übrigens, daß es in der Familie des Rechtsanwalts auch eine berühmte Revolutionärin gab? Es war seine Schwester.

Vielleicht erinnern Sie sich, von der Verurteilung Alexandra Kudrins gelesen zu haben?"

„So? — Das war seine Schwester? Das wußte ich nicht."

„Ja, es war eine hochbegabte und interessante Persönlichkeit, sie hat sich leider später das Leben genommen. Aus welchem Grunde, weiß man nicht. Wahrscheinlich werden Sie einmal von Frau Kudrin Näheres darüber erfahren. Sie gehören auch wie die verstorbene Kudrin zu den Freiheitsschwärmern. Aber lassen wir das! Wir können ein anderes Mal darüber reden."

Bei dem Rechtsanwalt fühlte ich mich ganz wie zu Hause. Frau Kudrin redete mir oft zu, ich solle doch studieren, es wäre schade, wenn meine Begabung nicht weiter entwickelt würde.

„Studieren Sie doch Jura. Sie werden dann Rechtsanwalt und können viel Gutes tun. Es wäre schade, wenn Sie Ihr ganzes Leben in der Verwaltung oder in einem Privatunternehmen verbringen würden! Wissen Sie was? Vielleicht gewinnen wir den großen Prozeß, bekommen dann viel Geld, und ich schicke Sie im Herbst mit meinen zwei Töchtern nach Moskau, wo Sie alle drei studieren können. Später kommen Sie hierher zurück, wir werden ein arbeitsreiches Leben hier führen und viel Nutzen stiften."

Ich hörte das alles an, und mir war so wohl zu Mute bei dem Gedanken, welch großes Vertrauen und welche Sympathie ich hier gefunden hatte. Nur quälte mich immer mehr der Gedanke, wie schlecht und häßlich ich handele, daß ich Frau Kudrin nicht die Wahrheit sagte. Aber ich konnte ja nicht anders.

Bei unseren Gesprächen ließ ich oft durchblicken, daß ich an die ganze nutzbringende Tätigkeit innerhalb gesetzlicher Grenzen nicht glaube. Das einzige Richtige und Wahre sei doch die revolutionäre Arbeit. Als ich wieder einmal diese Meinung aufstellte, sagte Frau Kudrin:

„Der Gedanke ist nicht neu; ich habe ihn oft gehört, habe ihn auch von meiner Schwägerin gehört und will Ihnen einmal ihre Geschichte erzählen".

Und sie erzählte, wie die Schwester ihres Mannes, ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, nach Absolvierung eines adeligen Instituts ins Ausland gegangen war, um dort Medizin zu studieren. Von dort war sie zurückgekehrt, durchdrungen von den revolutionären Ideen, als einfache Arbeiterin ging sie in eine Fabrik und machte dort Propaganda, wurde aber verhaftet und nach Sibirien verbannt.

Von dort war sie auf sehr schlaue Weise entkommen, lebte dann in Moskau und machte unter fremden Namen sogar ein Examen als Heilgehilfin. Dann war sie ins Ausland gegangen, und plötzlich hatte sie sich erschossen. Warum weiß man nicht. War es der Zweifel daran, daß ihre große Idee sich verwirklichen könnte? Oder war es ein anderer Grund? Wie unnütz kann ein Menschenleben vergeudet werden! Hätte sie ihre ganze Energie und Kraft auf einen Beruf entweder als Lehrerin oder als Ärztin verwandt, so hätte sie dem Volke, das sie liebte, mehr genützt als mit der revolutionären Propaganda.

„Ja, Frau Kudrin, aber Sie vergessen eins: daß nämlich die Regierung ihr nicht gestattet hätte, sich als Lehrerin oder Ärztin auf dem Lande niederzulassen, es würden sich ihr eine solche Menge von Hindernissen in den Weg gestellt haben, daß sie doch Revolutionärin geworden wäre."

„Ja, es ist aber doch schade um so ein nutzlos geopfertes Menschenleben."

„Bei einer großen Sache, wie der Befreiung des russischen Volkes, spielt ein Menschenleben keine Rolle, und außerdem wissen Sie nicht, wieviel Nutzen ihre Ideen gebracht haben. Das wird sich erst nach langer Zeit zeigen. Umsonst hat sie nicht gelebt, und ich behaupte, daß eine kurze revolutionäre Tätigkeit tausendmal mehr Nutzen bringt als zehn, zwanzig Jahre ununterbrochener gesetzlicher Kulturarbeit."

„Lieber Michailoff, ich habe Ihnen dies alles erzählt, um Sie vor unvorsichtigen Schritten zu warnen. Ich liebe Sie wie meinen Sohn, und für mich wäre es ein furchtbarer Gedanke zu wissen, daß Sie Revolutionär geworden, und daß nun Ihr Leben in steter Gefahr sei."

Diese Worte bewiesen mir, wie fern ich im Grunde Frau Kudrin stand. Was sie mir da vorhielt, hatte ich auch von meinen Verwandten gehört, wenn auch nicht in so milder, liebevoller Weise.

Der Sommer kam, die Familie Kudrin reiste aufs Land in der Nähe der Stadt, und ich begleitete sie.

Es war ein wunderbarer Sommer. Nach der Gefängnishaft war es der erste, den ich wieder im Freien verlebte, und unter so glücklichen Umständen. Das Landhaus, das wir bewohnten, lag in einem kleinen Wäldchen, einer Art Park. Wie oft haben wir dort auf einem kleinen Hügel mit dem Blick auf die Stadt gelegen. Es wurde gescherzt und gelacht, und bis tief in die Nacht blieben wir dort. Ab und zu wurde ein kleiner Chor gebildet, und wir sangen. Es war eine herrliche Zeit, nur mußten wir bald wieder in die Stadt zurück. Der Traum war zu schnell vergangen.

In der Stadt begann nun die tägliche Arbeit wieder, und ich kam auch allmählich wieder in die revolutionäre Tätigkeit hinein. Aber schon im Sommer machten sich Anzeichen dafür bemerkbar, daß ich nicht ganz gesund war, und im September, nachdem wir vom Lande zurückgekehrt waren, hatte ich große Schmerzen auszustehen. Es zeigte sich bald, daß ich mich wegen eines Magenleidens, das ich mir wahrscheinlich im Gefängnis geholt hatte, sofort einer Operation in Moskau unterziehen mußte.

Nach sechs Wochen wurde ich aus dem Krankenhause als genesen entlassen und kehrte nach Tula zurück.

Die Arbeit beim Rechtsanwalt Kudrin war beendet, ich verkehrte dort nur noch als Freund und kam in seinem Hause mit Leuten aus allerhand Berufskreisen zusammen.

Als ich wieder einmal zu Frau Kusmin, der Lehrerin, kam, sagte sie zu mir:

„Sie benehmen sich sehr unvorsichtig. Sie vergessen ganz, daß man nicht überall frei sprechen darf! Ich habe zufälligerweise in einer Gesellschaft eine Äußerung über Sie gehört. Man findet es sehr unvorsichtig von Kudrin, mit einem unbekannten Menschen, der solch revolutionäre Ideen hat, zu verkehren. Sie sind viel zu hitzig." Ich antwortete, mir keiner gefährlichen Äußerung bewußt zu sein, würde mich aber in acht nehmen.

Da für mich in Tula nicht viel zu tun war, weil die revolutionäre Tätigkeit eingeschränkt werden mußte und man nur sehr langsam und vorsichtig vorgehen konnte, so beschloß ich, meine Bekannten in Moskau aufzusuchen, um zu sehen, ob ich dort nicht arbeiten könnte. Ich hatte den Plan gefaßt, mir mit einem Teil meines Geldes eine Leihbibliothek zu kaufen und in dieser Weise nach außen hin eine gesellschaftliche Stellung zu gewinnen. Nebenbei konnte ich ja immer noch für die Revolutionäre tätig sein.

Ich reiste also nach Moskau und besprach meinen Plan mit meinen Bekannten; sie billigten ihn, sagten aber, daß Moskau dazu nicht geeignet wäre, denn erstens seien die Bibliotheken dort viel zu teuer, und zweitens müßte ich eine Erlaubnis der Polizeibehörde haben, wobei ich doch auf Schwierigkeiten stoßen könnte.

„Gehen Sie lieber nach irgend einer andern großen Stadt, Odessa oder Charkoff, dort können Sie Ihren Plan besser ausführen. Wissen Sie übrigens, daß Nadeschdin geflohen ist? Er ist jetzt im Kaukasus und hat seine revolutionäre Arbeit wieder aufgenommen."

Das war für mich eine hocherfreuliche Nachricht.

Bei meinem Aufenthalt in Moskau lernte ich einen bedeutenden Theoretiker, Abramoff, kennen, der später mein Freund wurde und mit dem ich lange Zeit zusammen arbeitete, d. h. eigentlich nicht so sehr mit ihm, wie mit seiner Frau Anna Michailowna. Davon später.

VII

Ich reiste nun nach Charkoff, um dort eine Bibliothek zu pachten oder zu kaufen. Auch hierher hatte ich Empfehlungen von meinen Bekannten in Moskau erhalten. Ich ging sehr vorsichtig zu Werke und besuchte die Genossen erst spät am Abend mit allen Vorsichtsmaßregeln. Als ich ihnen auseinandersetzte, warum ich hierher gekommen wäre, wurde mir geantwortet: „Sie dürfen nicht vergessen, daß Charkoff eine Universitätsstadt ist; alle Bibliotheken sind in festen Händen, Sie müßten also eine neue gründen. Warum wollen Sie aber nicht eine Druckerei errichten? Das wäre ein vorzüglicher Plan, und wir könnten nebenbei auch Geheimschriften dort drucken".

Ich bewies ihnen aber, wie schwer es sein würde, die Konzession für eine Druckerei zu erhalten, denn ich wußte ja gar nicht, was Michailoff für ein Leumundszeugnis hatte. Es würden Nachforschungen angestellt werden, man würde von mir eine Reihe Papiere, Nachweise und dergleichen verlangen, und man könnte entdecken, daß ich gar nicht Michailoff sei. Bei einer Bibliothek dagegen sei es viel leichter.

Die Leute sahen meine Bedenken ein und versprachen, sich nach etwas anderem umzusehen.

Eines Abends ging ich, um mich etwas zu zerstreuen, in ein Vergnügungsetablissement. In meiner Loge saß ein Herr von ungefähr vierzig Jahren mit schwarzem Haar, den ich für einen Armenier oder Juden hielt. Er war sehr elegant angezogen und von guten Manieren. Man sah, daß er gewöhnt war, viel Geld auszugeben, und sich schon lange in guter Gesellschaft bewegt hatte. Ganz zufällig kamen wir ins Gespräch, fanden aneinander Gefallen und nahmen dann auch das Abendbrot zusammen ein, aber ohne uns vorzustellen. Auch das zeigte mir, daß der Mann an gute Gesellschaft gewöhnt war und sich scheute, jedem zufälligen Bekannten seinen Namen zu nennen.

Das Vergnügungsetablissement lag außerhalb der Stadt, und wir fuhren in derselben Droschke zurück. Als ich meine Adresse nannte, sagte mein Begleiter:

„Das ist vortrefflich! Sie wohnen ja in demselben Hotel, wie ich. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Oberinspektor der Versicherungsgesellschaft „Gegenseitigkeit" Salomonson, cand. jur."

Ich nannte meinen und wieder nicht meinen Namen ebenfalls.

Im Hotel angekommen, beschlossen wir, noch eine Flasche Wein zusammen zu trinken, setzten uns in den kleinen Wintergarten und plauderten über allerlei. Ich erfuhr nun, daß mein neuer Bekannter Jude war. Wie bekannt, dürfen Juden in Rußland nicht Rechtsanwälte sein, ausgenommen die, welche es schon vor dreißig Jahren, als diese Bestimmung noch nicht existierte, geworden waren. Er konnte oder wollte aber nicht ewig Gehilfe eines Rechtsanwalts bleiben und hielt es daher für das beste, eine gut bezahlte Stellung bei einer Versicherungsgesellschaft anzunehmen. Ferner hörte ich, daß er hier nur auf der Durchreise wäre. Er lebte sonst ständig in Odessa und mußte nur drei- bis viermal jährlich große Revisionsreisen unternehmen. Ich berichtete ihm kurz auch über mein Leben, d. h. über das Leben Michailoffs, so wie ich es mir zurecht gelegt hatte, und bemerkte, daß ich hier in Charkoff eine passende Beschäftigung suchte, bei der ich noch freie Zeit genug behielte, um mich weiter zu bilden.

„Ich hoffe, Sie halten es nicht für anmaßend, wenn ich Ihnen einen Rat gebe," sagte er, „Sie sind ein intelligenter, gebildeter Mensch. Warum wollen Sie nicht in eine Versicherungsgesellschaft eintreten? Ich meine selbstverständlich nicht meine eigene. Sie könnten dort sehr rasch vorwärts kommen, würden dann eine gut dotierte Stellung erhalten und hätten sehr viel freie Zeit."

„Das glaube ich kaum," antwortete ich, „denn in

einem Bureau muß man doch seine acht Stunden absitzen, und nach einer stumpfsinnigen Arbeit ist der Kopf so müde, daß man froh ist, wenn man noch Lust und Kraft zu einem leichten Roman oder zum Theaterbesuch hat. Das würde für mich nicht geeignet sein."

„Ich meinte auch nicht, daß Sie in ein Bureau eintreten sollen! Nein. Übernehmen Sie eine Agentur."

„Nun, die Agenturen kann man aber doch nicht wie ein Butterbrot erhalten."

„Das ließe sich schon machen! Wir wollen morgen mal beim Frühstück eingehender darüber sprechen. Überlegen Sie sichs doch einstweilen."

Ich erschien am nächsten Morgen pünktlich, und nach langem Hin- und Herreden wurde ich von ihm überzeugt, daß es das vernünftigste wäre, wenn ich im Gouvernement Kursk eine Agentur für einen Bezirk übernähme. Ich müßte dann entweder in einer kleinen Kreisstadt leben oder in einem Fabrikdorf. Dieser Plan gefiel mir so gut, daß ich schon am nächsten Tage mit dem Oberinspektor abreiste.

Der Agent, dessen Stelle ich einnehmen sollte, war Inspektor geworden. Er lebte unweit des großen Fabrikortes Petrowka in einem kleinen Landhause, und als wir die Angelegenheit zu dritt besprochen hatten, sagte er:

„Ich halte es für besser, daß Sie meine Wohnung beibehalten. Die Bauern und die Fabrikarbeiter, die ihre Habseligkeiten und ihr Leben bei mir versichern, haben sich schon seit Jahren daran gewöhnt, hierher zu kommen. Und wissen Sie: ein altes, warmes Nest ist besser, als ein neues. Die Eisenbahnverbindung ist gut; Sie haben ja nur ein paar Kilometer bis zur nächsten Station und können in einer Stunde in der Gouvernementsstadt sein. Wie Sie sehen, habe ich hier auch elektrisches Licht. Es ist zwar nur ein einfaches Bauernhaus, aber mit sehr viel Bequemlichkeiten. Und da Sie noch unverheiratet sind, werden Ihnen die Räume wohl genügen."

Nun war ich Agent der Versicherungsgesellschaft „Gegenseitigkeit" geworden und hatte alles, was mein Vorgänger besaß, übernommen. Ich brauchte mir keine eigenen Pferde zu halten, denn ich bekam sie stets, wenn ich sie brauchte, von einer großen Mühle in der Nähe. Im Hause war ein Telephon — eine Seltenheit auf dem Lande — und elektrisches Licht. Die Wohnung bestand aus vier geräumigen Zimmern mit einfachen Möbeln und zwei kleineren, leeren Kammern, die als Lagerraum dienten.

Ich erhielt zuerst einen Gehilfen, der mich in die Sache einführte und mir die Kalkulationen beibrachte, und es vergingen zwei bis drei Wochen, bis ich alles soweit beherrschte, daß ich das Geschäft selbständig weiterführen konnte.

Eine Position hatte ich nun — was weiter? In welcher Weise konnte ich jetzt der revolutionären Bewegung weiter dienen?

Die Arbeit in der Agentur war nicht anstrengend, aber ich beschloß doch, mir nach dem Beispiel meines Vorgängers einen Sekretär zu halten, denn das würde meine spätere eigentliche Arbeit erleichtern.

Ich schrieb an meine Bekannten nach Moskau und bat, sie möchten mir einen tüchtigen Menschen als Sekretär schicken. Selbstverständlich sollte er zur Partei gehören, aber er müßte auch mit kaufmännischen Dingen vertraut sein.

Es waren, glaube ich, zehn Tage vergangen, als ich plötzlich ein Telegramm erhielt: „Komme heute abend. Petroff." Das war mir unverständlich, ich fuhr aber doch zur Station, obwohl ich ja gar nicht wußte, wie ich den Herrn Petroff erkennen sollte. Der Zug war schon längst fort, alle Passagiere waren verschwunden, nur im Wartesaal der ersten Klasse saßen zwei Herren, und ein dritter trank etwas am Buffet. Ich ging ein paarmal durch den Wartesaal, bis sich schließlich der Herr am Buffet umwandte, auf mich zutrat und fragte:

„Sind Sie Herr Michailoff?"

„Ja, das bin ich."

„Mein Name ist Petroff. Ich habe hier ein Empfehlungsschreiben an Sie. Dmitrieff hat Ihnen doch geschrieben, daß er den gewünschten Buchhalter in Moskau gefunden habe? Ich bin es."

Das war eigentümlich, ich hatte keinen Brief erhalten und war im ersten Moment sehr zurückhaltend. Man darf nicht vergessen, daß Briefe oft in die Hände der Gendarmen kommen, und die konnten aus meinem Brief, obwohl er sehr vorsichtig und für einen Uneingeweihten unklar gehalten war, doch etwas herausgeschnüffelt haben und mir womöglich einen gefährlichen Spion auf den Hals senden.

Zu Hause angekommen, las ich das Empfehlungsschreiben, war aber noch immer im Zweifel, denn ein Empfehlungsschreiben ließ sich schließlich auch fälschen. Ich unterwarf daher Herrn Petroff einem eindringlichen Examen; er bestand es aber sehr gut, und mein anfängliches Mißtrauen verschwand.

Erst nach ein paar Tagen klärte sich der Sachverhalt auf. Dmitrieff hatte nämlich den Brief, auch aus Vorsicht, erst nach Tula gesandt, von dort wurde er durch einen Bekannten nach Charkoff geschickt, und von Charkoff gelangte er durch eine dritte Person in meine Hände, aber erst nach Petroffs Ankunft.

Ich lebte mich sehr schnell mit ihm ein. Er wußte, daß ich unter fremdem Namen lebe, und fand es ausgezeichnet, daß ich, um jeden Verdacht von mir abzulenken, eine Versicherungsagentur übernommen hätte. Die Bekanntschaft mit den Behörden des Fabriksortes, also dem Polizeipristaw, dem Popen und dem Postmeister, hatte ich schon früher gemacht, und es hatte sich ein geselliger Verkehr mit ihnen entwickelt. Ich arbeitete mit Petroff an meinen Versicherungen, d h. ich prolongierte, erneuerte oder schloß neue Versicherungen ab. Petroff war bei mir Buchhalter

und Architekt, wie er sich auch unter den Zeichnungen unterschreiben mußte.

So waren ein paar Wochen in reger Tätigkeit vergangen; da meinte Petroff, als wir uns eines Abends über theoretische Fragen und politische Pläne unterhielten, es wäre gut, wenn wir mit dem Komitee, das in der benachbarten Stadt arbeitete, in Verbindung träten. Erstens würden wir dadurch mehr Fühlung mit den Arbeitern erhalten — wahrscheinlich waren unter den fünf- oder sechstausend Menschen, die in der Fabrik tätig waren, doch einige, die zur Partei gehörten —, außerdem könnten wir aber auch dem Komitee sehr nützlich sein, indem wir hier eine Niederlage von Geheimschriften, späterhin vielleicht sogar eine Druckerei errichteten.

Unser Haus lag abseits vom Wege, ganz einsam auf einem kleinen Hügel; ungefähr vier- oder fünfhundert Schritt davon lag eine Windmühle, die außer Gebrauch gesetzt war; sie war schon halb verfallen. Auf der andern Seite, ungefähr in derselben Entfernung, lagen die Verwaltungsgebäude der großen Mühle. Das waren unsere einzigen Nachbarn. Von dem Fabrikdorfe Petrowka waren wir ungefähr zwei Kilometer entfernt, und hinter unserem Hause lag, vielleicht einen Kilometer entfernt, eine kleine Ansiedlung. Die Örtlichkeit war also für eine Niederlage oder geheime Druckerei vorzüglich geeignet. Nur der Umstand war unbequem, daß ringsum weder ein Wald noch ein Garten war: man konnte also jeden, der ins Haus herein oder hinausging, wie überhaupt jede Bewegung außerhalb des Hauses beobachten. Aber auch das war schließlich gegenstandslos, denn ich hatte mir durch den Verkehr mit dem Polizeipristaw und dem Postmeister und andern angesehenen Leuten des Ortes eine gesellschaftliche Stellung geschaffen, die mich gegen jeden Verdacht schützte.

Ich war oft, auch nachdem Petroff erschienen war, entweder allein oder mit ihm zu Besuch bei diesem oder

jenem, wir luden sie auch zu uns ein oder trafen uns an drittem Ort. Erst hier erkannte ich, wie gut es war, daß ich ziemlich viel vertragen konnte. Es wurde bei diesen Gelegenheiten zuerst ein wenig geklatscht, dann aß man gut zu Abend, und endlich trank man, und zwar recht viel. Ab und zu wurde auch ein Spielchen arrangiert, während die Nichtspielenden den Damen den Hof machten. In ganz kurzer Zeit hatten wir beide das Renommee guter Kameraden, oder mit andern Worten: Saufkumpane.

Meine Versicherungsgeschäfte brachten mich mit allerlei Menschen, Arbeitern, Kaufleuten, Bauern und kleinen Beamten in Berührung. So lernte ich auch einen Kaufmann Davidoff kennen. Er hatte eine große Handlung, und wir bezogen von ihm alles, was wir fürs Haus an Eßwaren und dergleichen brauchten. Ich stand mit ihm in nähern geschäftlichen Beziehungen, denn er war mein Subagent.

Es war gerade eine Lieferung von Eisenbahnschienen für die kleine Eisenbahnstrecke der Fabrik ausgeschrieben, und Davidoff hatte große Lust, diese Lieferung zu übernehmen, aber es fehlte ihm an Geld, und er bot mir an, sein Kompagnon zu werden. Da es sich um eine unbedeutende Anzahlung handelte, ging ich auf seinen Vorschlag ein, mit dem geheimen Gedanken, mir durch dieses Geschäft einen Namen als tüchtiger Kaufmann zu machen. Ich hatte ja nicht viel dabei zu tun, denn die ganze Sache leitete Davidoff.

Dies alles ließ keinen Verdacht weder gegen mich noch gegen Petroff aufkommen, und so konnten wir getrost die Verbindung mit dem Komitee in der Stadt anknüpfen, denn es würde nicht auffällig sein, wenn viele Leute mich aufsuchten und bei mir auch übernachteten.

Als wir einmal beide nach der Gouvernementsstadt reisten, trafen wir im Eisenbahncoupé mit dem Polizeipristaw zusammen.

„Ah, Sie fahren auch in die Stadt?"

„Ja, wir haben einige Geschäfte zu erledigen."

„Das trifft sich ja gut! Wir könnten uns am Abend treffen und uns amüsieren."

Das paßte uns nun allerdings nicht ganz, denn die einzige bequeme Zeit, zu der wir mit den Mitgliedern des Komitees zusammenkommen konnten, war gerade der Abend. Wir durften aber seine Liebenswürdigkeit nicht ablehnen. Deshalb wurde beschlossen, daß Petroff die Leute aufsuchen, ich dagegen den Abend mit dem Polizeibeamten verbringen und ihm erklären solle, Petroff sei zu einem Bekannten oder Verwandten gefahren. Der Abend kam, und ich setzte mich mit dem Polizeibeamten in ein Restaurant. Es fanden sich noch ein paar Bekannte des Pristaws ein, und alles ging so wie es gehen mußte — die Leute waren bald betrunken. Mir gelang es loszukommen, und ich holte Petroff ab. Dieser hatte seine Sache gut gemacht; die Mitglieder des Komitees waren sehr dankbar, eine so günstige Verbindung anknüpfen zu können, und schon in den nächsten Tagen empfingen wir den Besuch einiger Revolutionäre.

Wir führten nun ein reges Leben. Am Tage gingen wir unsern Geschäften nach, am Abend wurden lange Unterredungen mit den Arbeitern geführt. Sehr oft kam der eine oder der andere Revolutionär allein oder in Begleitung seiner Kameraden aus der Stadt zu uns heraus; dann wurden entweder bei uns im Hause oder an irgend einer geeigneten Stelle im Fabrikdorf Beratungen abgehalten, wie man der Unzufriedenheit und den gerechten Forderungen der Arbeiter am besten Ausdruck geben könne.

Das Unternehmen war ein großes Hüttenwerk, verbunden mit einer Maschinenfabrik. Die Lohnverhältnisse waren sehr schlecht, im allgemeinen war der Arbeitstag 13 Stunden, bei den Schmelzöfen mußten die Arbeiter sogar in der glühendsten Hitze 12 Stunden aushalten. Die

Verwaltung war auch ziemlich nachlässig hinsichtlich ärztlicher Hilfe, was sich besonders in der letzten Zeit fühlbar machte, wo zahlreiche Unglücksfälle vorgekommen waren. Die Ingenieure und die Meister waren oft grob und roh gegen die Arbeiter, und als es sich ereignete, daß ein Ingenieur einen Arbeiter zu Boden warf und mit dem Stiefel in das Gesicht schlug, da riß die Geduld, und der erste Streik brach in Petrowka aus. Die Forderungen der Arbeiter bestanden aus folgenden Hauptpunkten: eine geringe Erhöhung des Tagelohns; achtstündige Arbeitszeit bei den Schmelzöfen; Verbesserung des Krankenhauses und der ärztlichen Hilfe; Entfernung des erwähnten Ingenieurs.

Unsere Wohnung wurde zu einer großen Druckerei eingerichtet. Mehrere Personen hatten nach sorgfältiger Redaktion einen Aufruf abgefaßt, der in mehreren tausend Exemplaren gedruckt werden sollte. Die Schrift und eine kleine Handpresse waren herbeigeschafft worden, das nötige Papier ebenfalls, und nun ging die Arbeit los. Am Tage wurde nur eine Unterbrechung gemacht, so lange das Mädchen oder der Hausknecht im Hause waren. Sonst wurde Tag und Nacht gedruckt. Wir waren ungefähr sieben bis acht Mann und lösten uns in Tag- und Nachtschichten ab. Dann wurden die fertiggestellten Proklamationen nach dem Fabrikdorf geschafft und dort unter die Arbeiterschaft verteilt.

Am nächsten Tage fuhr ich mit Petroff hinüber, um zu sehen, wie die Sache gelungen sei. In dem Dorf herrschte große Bestürzung. An Häusern, wo sonst Plakate über Theatervorstellungen oder andere Bekanntmachungen hingen, waren unsere Proklamationen angeklebt.

Die Straßen waren mit Arbeitern angefüllt, die die Proklamation lasen, ja, wir sahen sogar einen Schutzmann mit einem Haufen Arbeiter vor der Proklamation stehen und sie mit eben solcher Andacht lesen, wie irgend eine Bekanntmachung seines Chefs, des Polizeipristaws. Wir

waren schlau genug gewesen, ein paar Kilometer vom Dorfe die Telegraphendrähte durchzuschneiden, um dadurch zu verhüten, daß die Fabrikverwaltung sich aus der Stadt Kosaken kommen ließe.

Denn schon vor dem Streik war eine starke Unzufriedenheit unter den Arbeitern zu bemerken gewesen, und der Fabrikdirektor hatte sich mit der Gendarmerie-Verwaltung in der Gouvernementsstadt in Verbindung gesetzt, um nötigenfalls sofort militärische Hilfe zu erhalten. Wir hatten seinen Plan vereitelt.

Am ersten Tage des Streiks sagte Davidoff zu mir: „Donnerwetter! Haben die Kerls das gut gemacht! Wissen Sie, daß man die Proklamation sogar in allen technischen und kaufmännischen Bureaux gefunden hat? Denken Sie sich, sogar auf den Schreibtisch des Direktors war eine Proklamation hingezaubert; in den Taschen der Arbeiterröcke, der Angestellten steckten welche. Nein, wirklich, das war sehr fein gemacht!"

Als ich zur Post ging, um meine Zeitungen und Briefe abzuholen, traf ich den Postmeister, der sich eben anschickte fortzugehen.

„Zum Teufel! Das ist eine Geschichte! Ich muß eilen, der Pristaw erwartet mich. Wir müssen zur Station."

Kurz darauf, als ich von der Post zurückkehrte, sah ich, wie ein Dreigespann im rasenden Galopp dahinsauste. Der Postmeister nickte mir zu, der Pristaw winkte freundschaftlich mit der Hand. Da beschlich mich ein unangenehmes Gefühl, und ich dachte: Schade, daß ich nicht erfahren habe, wohin sie reisen. Es kann doch sein, daß es ihnen glückt, Kosaken zu holen, noch bevor der Streik zu Ende ist. Das wäre bedenklich.

Ich blieb den ganzen Tag in Petrowka und erfuhr am Abend, wohin der Postmeister und der Pristaw so eilig gefahren waren. Sie waren nämlich überzeugt, daß auf ihr und des Direktors Telegramm sofort militärische Hilfe

eintreffen würde, und waren zur Station gefahren, um die Offiziere zu empfangen, doch klagten mir beide am Abend ihr Leid, daß sich trotz ihrer dringenden Bitten kein Mensch gerührt habe.

„Es ist ganz unbegreiflich. Wir haben sofort eine zweite Eildepesche abgesandt. Die Kosaken können noch heute nacht eintreffen."

Die Verbindung mit der Gouvernementsstadt und unserer nächsten Eisenbahnstation war recht unbequem. Es trafen nur zwei Passagierzüge täglich ein, der eine gegen zwölf Uhr mittags und der andere um zwei Uhr nachts.

Ich blieb den Abend bei dem Polizeipristaw. Er war entrüstet und sagte empört:

„Denken Sie sich, wenn die verfluchten Hunde irgend was anfangen! Sagen wir, sie plündern die Gebäude oder rauben! Was kann ich denn mit meinen zwei Schutzleuten anfangen? Nichts kann ich machen. Wie oft habe ich nicht gebeten, daß man mir eine größere Anzahl von Polizisten zur Verfügung stellen möge!"

Ich tröstete ihn: die Sache wäre nicht so schlimm, die Leute würden sich schon beruhigen, und morgen wäre alles gut.

„Ja, aber ich hoffe doch, daß die Kosaken bald kommen, dann werden wir den Leuten schon zeigen, was es heißt, gegen das Gesetz zu handeln. Ich muß jetzt nach der Station, um die Beamten aus der Stadt abzuholen."

Ich begleitete ihn. Der Zug kam an, brachte aber wieder niemand aus der Stadt. Der arme Polizeipristaw war unglücklich, ich tröstete ihn mit ein paar Gläschen Branntwein, und wir fuhren wieder nach Hause. Als ich mich verabschieden wollte, bat er mich dazubleiben:

„Es ist doch immer angenehmer, wenn man einen Menschen in der Nähe hat, auf den man sich verlassen kann. Und Sie können vielleicht noch helfen. Weiß der Teufel, was die Kerle noch anfangen!"

Ich erfüllte innerlich lachend seine Bitte. Die Nacht verlief aber sehr ruhig, die Arbeiter benahmen sich mustergültig. Es gab während der ganzen Zeit keinen Krawall und als ich gegen drei Uhr nachts durch die Straßen ging sah man auch keinen einzigen Betrunkenen.

Der zweite Tag des Streiks verlief ebenfalls ruhig, und weder die militärische Hilfe, noch Gendarmerieoffiziere waren erschienen. Der Direktor der Fabrik und der Pristaw waren ganz außer sich und konnten nicht begreifen, warum die erbetene Hilfe ausgeblieben war. Wie ich später gehört habe, wurde von dem Direktor mit den Ingenieuren des Werkes eine Art Konferenz abgehalten, in der sie beschlossen, die Forderungen der Arbeiter zu erfüllen, denn es stand sonst für den Direktor der Fabrik viel zu viel auf dem Spiele. Die Hochöfen wurden schon jetzt nur mangelhaft bedient, und wenn auch diese Arbeiter sich dem Streik anschließen sollten, so stand die ganze Fabrik still, und es konnte ein unermeßlicher Schaden entstehen. Man gab daher nach.

Am dritten Tage wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und nichts zeigte mehr, daß hier ein Kampf ausgefochten worden war. Nur noch ein paar Fetzen von den Proklamationen klebten an den Wänden.

Wir verlebten eine fieberhaft erregte Zeit. Einmal kam ich nach Petrowka herüber, um zu sehen, wie alles verlaufen würde. Ich stand gerade vor dem Laden von Davidoff und unterhielt mich mit ihm, als er plötzlich sagte:

„Schauen Sie, da kommen die Kosaken an: nun, die haben hier ja nichts mehr zu suchen, die können wieder abreiten!"

Richtig, — endlich war militärische Hilfe da — ungefähr zweihundert Kosaken, — glücklicherweise zu spät.

Ich ging zu meinem Freund, dem Pristaw, um unter der Hand einiges zu erfahren.

„Wissen Sie, was die Schurken gemacht haben?" rief

er aus; „wir haben es heute früh entdeckt: ungefähr vier Kilometer von hier haben sie die Drähte durchgeschnitten und in die Erde hinabgeführt. Daher erhielten wir keine Kosaken! Na, wir werden die Lumpen schon finden!"

„Warum glauben Sie denn," fragte ich, „daß irgendwelche Lumpen, wie Sie sagen, die Sache arrangiert haben? Ich glaube, die Arbeiter haben selbst beschlossen zu streiken, und da ist einer von ihnen wahrscheinlich auf die Idee gekommen, die Telegraphenleitung unschädlich zu machen."

„Nein, mein Lieber, — die Arbeiter kommen nicht von selbst auf solchen Einfall. Da sind wieder Hetzer im Spiel! Ich hatte schon vorher Nachricht erhalten, daß ein paar Leute sich hier herumtreiben; ich weiß auch, wer sie sind, ich werde sie schon kriegen!"

Der Streik hatte unter der Polizei eine starke Tätigkeit hervorgerufen. Man merkte auf der Eisenbahnstation, auch in Petrowka selbst, daß eine Menge von Polizeispionen angekommen waren und nun wie Bluthunde die Spur suchten.

Nach ein paar Tagen sollte ich zur Stadt reisen. Auf der Station angekommen, erblickte ich ein paar fragwürdige Gestalten, die mir sogleich verdächtig erschienen, und ich dachte mir, daß es Spione seien. Ich beschloß diesesmal dritter Klasse zu reisen, und die verdächtigen Gestalten stiegen mit einigen Arbeitern und Bauern aus der Gegend in denselben Wagen ein. Nach einer kurzen Weile zog einer der Spione eine Proklamation heraus und las sie laut vor. „Ist das nicht gut gesagt? Das sind ehrliche Menschen, die kämpfen für uns und unser Wohl!"

Ich hatte eine solche Provokation vorher noch nicht erlebt, hatte aber von meinen Kameraden schon davon gehört. Aber niemand reagierte darauf. In der Stadt erfuhr ich durch einen guten Freund, der in reger Verbindung mit den Revolutionären stand, daß in der vorigen Nacht

ein paar Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen worden waren. Er kannte nur ein paar Namen, und die Träger waren gerade gute Bekannte von Petroff. Ich fuhr daher schleunigst zurück, um Petroff zu warnen.

Wir hatten vor dem Ausbruch des Streiks alles, was irgendwie den Verdacht auf uns lenken konnte, in raffinierter Weise versteckt; die Schriften und die Handpresse hatten wir hinaus in die Steppe gebracht und dort in einem der Hünengräber verscharrt. Ebenso hatten wir auf einer andern Stelle eine Kiste mit verbotenen Schriften vergraben, aber während meiner Abwesenheit konnte Petroff irgend eine Unvorsichtigkeit begangen haben. Da um diese Zeit kein Passagierzug ging, gelang es mir mit Hilfe eines guten Trinkgeldes, mit einem Güterzug nach meiner Station zu kommen.

Ich wurde aber bald beruhigt, denn während meiner Abwesenheit hatte sich nichts verändert. Petroff lachte sogar über meine übertriebene Ängstlichkeit, meinte jedoch: „Ich glaube, ich reise mal in Angelegenheiten der Versicherungsgesellschaft nach Odessa, da kann ich den Verlauf der Dinge abwarten. Man fängt in Petrowka an, ziemlich scharf zu arbeiten. „Davidoff hat mir mitgeteilt, daß sie in der vorigen Nacht den Schwiegersohn des Ingenieurs Krasinski aus dem Bette herausgeholt und fortgeschleppt haben."

„Trauen Sie ihm denn nicht vollkommen?" fragte ich.

„Das wohl, aber er ist seit kurzem verheiratet, und ich kenne seine Frau zu wenig und weiß also nicht, wie sie in dieser Beziehung ist."

„Wollen Sie denn heute schon reisen? Das könnte verdächtig aussehen."

„Nein, ich warte noch. Ich werde es Ihnen schon sagen, wenn es Zeit für mich ist zu verschwinden, denn ich bin mit allen Hunden gehetzt und habe einen guten Spürsinn für nahende Gefahr. Sie könnten aber heute abend

zu Ihrem Freund, dem Pristaw, gehen. Das würde nicht schaden."

Ich tat es; der Pristaw begrüßte mich sehr freundlich und erkundigte sich, wie meine Geschäfte gingen.

„Ach, ich beneide Sie", sagte er. — „Sie sind ein freier Mann. Unsereiner steckt immer im Dienst: heute habe ich den ganzen Tag wie ein Verrückter arbeiten müssen, und außerdem verdienen Sie auch mehr als unsereiner! Ja, was tut nicht alles das Geld! Damit kann man schon ein schönes Leben führen und nebenbei noch gute, solide Geschäfte machen."

Wir setzten uns in ein Restaurant, bald erschienen auch der Postmeister, der Kaufmann Davidoff und ein paar Chemiker. Wir kamen allmählich in Stimmung, und eine Flasche löste die andere ab. Die Chemiker mußten nach Hause, und es blieben nur wir vier zurück. Ich glaube, Davidoff brachte das Gespräch auf die große Aufregung, die nun in Petrowka herrschte, und sagte: „Sie haben ja gestern einen guten Fang gemacht!"

„Das ist noch nicht alles!" meinte der Pristaw. „Das ist erst der erste Vogel, — nein, wir heben noch das ganze Nest aus. Jetzt habe ich alles in der Hand, jetzt weiß ich, wo sie stecken."

„Wo ist Petroff?" fragte mich plötzlich der Postmeister.

„Der sitzt zu Hause, er hat verschiedene Sachen zu erledigen. Übrigens, wissen Sie, Davidoff, daß wir die zweite Lieferung für die Eisenbahn erhalten werden?" wandte ich mich an den Kaufmann.

„Ja, das Geschäft geht gut," meinte der Pristaw. „Schade aber, daß Petroff nicht hier ist. Er ist doch ein ganz famoser Kerl! Der Herr Prinzipal sitzt hier, macht sich einen vergnügten Abend, und unser armer Petroff muß sich schinden."

„Nun, Petroff kann sich doch nicht beklagen, daß ich ihn mit Arbeit überlade," warf ich ein.

„Nein, nein! So habe ich es auch nicht gemeint. Das Verhältnis zwischen Ihnen ist ausgezeichnet. Ihr seid beide gute Kameraden, und ich habe Dich und Petroff lieb."

An dem ‚Du' merkte ich, daß der Pristaw tüchtig betrunken war. Ich zechte noch eine Weile mit ihm und freute mich: denn ich wußte nun, daß gegen mich und Petroff kein Verdacht bestand. Petroff aber hielt es doch für besser, am nächsten Tage abzureisen.

Wie im Dorfe selbst, so wurden auch in der Gouvernementsstadt zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, teilweise von Leuten, die wirklich in Beziehungen zu diesem Streik standen, teilweise aber auch von ganz Unschuldigen. War es nur Zufall, oder war es unsere große Vorsicht, — aber auf uns fiel nicht der geringste Verdacht.

Mein Leben ging seinen üblichen Gang, d. h. ich erledigte die Bureauarbeiten und verhandelte mit allerhand kleinen Lieferanten und mit dem Direktor der Fabrik wegen meines und Davidoffs Unternehmens. Mit Petroff hatte ich verabredet, daß, falls alles still und ruhig bliebe, ich ihn benachrichtigen würde, damit er dann zurückkehre.

Von meinem Wohnsitz aus unternahm ich öfter kleine Reisen nach Moskau oder nach anderen großen Städten, um in ständiger Verbindung mit meinen Kameraden zu bleiben und neue zu gewinnen. Diese Reisen erregten kein Aufsehen, denn ich galt bei den Behörden als ein eifriger Geschäftsmann. Ich hatte jetzt auch die Absicht, nach Moskau zu reisen, und gebrauchte die übliche Vorsicht, vorher ein allgemein gehaltenes Telegramm an eine bestimmte Adresse abzusenden, um mich zu vergewissern, daß meine Kameraden noch dort seien. Ich erhielt aber keine Antwort, und das machte mich stutzig. Entweder waren sie verhaftet, oder es lag irgend eine andere Gefahr vor; dann mußte ich bald eine Antwort erhalten.

Da fuhr eines Tages sehr früh am Morgen ein ein-

facher Bauernwagen vor meinem Hause vor. Ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren mit einem kleinen blonden Schnurrbart stieg aus, trat bei mir ein und überreichte mir einen Brief mit den Worten:

„Ich komme im Auftrage des Kaufmanns Alexejeff."

Der Brief war von meinen Freunden aus Moskau, die mir mitteilten, daß aus dem Geschäft nichts geworden sei, nähere Auskunft würde mir der Überbringer geben.

Ich erfuhr nun, daß in Moskau durch einen sehr geriebenen Spion eine Reihe meiner Bekannten verraten worden waren; sie saßen alle im Gefängnis. Der junge Mann, namens Smirnoff, der mir den Brief überbrachte, war ganz zufälligerweise nicht arretiert worden, befand sich jetzt auf der Flucht und wollte bei mir bleiben.

„Sie werden bald noch mehr Besuch erhalten," sagte Smirnoff.

„So? wer kommt denn?"

„Ein Ehepaar, das Sie auch kennen. Die haben gehört, daß Sie sehr bequem leben, und es wäre für sie wichtig, wenn sie wenigstens ein paar Tage irgendwo an einem ruhigen Orte verbringen könnten. Sie bleiben nur kurze Zeit."

Ich überlegte mir, wie ich alles so einrichten könnte, daß der Besuch dieses Ehepaares für niemand überraschend wäre. Zuerst aber galt es, über das weitere Schicksal des jungen Mannes eine Entscheidung zu treffen. Rasch hatte ich einen Plan gefaßt; ich fragte Davidoff, ob es nicht anginge, daß dieser junge Mann die Stelle eines Aufsehers über unsere Arbeiter, die die Eisenbahnschwellen abluden, und zweiten Buchhalters erhielte.

Es ging alles glatt von statten; Davidoff hatte nichts dagegen einzuwenden.

Nun hatte ich also einen Mitbewohner, und da er sehr sympathisch war, lebten wir uns bald ein. Von Petroff erhielt ich die Nachricht, daß er in nächster Zeit zurückkehren

würde. Ich unterhielt wie bisher Verkehr mit dem Polizeipristaw und dem Postmeister und führte auch Smirnoff bei ihnen ein. Er konnte sich aber nicht so rasch in dieses Verhältnis hineinversetzen und war sehr zurückhaltend. Petroff sagte deshalb nach seiner Rückkehr eines Tages zu ihm:

„Sie müssen sich mit Leuten, wie dem Pristaw, besser stellen! Ich kann diese Sorte auch nicht besonders leiden, aber wir müssen uns nach unserm Wirt richten, und der hat meiner Meinung nach den richtigen Weg eingeschlagen. Wir sind hier zur Erholung, lange bleiben wir nicht, da müssen wir alles vermeiden, was Verdacht erwecken könnte. Wahrscheinlich wird Michailoff länger hier verweilen, und es könnte bei ihm eine Art Erholungsstätte für uns abgehetzte Menschen eingerichtet werden."

Smirnoff erwiderte darauf:

„Ich kann mit Polizisten überhaupt nicht verkehren! Ich habe einen physischen Widerwillen gegen solche Leute und meine außerdem, daß, wenn man hier und dort Konzessionen macht, und mögen sie auch noch so klein sein, man allmählich von seiner Überzeugung abkommt und eines schönen Tages genau wie alle diese Säufer wird."

„Soll das vielleicht eine Anspielung auf mich sein?" fragte ich, denn ich hatte schon in letzter Zeit gemerkt, daß Smirnoff meine Lebensart nicht billigte.

„Ja, offen gestanden, ich meine Sie damit. Ich weiß nicht, was Sie hier tun. Sie haben eine Versicherungsagentur, machen allerhand Geschäfte mit Davidoff, und Geld haben Sie auch; — angeblich sind Sie überzeugter Revolutionär und führen genau so ein Leben, wie Davidoff und die andern. Sie stehen sich gut mit dem Pristaw, — fast auf du und du mit ihm. Wozu dies alles? Ich würde es noch begreifen, wenn Sie unter den Arbeitern Propaganda machten, oder wenn Sie hier eine Druckerei hätten! — Um für uns eine Erholungsstätte zu schaffen, — bei Gott, dafür sind solche Opfer und Anstrengungen

zu groß. Sie sind mir sympathisch, und ich sage Ihnen das nur aus Sympathie. Sie werden aber auf diesem Wege allmählich wie die andern werden."

„So ganz, lieber Smirnoff," entgegnete ich, „stimmt das nicht, was Sie da anführen. In dieser kurzen Zeit haben wir, wenn auch nicht sehr viel, so doch etwas geleistet. Fragen Sie Petroff. Das wiegt den Verkehr mit dem Pristaw und den andern vollkommen auf. Ich mache den Leuten keine Konzessionen. Ich muß mit ihnen ab und zu trinken, — das ist aber notwendig, um mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen."

Kurz nach diesem Gespräch teilte mir Smirnoff mit, er habe Nachricht erhalten, daß das Ehepaar, von dem er gesprochen, bald für ein paar Tage hierher kommen würde.

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, warum sie gerade hierher kämen, wenn sie nur wenige Tage bleiben wollten.

„Ich weiß auch nicht warum, glaube aber, Sie wollen ihre Spuren vor der Polizei verwischen," erwiderte Smirnoff.

Ich hatte keine Ahnung, wer das Ehepaar war, und war sehr überrascht, in ihnen meinen Bekannten Abramoff, von dessen Bekanntschaft ich schon erzählt habe, und seine Frau, Anna Michailowna, zu sehen. Smirnoff hatte recht gehabt: sie waren nur hierher gekommen, um ihre Spur zu verwischen, und wollten nach ein paar Tagen nach dem Kaukasus, wo sie gute Verbindungen hatten, reisen, um dort weiter zu arbeiten. Mit Mühe und Not waren sie einer Verhaftung entgangen. Ich habe selten einen so scharfen Kontrast gesehen, wie es in der äußeren Erscheinung dieses Ehepaares zutage trat. Abramoff war von hohem Wuchs, hatte ein scharf geschnittenes Gesicht mit unregelmäßigen Zügen, einen struppigen blonden Schnurrbart; er saß meistens still da und wurde nur lebhaft bei Diskussionen, namentlich bei einem seiner Lieblingsgedanken, über den Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Philosophie und die Rechts-

begriffe. Anna Michailowna dagegen war eine kleine, zarte Gestalt, lebhaft und energisch, und das eigentümliche war, daß ihr Gesicht einen sehr bestimmten Ausdruck erhielt, wenn die Rede auf die geheime Propaganda kam; die blauen Augen wurden dann dunkel und drohend. Anna Michailowna fand, daß ich alles sehr gut eingerichtet hätte, und überzeugte scheinbar auch den Skeptiker Smirnoff davon.

„Was wollen Sie mehr?" sagte sie zu ihm. „Michailoff lebt ganz in der Nähe eines großen Fabrikdorfes, hat gute Verbindungen, steht auf gutem Fuße mit den Behörden. Man kann hier eine ganze Druckerei errichten, und kein Hund wird ahnen, daß von hier die Proklamationen ausgehen!"

Die paar Tage, die Abramoff und Anna Michailowna bei mir blieben, brachten uns einander sehr nahe.

„Schade", meinte sie, „daß Sie nicht mit uns reisen können! Wir können nicht hier bleiben und brauchen doch so notwendig einen tüchtigen Helfer, dessen Renommee nach außen hin tadellos ist."

„Wer weiß", antwortete ich, „vielleicht kommen wir doch noch einmal zusammen. Sehen Sie sich erst einmal alles in Ihrem neuen Wohnort an, und wenn Sie es für nötig halten, daß ich hinkomme, so schreiben Sie mir. Und wie wäre es, wenn ich gleichzeitig hier Versicherungsagent wäre und später in Rostoff ein anderes Geschäft übernähme? Ich habe doch einmal den Ruf eines guten Geschäftsmannes, und den könnte man ja ganz gut ausnutzen."

„Ich sehe schon," warf Abramoff dazwischen, „daß meine Frau und Sie vortrefflich zusammen passen. Jetzt kann sie wieder ihre Pläne schmieden!"

Um meinem Besuch, dem Ehepaar, alles Geheimnisvolle zu nehmen, hatte ich den Pristaw und den Postmeister, sowie ein paar Ingenieure zu einem kleinen Aben essen eingeladen, hatte Abramoff und Anna Michailowna dies mitgeteilt und ihnen gesagt, daß ich sie als Vetter und

Cousine vorstellen würde. Die Sache machte sich sehr gut. Der Pristaw war wieder bald betrunken und machte meiner ‚Cousine' den Hof, während der Postmeister sich lebhaft mit Abramoff unterhielt. Ich hatte so nebenbei gesagt, daß mein Vetter Bergingenieur sei und jetzt nach Sibirien reise, um dort für eigene Rechnung Gold zu graben, und der Postmeister erkundigte sich nun genau danach, wie und wo mein Vetter das Bergwerk kaufen wolle. Abramoff spielte seine Rolle sehr geschickt. Alles, was er auch nur ahnte oder zufälligerweise kannte, wußte er zu verwenden.

Leider reiste das Ehepaar dann bald wieder ab.

Ich hatte mein Geschäft mit Davidoff abgewickelt und dabei ganz gut verdient. Er wollte mich nun überreden, mit ihm auch die Lieferung von Steinkohlen zu übernehmen. Der Vertrag sollte auf mehrere Jahre abgeschlossen werden. Ich hatte aber nicht die Absicht, mein kleines Kapital auf so lange Zeit festzulegen und dadurch gebunden zu sein, bat mir Bedenkzeit aus und beriet die Sache mit Petroff. Mein Haus nur zu einer Erholungsstätte für Revolutionäre zu machen, dazu hatte ich keine Lust; das befriedigte mich nicht.

Eine Druckerei hier einzurichten und in ständiger Verbindung mit den Revolutionären in der Gouvernementsstadt und in den andern Städten zu bleiben, würde doch über kurz oder lang Verdacht erwecken, und das Ende vom Liede wäre meine Verhaftung. Ich sagte daher zu Petroff, es locke mich mehr, mit Anna Michailowna zusammen zu arbeiten und nicht auf einer Stelle zu sitzen, sondern heute hier und morgen dort tätig und der Partei von Nutzen zu sein. Petroff war entgegengesetzter Meinung: „Gewiß ist das ein guter Plan, aber noch besser wäre es, wenn Sie hier blieben und eine regelrechte Druckerei einrichteten. Ich und Smirnoff werden Ihnen dabei helfen, und wir lassen sofort alles fallen, wenn auch nur der kleinste Verdacht rege wird. Sie brauchen nicht dieses lang-

jährige Geschäft mit Davidoff abzuschließen. Sie können irgend etwas von kurzer Dauer übernehmen, wo Sie nicht Ihr ganzes Geld hineinzustecken brauchen. Wenn es mit unserer Druckerei schlecht geht, so haben wir dann alle drei Geld zur Flucht. Sie dürfen nicht vergessen, daß hier mehrere tausend Arbeiter sind: das ist ein großes Arbeitsfeld. Außerdem wird die Druckerei so eingerichtet werden, daß wir nicht bloß für Petrowka arbeiten, sondern auch für andere Städte. Auch haben wir schon alles hier, höchstens müssen wir uns mehr Schrift verschaffen und eine bessere Druckpresse."

Ich entschloß mich nun zu bleiben und mit Petroff und Smirnoff gemeinsam die Arbeit fortzusetzen. Die Rollen waren so verteilt, daß ich mein altes Leben weiterführen und die Geschäfte besorgen sollte, Petroff sollte Subagent werden und Smirnoff die Stelle eines Sekretärs bei mir bekleiden, wenn die Druckerei eingerichtet war. Wir wollten dazu ein Zimmer, das uns als Ablegekammer diente, benutzen; dort konnten am Tage Smirnoff und Petroff abwechselnd drucken, und am Abend würden wir alle drei an der Arbeit sein. Wir hatten schon beschlossen, wann wir in die Steppe hinausfahren wollten, um die vergrabenen Schriften und die Handpresse zu holen; außerdem sollten ich oder Petroff in Kiew neue Schrift und was noch zum Drucken nötig war besorgen.

Eines Abends saß ich wieder einmal mit dem Pristaw und dem Postmeister zusammen, als sich der erstere plötzlich an mich wandte und fragte:

„Sagen Sie mal, kennen Sie den Smirnoff gut? Woher haben Sie ihn eigentlich?"

„Gut kenne ich ihn gerade nicht," antwortete ich, denn ich ahnte, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. „Ich habe einen Bekannten in Moskau gebeten, mir einen jungen Mann zu empfehlen, als Petroff verreist war; er sollte nur kurze Zeit bleiben, aber es war mir doch peinlich, ihn wieder gehen zu lassen, bevor er eine neue Stellung hatte. Ich

hoffte, daß er vielleicht hier in der Fabrik im Kontor ankommen könnte, das geht aber nicht so leicht. Nun behalte ich ihn noch eine Zeit."

„Wissen Sie auch," sagte der Pristaw, „daß er hier mit verschiedenen verdächtigen Personen bekannt ist?"

„Ich kümmere mich nicht um seine Privatangelegenheiten", antwortete ich.

„Hm, — na, Sie müssen aber doch vorsichtig sein," meinte der Pristaw. „Ich habe schon von vielen Seiten gehört, daß Smirnoff sonderbare Reden führt. Er soll z. B. einem Arbeiter erklärt haben, daß all das Elend in der Welt nur von einer schlechten Verteilung des Geldes stamme. Ich habe ihm schon von Anfang an nicht getraut. Alle diese Studenten interessieren sich, anstatt zu studieren, für Dinge, die sie gar nichts angehen. Er gehört wahrscheinlich auch zu denen, die in der Universität Unruhen stiften. Denkt er vielleicht, daß er feiner ist als wir? Bei uns will er nicht sitzen und läuft dafür zu allerhand verdächtigen Personen."

„So schlimm wird es wohl nicht sein!" meinte ich.

Petroff unterstützte mich und sagte:

„Er kann nichts vertragen, und mit uns hier zu sitzen, ist für einen Menschen, der nichts trinkt, kein Vergnügen. Zu Hause packt ihn die Langeweile, und so geht er dann zu bekannten Ingenieuren oder andern Leuten."

Nach Hause zurückgekehrt, fragten wir Smirnoff, mit wem er in Petrowka verkehre; und erzählten ihm, wie sich der Pristaw über ihn geäußert habe. Petroff sagte:

„Sie müssen sich etwas vorsichtiger benehmen. Wenn wir unsere Druckerei hier einrichten, kann uns jede Kleinigkeit schaden. Was sind das für Bekanntschaften, die Sie da gemacht haben?"

Smirnoff antwortete:

„Es sind Leute, die bei dem Streik mitgewirkt haben und jetzt wieder etwas vorbereiten wollen. Sie arbeiten wenigstens!"

Petroff erwiderte:

„Soll das ein Vorwurf sein und heißen, daß wir nicht arbeiten? Ich kenne alle Leute, die bei dem Streik mitgewirkt haben, und weiß, daß keiner von ihnen mehr hier ist. Entweder sind das also Menschen, die nur reden und sich mit fremden Federn schmücken, oder —, was noch schlimmer ist — sie stehen im Dienste der Polizei. Mit Ihren Bekannten, lieber Smirnoff, können Sie uns sehr schaden! Ich bitte Sie dringend: seien Sie vorsichtiger. Vergessen Sie nicht, daß sonst nicht nur auf Sie ein Verdacht fällt, sondern auch auf uns."

„Ich glaube doch, über meine Bekanntschaften und über meine Neigungen frei verfügen zu können," antwortete Smirnoff gereizt. Ich weiß sehr genau, was ich tue, und finde es lächerlich, sich mit allerhand phantastischen Plänen abzugeben, anstatt wirklich zu handeln."

Am nächsten Morgen sagten Petroff und ich zu Smirnoff, daß wir es für vernünftiger hielten, wenn er in den nächsten Tagen abreiste.

„Das kann ich auch heute tun! Ich liebe es nicht, Gastfreundschaft von Leuten zu genießen, die mir unsympathisch sind. Ich hasse Leute, die weiter nichts tun, als reden. Ich bin jetzt schon anderthalb Monate hier, führe ein gutes Leben, nehme teil an allerhand theoretischem Quatsch, und weiter geschieht nichts. — —"

„Sehen Sie denn nicht," antwortete Petroff, „daß wir hier etwas Großes planen? Das muß genau besprochen, vorsichtig angefangen und ebenso durchgeführt werden. Wir wollen durch unsere Pläne nicht bloß Petrowka und den hiesigen Arbeitern nützen, sondern einem ganzen großen Distrikt, und ich will Ihnen noch sagen, daß, wenn wir nicht so vorsichtig gewesen wären, wir bei dem Streik nicht so nützlich hätten sein können."

„So? — — Sie haben bei dem Streik auch mitgewirkt?" fragte Smirnoff, „davon habe ich nichts gehört.

Kein einziger von meinen Bekannten hat Sie oder Michailoff erwähnt."

„Daraus sehen Sie," antwortete Petroff ruhig, „wie gut Ihre neuen Bekannten orientiert sind. Geben Sie doch zu, daß Sie mit der Anknüpfung Ihrer Bekanntschaften eine große Dummheit begangen haben! Warum haben Sie uns nicht zuerst gefragt? Wir sind doch länger hier als Sie und kennen die Leute."

So ging die Auseinandersetzung weiter. Smirnoff blieb bei seinem Standpunkt und zog trotz unserer Warnung nach Petrowka. Wir beschlossen, die Dinge, die da kämen, ruhig abzuwarten und die Druckerei nicht sofort einzurichten.

Ich glaube, es war kaum eine Woche vergangen, als ich von Davidoff hörte, Smirnoff sei in der Nacht verhaftet und nach der Gouvernementsstadt gebracht worden. Als ich es Petroff mitteilte, meinte er:

„Die Sache steht faul, ich glaube, wir müssen unsern Plan fallen lassen. Es ist das beste, wir reisen bald fort. Ich gehe nach Odessa, und Sie setzen sich in Verbindung mit Anna Michailowna und können mit ihr zusammen etwas Vernünftiges ausdenken. Ich weiß nichts Genaues, habe aber so eine Ahnung, daß Smirnoff seinen Bekannten doch einiges über uns erzählt hat. Das wäre fatal." —

„Hoffentlich hat er nichts über Abramoff und Anna Michailowna gesagt," meinte ich.

„Viel wird er nicht erzählt haben. Ich weiß aber nicht, warum ich einen Verdacht gegen seinen Bekannten aus Moskau habe. Es ist sonderbar, daß der nicht verhaftet ist! Wir wollen doch heute abend hinüberfahren, vielleicht gelingt es uns, aus unserm Freunde, dem Pristaw, etwas Näheres herauszuholen."

Wir erfuhren aber nichts, und es fiel uns auf, daß der Pristaw diesmal ziemlich kühl gegen uns war. War es Einbildung, oder wußte er etwas? Ich gab Petroff jetzt

doch recht, als er meinte, wir sollten schon in den nächsten Tagen abreisen.

Ich erledigte schnell und möglichst unauffällig meine Angelegenheiten, ließ die Agentur mit allen Geschäften liegen, schrieb anstandshalber einen Brief an den Oberinspektor und teilte ihm mit, daß ich auf unbestimmte Zeit verreisen müsse und bäte, einen Vertreter zu senden. Ein paar Sachen hatte ich schon vorher nach der Gouvernementsstadt geschickt, und in der Nacht reisten wir mit wenig Gepäck ohne Abschied fort. Petroff fuhr nach Odessa, während ich noch Moskau aufsuchen wollte, bevor ich zu Abramoff reiste.

VIII

Moskau war immer der Ort, wohin ich zurückkehrte, denn dort hatte ich die ersten Verbindungen angeknüpft. Inzwischen waren einige meiner Bekannten verhaftet, die andern wagte ich nicht sofort aufzusuchen. Ich dachte viel darüber nach, wieviel Opfer, Zeit und Energie die Freiheitsbewegung verlangte. Mir schien es, daß man vielleicht mit weniger Verschwendung an Kraft größere Resultate oder genau dieselben erzielen könnte; eine Geheimdruckerei kann nicht lange existieren, dachte ich, die Gendarmen spüren sie auf, und eine Menge Menschen, viel Zeit und Geld sind verloren. Wäre es nicht vielleicht vorteilhafter, wenn man die Sachen im Auslande drucken ließe und sie herüberschmuggelte? Ich wußte wohl, daß es im Auslande ein paar Druckereien gab, wußte aber auch, daß der Schmuggel sehr schwierig sei und eventuell teuer zu stehen komme.

Meine Gedanken kehrten oft zu Anna Michailowna zurück, und ich grübelte darüber nach, ob man nicht mit ihrer Hilfe dort in der stillen Gegend, wo sie sich jetzt aufhielt, eine Druckerei in größerm Stile einrichten könnte. Die Schriften und die nötigen Pressen könnte man billig im Auslande erstehen und sie geschickt herüberschmuggeln,

denn das Material, das man in Rußland selbst erhielt, war nicht von erster Güte und war auch nur unter viel mehr Schwierigkeiten zu bekommen, als im Ausland. Ich fühlte mich ziemlich unglücklich, denn der ganze Tag war ohne Beschäftigung verlaufen; ich mußte mir auch in irgend einer Weise ein Nachtquartier verschaffen, aber mein Paß auf den Namen Michailoff konnte schon wertlos geworden sein, d. h. meine plötzliche Abreise aus Petrowka konnte meinen lieben Bekannten, den Pristaw, stutzig gemacht und er möglicherweise nach Moskau depeschiert haben.

Es war nur eine Vermutung, vielleicht grundlos, trotzdem wagte ich nicht, in einem Hotel abzusteigen, wo man mich bestimmt nach einer Legitimation gefragt hätte. Ich beschloß daher, den Abend in einem Restaurant zu verbringen und dann in später Nachtstunde eins von den Hotels aufzusuchen, die speziell für Liebespaare eingerichtet sind, und wo man nicht nach einer Legitimation gefragt wird.

Ich saß allein an einem Tisch, las die Zeitung und schmiedete Pläne. An einem Nebentische saß ein junger Mann, der mir schon bei meinem Eintritt aufgefallen war; entweder war ihm etwas passiert, oder er war sehr nervös und krank. Besonders frappierte mich die Art und Weise, wie er reinen Branntwein trank, — hastig, aus großen Gläsern vertilgte er eine Flasche nach der andern. Als er ungefähr bei der vierten oder fünften halben Flasche angelangt war, dachte ich schon bei mir, ob ich nicht an ihn herangehen und mich seiner annehmen solle. Doch hatte ich mich schließlich wieder in meine Zeitung vertieft, wobei mich nur ab und zu sein kurzer trockener Husten störte, als ich ihn plötzlich sagen hörte: „O Teufel noch mal!" und sah, daß er sich mit dem Taschentuch den Mund abwischte und das Taschentuch anschaute, das ein paar Blutflecke zeigte. Der Mann hat die Schwindsucht, dachte ich, das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er so trinkt.

Jetzt stand er von seinem Platze auf, wankte aber so,

daß ein Kellner ihn stützen mußte. Ich war auch aufgesprungen und hielt ihn.

„Ist Ihnen schlecht?" fragte ich.

„Nein, mir ist nur etwas schwindelig."

„Das kommt wahrscheinlich von dem vielen Branntwein, den Sie getrunken haben."

„Ich glaube das nicht, denn ich habe mich daran gewöhnt und kann viel vertragen. Aber jedesmal, wenn ich Blut sehe, wird es mir so zu Mute."

„So setzen Sie sich doch, ich bestelle Ihnen etwas, damit Sie sich wieder erholen."

Ich bestellte ein Glas Zitronenwasser und goß einige Löffel Kognak hinein. Er trank es aus und lächelte:

„So, jetzt ist es vorüber!"

„Warum trinken Sie denn so, wenn Sie krank sind?"

„Ach, das ist das einzige, was einen betäubt; man vergißt da so vieles."

„Wollen Sie jetzt nicht lieber nach Hause gehen?"

„O nein, noch nicht. Es fehlt noch eine Flasche, bis ich in dem Zustande bin, in dem ich schlafen kann."

„Das ist ja ein eigenartiges Schlafmittel", meinte ich. Mein neuer Bekannter aber wurde plötzlich sehr erregt und rief hastig sprechend aus:

„Warum soll ich nicht trinken? Wozu soll ich mich schonen? Ich habe niemand! Ich liebe das Leben und hasse es. Ich möchte leben, und ich kann nicht. Alles ist mir zuwider! — Ich verachte alle Menschen, weil sie schmutzig und gemein sind! Wie oft habe ich nicht daran gedacht, anstatt zur Flasche zu greifen, mir lieber eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Aber ich habe nicht den Mut dazu. Nein, ich muß trinken. Kellner, geben Sie mir noch eine Flasche!"

Ich versuchte, ihn davon abzuhalten, es gelang mir aber nicht, und ich hielt es für das beste, ihm wenigstens in der Weise zu helfen, daß ich mittrank.

„Nun habe ich genug. Jetzt will ich nach Hause gehen. Sie gefallen mir sehr! Sie sind mir sympathisch!" —

„Können Sie allein nach Hause fahren?" fragte ich.

„O, eine Droschke bringt mich schon hin!"

„Es ist doch das beste, ich begleite Sie!" sagte ich.

Er nahm es an. Wir waren ein Stück gefahren, als er sich plötzlich an mich wandte und sagte:

„Ich kann jetzt noch nicht nach Hause; ich muß noch etwas essen. Halte ich Sie auf, dann sagen Sie es, — wenn nicht, dann kommen Sie bitte mit."

Wir fuhren darauf nach einem Restaurant, und als er seinen Hunger gestillt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, ich bin so eine Art Schriftsteller, das heißt, ich schreibe Feuilletons für ein kleines Blatt."

Und mit einem Male brach es bei ihm los. Nach einer oder anderthalb Stunden kannte ich seine ganze Geschichte.

Eine traurige Kindheit, eine herzlose Erziehung; unter vielen Entbehrungen hatte er das Gymnasium absolviert, wobei er sich seinen Unterhalt selbst erwarb. Mit zwanzig Jahren Hauslehrer in einem reichen Hause, stürzte er sich mit unersättlichem Hunger auf alle Vergnügungen, die sich ihm boten, versäumte seine Pflichten und verlor seine Stellung. Nun folgte ein schwerer Kampf ums Dasein. Neid und Haß gegen reiche, satte Menschen erfüllten ihn. Nach langem Suchen gelingt es ihm, bei einem konservativen Blatte die Stelle eines Korrektors zu erhalten; dort entdeckt man sein feuilletonistisches Talent. — Jetzt hat er wieder Geld, und von neuem geht die Jagd nach Genüssen los. Man ist auf sein Talent aufmerksam geworden, er verkehrt in der Gesellschaft, trifft dort die Tochter eines Rechtsanwalts, eines Antisemiten schlimmster Sorte, und haltlos wie er ist, läßt er sich von dieser Demi-vierge vollkommen leiten; aber immer wieder taucht ein Widerwille in ihm auf, für die ihm unangenehme Zeitung zu schreiben.

„Und ich tue es doch, ich schreibe, wenn ich wieder Geld brauche, — für das tägliche Brot, heißt das. Früher war es für Wein, jetzt reizt mich der Wein nicht mehr. Nur der Branntwein, das Getränk der armen Leute, kann mich betäuben und läßt mich vergessen, daß ich nicht so lebe, nicht so handle, wie es mir vorschwebte, als ich zwanzig Jahre alt war. Da hatte ich die Idee, das große Elend der Menschheit zu schildern, ihnen an meinem eigenen Schicksal und an dem Schicksal meiner Mutter vorzuführen, wie schwer die Menschen gegen ihre Mitbrüder sündigen. Es war ein Traum! Aber ach, die ganze Geschichte wird ja nicht lange mehr dauern! Ich weiß ja, was mir fehlt, — doch mir graut bei dem Gedanken, daß ich bald sterben soll."

Seine Erzählung erschütterte mich. Ich hatte Mitleid mit ihm, als einem der unzähligen Opfer der ungerechten Gesellschaftsordnung.

„Wenn Ihnen die Mitarbeiterschaft an diesem Blatte so widerwärtig ist, warum versuchen Sie nicht, sich los zu machen? Sie sagen, Sie haben Talent — da können Sie dieses Talent doch in den Dienst einer guten Sache stellen. — Sie hassen die reichen, satten Menschen und schreiben zu ihrem Ergötzen! Das ist ein verhängnisvoller Kompromiß. Das glaube ich, frißt mehr an Ihnen, als Ihre Krankheit. Haben Sie denn niemand, der Ihnen die Mittel geben kann, sofort nach dem Süden zu fahren?"

„Nein, das ist unmöglich," antwortete er. „Ich habe schon soviel Vorschuß, daß ich noch lange Zeit arbeiten muß, um meine Schuld zu tilgen. Wozu auch? — Ich betrinke mich — und schreibe, um mich wieder zu betrinken. Na, und dann kommt jener Augenblick, und alles ist aus! Es ist doch seltsam, daß ich einem mir ganz unbekannten Menschen alles erzähle, worüber ich sonst niemals spreche. — Seltsam. — Aber es schadet nichts, einmal muß es doch heraus. Und wir werden uns nicht so bald wieder-

sehen. Leben Sie übrigens ständig in Moskau, oder sind Sie hier nur auf der Durchreise?"

Ich sagte ihm, ich wäre auf der Durchreise und erst heute abend angekommen, meine Sachen ständen noch auf dem Bahnhof, und ich hätte noch kein Nachtquartier.

„Aber nun wollen wir aufbrechen," fügte ich hinzu. „Es ist höchste Zeit, daß Sie zu Bett kommen."

Während der Fahrt nach seiner Wohnung bot mir Harlamoff — so hieß mein neuer Bekannter — an, bei ihm zu schlafen. Mir war das sehr lieb, und ich nahm das Anerbieten an. Harlamoff bewohnte zwei möblierte Zimmer mit der üblichen Einrichtung.

Als wir am nächsten Morgen unsern Tee einnahmen, versuchte er über seine moralischen Bedenken vom vergangenen Abend zu spotten.

„Nun muß ich ins Joch," sagte er. „Was haben Sie zu tun? Vielleicht können wir uns heute abend treffen? Oder reisen Sie schon fort?"

Ich verabredete mich mit ihm für den Abend und suchte am Tage meine Kameraden auf, traf aber leider niemand an. Bei dem einen Besuche merkte ich, daß nicht alles in Ordnung sei, und dachte mir schon, daß diese Wohnung wahrscheinlich von Geheimpolizisten überwacht würde, was mir an demselben Abend von einem Kameraden bestätigt wurde.

Die Gendarmen pflegen, bevor sie zur Verhaftung schreiten, die Wohnung eine Zeitlang beobachten zu lassen; die Geheimpolizisten, die dort aufgestellt sind, verfolgen dann die Personen, die die beobachtete Wohnung besuchen, und stellen auch deren Wohnung fest. Diese Art Beobachtung wird auch nach der Verhaftung fortgesetzt; es passiert sogar sehr oft, daß in einer Wohnung, wo eine Verhaftung vorgenommen worden ist, sich ein paar Geheimpolizisten einquartieren und jeden Besucher, der nach dem früheren Besitzer der Wohnung fragt, ausspionieren und ebenfalls verhaften.

Mit den Kameraden, die ich schließlich traf, hatte ich nun wichtige Besprechungen, weswegen ich auch mit Harlamoff nicht mehr zusammenkam. Besonders erörterte ich mit einem von ihnen den Plan, einen bequemen Transport von geheimen Schriften aus dem Auslande einzurichten. Er fand den Gedanken auch gut, meinte aber, es wäre schwer, ihn in die Tat umzusetzen.

Ich erwiderte, daß ich schon eine gewisse Übung in Geschäften hätte und mich vielleicht mit meinem Gelde an einem bestehenden Transportgeschäft beteiligen könnte.

„Der Gedanke ist nicht übel," meinte mein Kamerad. „Erinnern Sie sich, daß in den siebziger Jahren der bekannte Revolutionär Sundelewitsch an der Grenze den Schmuggel direkt als Geschäft betrieben hat, und daß alle die Schmuggler und kleinen Händler überzeugt waren, daß er bloß ein sehr geriebener Kaufmann wäre? Sie müßten sich einen Kompagnon suchen, der nicht in die Sache eingeweiht ist. Aber das alles ist sehr schwierig und riskant."

Der Plan hatte uns so interessiert, daß wir alle Möglichkeiten besprachen und schließlich zu der Überzeugung kamen, es wäre das beste, wenn ich mir einen neuen Paß verschaffen, dann hier in Moskau in ein Transportkontor eintreten und diese Branche genau erlernen würde. Wir taten denn auch alle Schritte, um sofort die Taufe, wie wir es nannten, zu vollziehen.

Es gelang uns in der Tat, in ein paar Tagen eine einwandfreie Legitimation zu erhalten. Ich wohnte während dieser kurzen Zeit bald bei dem einen, bald bei dem andern Kameraden. Nachdem ich meinen neuen Paß bekommen hatte, suchte ich mir ein möbliertes Zimmer, da ich in Moskau, ob es nun zur Ausführung des Planes käme oder nicht, einige Zeit bleiben wollte.

Von Petroff hatte ich auf Umwegen die Nachricht erhalten, daß unsere plötzliche Abreise aus Petrowka doch

Verdacht erweckt hatte. Er riet mir, sehr vorsichtig zu sein und nicht in der Nähe von Petrowka zu erscheinen. Von Anna Michailowna und Abramoff fehlten Nachrichten, so daß ich zu ihnen nicht reisen konnte.

Vor die Wahl gestellt, entweder in ein Fabrikkontor oder in eine große Transportgesellschaft einzutreten, entschied ich mich für das letztere, da die Gesellschaft eine ausländische Abteilung hatte, was mir sehr zu statten kommen konnte. Ich war selbst erstaunt, daß ich mich so schnell in das Bureau einarbeitete, und nach kurzer Zeit erhielt ich die ausländische Abteilung, da ich fremde Sprachen kannte. Das gab mir auch die Möglichkeit, schon um sechs Uhr abends frei zu sein.

Es waren so vielleicht drei Monate vergangen. Während dieser Zeit wurde ich mit meinem Zimmernachbar, einem Studenten der Rechte, näher bekannt und lernte auch seine Kameraden kennen. Ich aß mit ihnen zu Mittag, einige Abende in der Woche ging ich zu ihnen, oder sie kamen zu uns, und ich lernte dadurch die Studentenbewegung kennen.

Politisch war ich schon genug geschult, um zu sehen, daß die Studentenbewegung rein akademischer Natur war und für Sonderfreiheiten kämpfte. Mich aber interessierte die politische Befreiung des gesamten Volkes; es lag daher für mich kein Grund vor, auch dieser Bewegung, die doch nur Freiheiten für einen winzigen Teil der Gesellschaft anstrebte, behilflich zu sein. Ich nahm aber an ihren Unterhaltungen teil und versuchte, ihnen zu erklären, daß die akademische Freiheit und die Autonomie der Universität nur dann erreicht werden könnten, wenn Rußland politisch frei würde. Doch wurde mir von einigen erwidert, daß ihre Angelegenheit rein studentisch sei, sie wollten mit den Revolutionären nicht gemeinsame Sache machen. Dadurch könnten sie sich nur schaden.

Trotzdem ich mich sehr vorsichtig verhielt und meine

politischen Kameraden selten in ihrer Wohnung aufsuchte, vielmehr meistens in Restaurants mit ihnen zusammenkam, war mir doch eines Tages, als ob ich beobachtet würde. Ich beschloß aufmerksam zu sein. Am nächsten Morgen, als ich in mein Kontor gehen wollte, drehte ich mich wie zufällig um und merkte, daß mir eine verdächtige Person folgte. Ich nahm eine Droschke, schaute mich, nachdem ich ein Stück gefahren war, wieder um, und sah, daß mir mein Verfolger in einer zweiten Droschke nachgefahren war.

Aus dem Bureau zurückgekehrt, raffte ich alles Verdächtige, was ich in meiner Wohnung hatte — es waren ein paar verbotene Broschüren — zusammen, packte sie in ein wasserdichtes Wachstuch und versteckte sie, nachdem im Hause alles still geworden war, oben im Wasserreservoir des W.C. mit der Absicht, sie am nächsten Tage entweder fortzubringen oder zu vernichten. Leider konnte ich am nächsten Morgen das Paket nicht hervorholen, ohne Aufsehen zu erregen. Ich glaubte aber nicht, daß eine Haussuchung am Tage vorgenommen werden würde, und daß ich etwas zu befürchten hätte. Ich wollte das Paket nach meiner Rückkehr beiseite schaffen. Aber es gelang mir nicht, diese Absicht auszuführen, denn ich erhielt, kurz bevor ich das Kontor verlassen wollte, die Nachricht, ein Kamerad erwarte mich in einer Konditorei. Ich ging dort hin; es waren wichtige Nachrichten von Abramoff und Anna Michailowna eingetroffen, sie baten mich, in etwa drei Wochen zu ihnen zu kommen.

Es war schon spät geworden, als ich nach Hause zurückkehrte, und als ich das Tor passierte, bemerkte ich meinen Verfolger im Gespräch mit einer zweiten verdächtigen Person.

In meinem Zimmer angekommen — ich wohnte Parterre — ließ ich die Gardinen herunter, schaute noch einmal meine Sachen durch, fand aber nichts Verdächtiges und legte mich zu Bett. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so hörte ich, wie jemand an meinem Fenster sich etwas zu

schaffen machte, hielt es aber für eine Täuschung meiner überreizten Nerven. Da öffnet sich plötzlich die Tür vom Zimmer meines Nachbars, und der Student flüstert mir zu:

„Wissen Sie, daß unser Haus umstellt ist? Wahrscheinlich wird bei mir oder bei Ihnen Haussuchung gehalten werden, denn sonst weiß ich nicht, warum die Kerle an meinem Fenster herumlungern. Ich habe sie hinter der Gardine bemerkt."

Er war kaum in sein Zimmer zurückgekehrt, als es sehr stark schellte. Ich hörte, wie die Wirtin öffnete; verschiedene Stimmen erklangen, und mehrere Leute kamen den Korridor entlang nach meinem und meines Nachbars Zimmer. Da wurde die Tür geöffnet. Ich stellte mich, als ob ich schliefe, hatte aber bereits blitzende Knöpfe und Säbel bemerkt.

„Hier wohnt der Herr," sagte meine Wirtin.

Ich öffnete die Augen und setzte mich in meinem Bett aufrecht. Vor mir stand ein Gendarmerieoffizier, hinter ihm ein paar Gendarmen und die zwei verdächtigen Personen, die ich vorher am Tor bemerkt hatte.

„Sie heißen Alexeiff?"

„Ja."

„Ich muß bei Ihnen Haussuchung vornehmen."

„Kann ich den Befehl sehen?" fragte ich.

„Bitte, hier ist er."

„Sagen Sie doch dem Gendarmen, bitte, er möchte mir meine Brille reichen, — auf dem Tisch dort liegt sie." Der Offizier sah mich erstaunt an. Der Gendarm gab mir die Brille. Ich las den Befehl durch.

„Bitte, tun Sie Ihre Pflicht."

Die Haussuchung dauerte über eine Stunde. Ich war sehr ruhig und gefaßt, — es lag ja kein Grund vor, mich zu verhaften. Sie wußten auch offenbar nicht, daß ich früher unter dem Namen Michailoff gelebt hatte, denn sonst hätten sie etwas geäußert. Wenn sie mich verhaf-

teten, dann war alles verloren, denn im Gefängnis würde ich sehr bald erkannt werden, — man würde mich photographieren, die Photographie nach Petersburg senden und dort feststellen, daß ich aus Mesen geflohen sei.

Bei dem Studenten wurde auch alles untersucht, aber ohne Resultat. Auf dem Korridor blieb der Rittmeister plötzlich stehen und fragte:

„Was sind das für Räumlichkeiten?"

„Das ist die Speisekammer, und hier ist das W. C.," sagte die Wirtin. „Dort können sie aber nichts versteckt haben, denn dazu habe ich die Schlüssel," was aber den Rittmeister nicht abhielt, doch einen Blick hineinzuwerfen.

Nun trat wieder Ruhe in unserm Hause ein. Aber weder ich, noch mein Nachbar konnten schlafen. Auf allen Vieren, damit man seinen Schatten nicht bemerke, kam er zu mir gekrochen und unterhielt sich mit mir noch eine Zeitlang im Dunkeln.

Am nächsten Morgen machte mir meine Wirtin eine Szene und äußerte ihre Unzufriedenheit bald in der Weise, daß sie mich in der Miete steigerte. Ich frühstückte noch, als ein Schutzmann erschien und mir die Weisung brachte, ich möchte aufs Polizeiamt kommen. Ich ging hin, es wurden aber nur meine Personalien genau festgestellt.

Da ich die Absicht hatte, zu Anna Michailowna zu reisen, ging ich zu meinem Chef und bat ihn, mir entweder einen Urlaub von ein paar Wochen zu gewähren oder mich ganz zu entlassen. Zu Hause angelangt, erfuhr ich von der Wirtin, ein Gendarm wäre hier gewesen und hätte mich gesucht. Sie habe ihm die Adresse des Kontors, wo ich beschäftigt sei, gegeben, wahrscheinlich sei er dorthin gefahren.

Ich wollte gerade zu Mittag gehen, als der Gendarm wieder erschien und mir befahl, sofort zur Gendarmerieverwaltung zu kommen. Ich wurde in einem geschlossenen Wagen hingebracht und in ein Zimmer geführt, wo ich

ganz allein einige Stunden wartete, nur gingen ab und zu mehrere Personen durch, die mich ziemlich scharf betrachteten. Es ist Brauch, daß die Spione öfter durch das Zimmer durchgehen, um sich den Menschen, der verhaftet oder nur als Zeuge geladen ist, genau anzuschauen und sich eventuell zu erinnern, wo, wann und unter welchen Umständen sie dieses Gesicht schon gesehen haben. Ich wurde ungeduldig und bat einen Gendarmen, der gerade durch das Zimmer ging, er möchte mir doch etwas zu essen geben, denn ich säße hier schon ein paar Stunden und hätte mein Mittagessen versäumt, ohne überhaupt zu wissen, warum ich hier sei. Ich erhielt Tee und ein paar Butterbröte und mußte wieder eine oder zwei Stunden warten, bis man mich endlich aufforderte, in ein anderes Zimmer zu kommen, wo ich einem Verhör unterworfen wurde.

Ich war als Zeuge geladen, wie ich erfuhr. Man fragte mich, ob ich den oder jenen kennte, in welchen Beziehungen ich zu der oder jener stände, was ich in Moskau triebe und dergleichen mehr. Dann wurde ich entlassen.

Beim Verhör hatte ich mich sehr vorsichtig benommen und glaubte, die ganze Sache sei erledigt. Zwei Tage darauf wurde ich wieder auf die Polizei zitiert, wo man mir eröffnete, ich müsse in drei Tagen Moskau verlassen — ich sei ausgewiesen. Den Grund erfuhr ich nicht. Meine Papiere wurden zurückbehalten. Ich überlegte mir, ob ich die Frist abwarten und sozusagen unter polizeilicher Bedeckung aus Moskau abreisen, oder ein paar notwendige Sachen zusammenpacken, die anderen dem Studenten zur Aufbewahrung übergeben und sofort reisen solle.

Ich tat das letztere und schrieb an meinen Chef einen Brief, worin ich ihm mitteilte, der plötzliche Tod eines Verwandten zwänge mich, abzureisen, ich würde aber nach meiner Rückkehr nicht versäumen, meinen Dienst wieder anzutreten.

Trotzdem ich meine Ausweisung für erledigt hielt und

mich außer Gefahr betrachtete, bemerkte ich doch, daß dieselbe verdächtige Person, die mich schon früher verfolgt hatte, immer noch hinter mir her war. Dieser Spion wußte bestimmt, daß ich ausgewiesen war, und kannte auch möglicherweise den Tag meiner Abreise, wenn er mich also mit einem Koffer vor der Frist abreisen sah, würde er sofort den Verdacht fassen, daß ich mich heimlich aus dem Staube mache, und mich eventuell noch auf dem Bahnhof arretieren lassen.

Ich erklärte meinem Nachbarn die Situation und bat ihn, mir behilflich zu sein. — In unserem Hause wohnten im ersten und zweiten Stock noch andere Studenten. Mein Nachbar kam nun auf folgende Idee. Einer von ihnen sollte einen Handkoffer kaufen, der an einem dritten Ort aufbewahrt werden sollte. Die Sachen, die ich zur Reise brauchte, wurden unter fünf oder sechs Studenten verteilt; es wurden kleine Pakete gemacht und unter dem Mantel verborgen, dann gingen wir nachmittags alle spazieren, setzten uns in eine Konditorei, wohin der Student kam, der den Koffer besorgt hatte, und einer nach dem andern gingen sie in die Wohnung des Studenten, wo der Koffer lag, und packten die Sachen ein. Darauf ging der Student mit dem Koffer zum Bahnhof, ließ ihn dort aufbewahren, kehrte in die Konditorei zurück und übergab mir den Schein. In dieser Weise konnte kein Mensch auf den Gedanken kommen, daß ich abreisen wollte. — Als wir merkten, daß die verdächtige Person uns folgte, scherzten und lachten wir. In der Konditorei verabschiedete ich mich von diesen guten Menschen und machte einen längeren Spaziergang, denn bis zum Abgang des Zuges hatte ich noch Zeit. Da sah ich, daß mein Verfolger noch immer hinter mir her war. Ich stieg nun an einer Straßenecke in eine einzelne Droschke, indem ich dem Kutscher irgend eine Adresse sagte. Der Spion stand ratlos da: ich mußte jedoch damit rechnen, daß er sehr bald auch eine Droschke

nehmen und mir nachjagen würde — folglich konnte ich nicht direkt zum Bahnhof fahren.

An einem der großen Restaurants, wo die Luxusdroschken zu finden sind, stieg ich in eine solche um und rief dem neuen Kutscher zu, er möge in scharfem Trabe zum Bahnhof fahren. Ich hatte das Pferd richtig taxiert: es war ein guter Renner; in ein paar Minuten war ich auf dem Bahnhof, löste mein Billett, holte mein Gepäck und stieg in ein Coupé erster Klasse. Nach fünf Minuten setzte sich der Zug in Bewegung. Ich freute mich bei dem Gedanken, wie gut alles gelungen war.

Nach einer Reise von ungefähr drei Tagen und drei Nächten kam ich in der Stadt an, wo Anna Michailowna und Abramoff lebten.

IX

Ich wurde von meinen Freunden sehr herzlich begrüßt, und Anna Michailowna sagte zu mir: „Wir haben hier sehr gute Verbindungen angeknüpft. Es ist gut, daß Sie gekommen sind! Es liegt ein Haufen Arbeit für Sie da, mein Mann kann es nicht machen; er versteht sich nicht genug auf konspiratorische Tätigkeit und hat ja auch sein Teil zu tun."

Ich berichtete in Kürze über meine Erlebnisse in Moskau, und als ich zu Ende war, wandte sich Anna Michailowna an ihren Mann und sagte zu ihm: „Siehst du, ich habe doch recht, er ist ein schlauer Kopf, der es versteht, sich aus der Patsche zu ziehen, und uns sehr nützlich sein wird."

Sie hatten eine kleine Wohnung gemietet, Anna Michailowna hatte ein Schild ausgehängt und auch in der Zeitung annonciert, daß sie sich als Hebamme niedergelassen habe. „Wir müssen hier ein paar Monate bleiben, um unseren Plan durchführen zu können. Wir haben auch eine Gehilfin, die Sie bald kennen lernen werden. Jetzt

will ich Ihnen aber noch schnell unsern Plan erklären. Sie erinnern sich doch, daß ich in Petrowka sagte, wie wichtig es wäre, wenn man nun für die intelligenteren Kreise ein paar Broschüren herausgäbe. Die Zensur ist jetzt scharf, — Zeitungen oder Zeitschriften mit marxistischer Richtung kann man auf legale Weise nicht herausgeben. Wir sind darum hierher gezogen, um in der Nähe der Stadt auf irgend einem verlassenen Bergwerk eine geheime Druckerei in größerem Stile einzurichten. Sie sollen hier dieselbe Rolle spielen wie in Petrowka, Sie sollen als Geschäftsmann auftreten."

Der Plan war gut. Es waren schon früher Versuche gemacht worden, Zeitungen und Zeitschriften herauszugeben, in denen öffentlich die neue Weltanschauung gepredigt werden sollte. Diese Versuche waren aber von der Zensur vereitelt worden. Die Zeitungen und Zeitschriften wurden bald verboten, die öffentlichen Diskussionen der ökonomischen Gesellschaft in Petersburg ebenfalls, so daß den Verkündern der neuen Weltanschauung nichts andres übrig blieb, als auf sogenanntem illegalen Wege, durch Broschüren, neue Anhänger zu werben.

Es war eine große Aufgabe, die sich die Sozialdemokraten gestellt hatten. Sie mußten für die verhafteten Kameraden immer wieder Ersatz schaffen, damit die Propaganda unter den Arbeitern nicht Abbruch litt; außerdem gab es eine große Menge Arbeiter, die durch die Bildungskurse schon so weit fortgeschritten waren, daß sie sich nicht mit populär geschriebenen kleinen Aufsätzen begnügten: es mußte also eine Literatur geschaffen werden, die einerseits den Propagandisten als Richtschnur diente und andererseits das Klassenbewußtsein der Arbeiter stärken konnte.

An demselben Tage lernte ich auch das vierte Mitglied unserer kleinen Gesellschaft kennen. Sie wurde kurzweg Raisa genannt, war eine große, starke Frau, hatte in Moskau oder Petersburg die Kurse für Hebammen ab-

solviert, war dann durch die Studentenbewegung in die politische Bewegung geraten und hatte Anna Michailowna getroffen, der sie geklagt hatte, sie könne dabei keine Befriedigung finden.

Raisa war hierher gekommen, um unter Anna Michailowna und ihres Mannes Anleitung zu lernen und später selbst aktiv zu arbeiten. Sie sollte auch bei der Durchführung unseres Vorhabens eine gewisse Rolle spielen, nämlich meine Wirtschafterin werden.

Anna Michailowna stand schon mit einem Techniker in Verbindung, der auf einem Bergwerk angestellt war. Er hatte vorgeschlagen, wir sollten alle vier in der Nähe des Bergwerks ein Haus mieten, das unbewohnt war. Der Techniker wollte dafür sorgen, daß wir in Ruhe gelassen würden und uns alle der Arbeit in der Druckerei widmen könnten.

Ich entwickelte Anna einen anderen Plan: „Ich habe etwas Geld," sagte ich, „es ist nicht viel, aber es reicht doch aus, um ein Bergwerk zu pachten oder zu kaufen. Dann würden wir vollkommen allein sein und von keinem Menschen abhängig. Raisa könnte unsere Köchin sein; Sie würde ich als meine Frau ausgeben und Ihren Mann, — ja, mit dem weiß ich eigentlich nicht, was anzufangen. Zum Kutscher eignet er sich nicht, er versteht nicht mit Pferden umzugehen; vielleicht könnte er als Schreiber angestellt werden. Ich würde mir ein paar Arbeiter nehmen und das Bergwerk langsam in Betrieb setzen. Ich muß aber natürlich vorher den Techniker sprechen."

Anna Michailowna fand den Vorschlag des Technikers in jeder Hinsicht gut, meinen Plan dagegen viel zu kostspielig und riskant.

Wir waren noch mitten in der Diskussion, als der Techniker erschien. Er war mit den Verhältnissen vertraut und konnte am besten beurteilen, wie man die Druckerei am bequemsten und sichersten ins Leben rufen könne. Er

meinte aber, daß wir warten sollten, bis er genügend Erkundigungen eingezogen habe.

Wir lebten nun ein paar Monate in dieser kleinen Stadt ein stilles, ruhiges Leben. Abramoff arbeitete an einer Broschüre über die Fabrikinspektion in Rußland, wobei er Vergleiche zwischen der Lage der Arbeiter in Westeuropa und in unserem Vaterlande zog. Ich knüpfte Verbindungen mit allerlei Unternehmern und Kaufleuten an und mußte öfter Reisen unternehmen, um langsam das Nötige für eine Druckerei zu beschaffen. Nachdem ich das besorgt hatte und es durch den Techniker nach dem Bergwerk, wo er Verwalter war, hatte bringen lassen, wurde beschlossen, daß Anna Michailowna zuerst allein dorthin reisen sollte. Aber es kam anders. Wir hörten von Bekannten, es wären ein paar Spione angekommen, ja, man erwarte sogar einen Agent provocateur. Bald merkten wir, daß wir alle beobachtet wurden.

Wir hielten Kriegsrat, und Anna Michailowna meinte, es wäre eine unverzeihliche Dummheit, die Druckerei jetzt, wo wir so streng bewacht würden, ins Leben zu rufen. Wir müßten die Sachen solange auf dem Bergwerk lassen, bis wir einen andern, geeigneteren Ort gefunden hätten, oder bis die Spione wieder abgereist wären. Der Techniker suchte uns zu überreden, wir möchten doch hier ausharren; er konnte uns aber nicht überzeugen, sah auch schließlich ein, daß Anna Michailowna und Abramoff als alte Revolutionäre mehr Erfahrung hatten, und versprach uns, die Sachen sorgfältig aufzubewahren.

Es wurde nun verabredet, daß wir einzeln reisen sollten, und zwar reiste als erste Anna Michailowna. Ihre Verkleidung war äußerst geschickt. Kein Mensch hätte in der einfachen Frau, die ich da unweit des Bahnhofs traf, in der schlichten Kleidung, mit dem Tuch um den Kopf wie es die Frauen der kleinen Handwerker in der Stadt tragen, die elegante Anna Michailowna wiedererkannt.

Sie nickte mir lachend zu, aber wir sprachen kein Wort zusammen.

Der nächste war Abramoff, er reiste mit einem befreundeten Kaufmann, und nach ein paar Tagen erhielt ich Nachricht, er sei in der kleinen Kreisstadt angekommen, habe dort Pferde genommen und sei zur nächstliegenden Eisenbahnstation gefahren.

Das Verschwinden meiner Freunde war aber doch bemerkt worden; das erkannte ich daran, wie eifrig die Spione mir und Raisa auf Schritt und Tritt folgten. Ich mußte jeden Augenblick auf meine Verhaftung gefaßt sein und beschloß, schleunigst auch abzureisen. Raisa brachte ich bei Freunden unter und sagte ihr, sie müsse eine Zeitlang hier bleiben; wir würden ihr schreiben, wann sie uns nachkommen könne. Meine Bekannten waren mir in jeder Weise behilflich und an dem Abend, den ich für die Abreise bestimmt hatte, hatten sie eine Reihe Beobachtungsposten aufgestellt, um alle Bewegungen der Spione zu beobachten. Ich sollte gegen zwei Uhr nachts abfahren.

Als ich mit einem Bekannten von einem kleinen Spaziergange zurückgekommen war, bemerkte ich, daß auf der kleinen Bank, die am Tor meiner Wohnung stand, einer der Spione es sich bequem gemacht hatte. Er schien mich zu erwarten. Mein Bekannter verließ mich in der Hoffnung, daß der Spion ihm folgen würde. Ich hatte mich hinter der Gardine versteckt und beobachtete die beiden, aber er folgte ihm nicht. Da erkannte ich, daß es die höchste Zeit zur Flucht war. Eine kleine Handtasche hatte ich schon vorher gepackt, und eine Stunde vor Abgang des Zuges schlich ich mich still aus meinem Zimmer und stieg über den Gartenzaun, um so auf eine andere Straße hinauszukommen. Ein paarmal schaute ich mich um — Gott sei Dank! niemand folgte mir! Auf der Station angekommen, löste ich mir ein Billett und setzte mich in den Wartesaal.

Plötzlich erblicke ich zu meinem größten Erstaunen, ganz

in meiner Nähe, wieder den Spion, der bei meiner Rückkehr nach Hause auf der Bank gesessen hatte. — Er ließ mich nicht aus den Augen. Der Zug kam an, ich blieb aber ruhig im Wartesaal sitzen. Meine kleine Handtasche hatte ich glücklicherweise auf einer Bank in der Nähe der Tür hingestellt, so daß niemand in mir einen Reisenden vermuten konnte, besonders, da ich den Zug ganz ruhig abgehen ließ. In zwei Stunden mußte ein Zug nach anderer Richtung die Station passieren. Ich nahm aus meiner Handtasche ein paar notwendige Sachen, packte sie in meinen Mantel und verließ die Station.

Nun begann eine tolle Jagd. Ich ging in die Stadt, passierte bald die eine, bald die andere Straße, — der Spion folgte mir. Es wurde höchste Zeit, zur Station zurückzukehren. Auf dem Bahnhof angekommen, ging ich auf dem Perron auf und ab und bemerkte, daß abseits in der Dunkelheit ein Holzschuppen lag. Ich rechnete mir aus, daß ich bei der Ankunft des Zuges noch so viel Zeit hatte, um mich von dem Holzschuppen langsam an einen Wagen heranzuschleichen und, wenn der Zug sich in Bewegung setzte, von der anderen Seite hinaufzuspringen.

Es gelang mir auch in der Dunkelheit zu verschwinden und mich hinter dem Holzschuppen zu verbergen. Der Spion hatte gemerkt, daß ich nicht mehr auf dem Perron war, und ich sah, wie er an mir vorüber eilte. Bald darauf kehrte er zurück, hielt es aber nicht für nötig, hinter dem Holzschuppen nachzusehen.

Der Zug kam; auf dem Perron waren nur wenige Passagiere, so daß ich jede Bewegung meines Verfolgers beobachten konnte. Er stand am Ausgang des Wartesaales und hoffte nun wahrscheinlich, daß ich bald kommen würde. Es gelang mir aber doch, in der geplanten Weise in den Zug zu kommen. Ich suchte mir einen freien Platz, gab dem Schaffner ein Trinkgeld und sagte, ich hätte mich verspätet und kein Billett mehr lösen können. Ich mußte nun

aber damit rechnen, daß mein Verfolger nach der Endstation telegraphieren und man mich dort erwarten würde. Ich verließ deshalb auf der nächsten Station den Zug und ging ein großes Stück zu Fuß, bis ich endlich in ein Dorf kam, wo ich mir Pferde nehmen konnte. Auf großem Umwege — es waren ungefähr dreihundert Kilometer — fuhr ich zur Station einer anderen Eisenbahnlinie.

Nach drei Tagen war ich in Charkoff, wo mich Anna Michailowna und Abramoff erwarteten. Sie hatten hier von früher her Verbindungen, und Anna Michailowna hatte sich schon mit großem Eifer in die Arbeit gestürzt. Ich lernte durch meine beiden Freunde ein paar tüchtige Agitatoren kennen, die hier schon eine erfolgreiche Tätigkeit unter den Arbeitern entfaltet hatten. Auch sie klagten über Mangel an einschlägiger Literatur und hielten es für notwendig, eine geheime Zeitung herauszugeben, in der die Arbeiterinteressen stark betont und jede Erscheinung des öffentlichen Lebens vom sozialdemokratischen Standpunkte aus beleuchtet und erläutert würde.

An die Einrichtung einer Druckerei auf dem Bergwerke des Technikers war nicht mehr zu denken, denn wir wurden in jenem Gouvernement und in dem benachbarten sehr eifrig gesucht. Unsere Flucht hatte auch zu zahlreichen Verhaftungen geführt. Nur ein Zufall hatte den Techniker selbst noch davor bewahrt.

Zu diesen unerfreulichen Nachrichten gesellte sich in den nächsten Tagen die Mitteilung, daß sich unsere Kameradin Raisa erschossen hatte. Wir erhielten auch einen Brief, der aber so unklar gehalten war, daß wir den Grund des Selbstmordes nicht recht daraus ersehen konnten. Nur ein paar Äußerungen gaben uns Anlaß zu allerhand Vermutungen. So schrieb sie u. a.: „Ich glaubte, jetzt würde mein Leben anders, ich würde mich nicht mehr so unglücklich fühlen; ich kam mit großer Opferfreudigkeit zu den Menschen, die für eine heilige Sache arbeiteten und kämpften, und sah bald ein,

daß es mir an genügenden Kenntnissen und vielleicht auch an Ausdauer fehlte. Ich habe versucht, mir das Fehlende anzueignen. Aber eines nahm mir den Mut und die Freudigkeit, das war die Zurückhaltung meiner neuen Kameraden. Es war kein Mißtrauen, aber sie hatten wohl Zweifel an der Aufrichtigkeit meines Willens, für die heilige Sache einzutreten." — Wir waren uns keines Wortes und keiner Handlung bewußt, die Raisa zu diesem Glauben hätte bringen können. Gewiß, wir waren wie alle Revolutionäre zurückhaltend, und mit Recht. Die geheime Arbeit bringt es eben mit sich, daß man stets sehr vorsichtig sein muß, aber das ist nicht gleichbedeutend mit Mißtrauen! Zufälligerweise erinnerte sich da Anna Michailowna, ein paar Tagebuchblätter von Raisa in Verwahrung zu haben. Wir lasen sie und fanden dort einen Aufschluß über ihren frühen Tod. Die Blätter waren in der Zeit unseres Zusammenlebens geschrieben und zeigten klar und deutlich, daß Raisa einen Zwiespalt in sich trug, den sie nicht überwinden konnte. Einerseits trieb es sie, den Unglücklichen der großen Masse zu helfen, andererseits aber sehnte sie sich unendlich nach persönlichem Glück. In diesen Tagebuchblättern war nun angedeutet, daß sie einmal unglücklich geliebt hatte und daß ihr sehnlichster Wunsch, Mutter zu werden, nicht erfüllt worden war. Weitere Aufschlüsse fanden wir nicht, und über ihre persönlichen Verhältnisse hatte sie sonst so gut wie nichts erzählt. Es war das tragische Schicksal einer, die nicht stark genug gewesen war, das Persönliche für eine große Sache zu überwinden. Auch ein Opfer der gärenden Zeit. Ihr Tod machte auf uns alle einen erschütternden Eindruck. Wir mußten aber nun endlich vorwärts. Der erste Schritt sollte die Errichtung der Druckerei sein.

Ich knüpfte wieder Verbindungen mit verschiedenen kaufmännischen Firmen an und erhielt nach kurzer Zeit eine Vertretung für landwirtschaftliche Maschinen in einer kleinen Stadt. Diese kleine Kreisstadt lag nach dem Bericht einiger

Kameraden sehr günstig für uns. Ich reiste hin und fand eine bequem gelegene Wohnung, ganz am Ende der Stadt. Es war ein kleines Haus mit Garten, bestehend aus vier oder fünf Zimmern; es hatte einen großen Schuppen, wo ich mein Maschinenlager errichten konnte. Hinter dem Hause zog sich ein großer Garten bis zum Flusse hin, und an dem Abhang, der zum Fluß hinabführte, lag ein kleines Lusthäuschen. In ein paar Tagen konnte ich schon einziehen; ich verschaffte mir die nötigen Möbel, machte eine Reihe Visiten und entfaltete eine reiche kaufmännische Tätigkeit.

Abramoff und Anna Michailowna sollten erst nach einer bestimmten Zeit hierher kommen. Ich sandte einen zuverlässigen Mann zu dem Techniker, um das Material für die Druckerei, das wir ihm zur Aufbewahrung gegeben hatten, zu holen. Der Abgesandte kehrte aber zurück mit dem Bericht, der Techniker sei nicht mehr da, er habe auch nicht erfahren können, ob er etwa verhaftet sei. Es mußten also neue Sachen für die Druckerei angeschafft und dazu der Rest meines Kapitals, der noch auf dem Namen meines Bekannten, des Ingenieurs, auf einer Bank lag — es waren, glaube ich, sechstausend Rubel —, angegriffen werden. Ich hoffte aber an dem Verkauf der landwirtschaftlichen Maschinen gut zu verdienen.

Einen Teil des Materials verschafften wir uns mit Leichtigkeit in einigen großen Städten. Auf den Rat von Anna Michailowna reiste ich dann ins Ausland und kaufte dort alles Fehlende nach, das dank den Verbindungen, die wir mit den Schmugglern an der Grenze hatten, auch glücklich herüber gebracht wurde.

Bald war es soweit, daß auch Anna Michailowna kommen konnte. Um jeden Verdacht zu vermeiden, sollte Abramoff noch eine Weile fortbleiben; als Gehilfen für die Druckarbeit nahmen wir einen andern Revolutionär an, der nicht so markante Züge hatte wie Abramoff.

Die Druckerei wurde in dem Lusthäuschen eingerichtet,

dort arbeitete ausschließlich Anna Michailowna, und bald konnte ein großer Packen fertiger Broschüren abgehen. Annas Ausdauer und Energie waren bewunderungswürdig; in kurzer Zeit hatte sie es fertig gebracht, ein Buch von etwa hundertsechzig Seiten in achthundert Exemplaren zu drucken. Ich konnte ihr bei der Arbeit nur sehr wenig helfen, weil ich allerhand Geschäfte zu erledigen hatte. Während meiner Abwesenheit tat das unser neuer Kamerad Andreeff.

Ich mußte öfter größere oder kleinere Reisen machen, um die Drucksachen nach den Bestimmungsorten zu bringen. Auf so einer Reise passierte ich einmal Moskau. Ich sollte ein paar Tage dort bleiben, hatte aber keine Lust, in einem Hotel abzusteigen. Da erinnerte ich mich meines Bekannten Harlamoff, den ich während meines früheren Aufenthaltes in Moskau ab und zu besucht hatte. Ich fand ihn zu Hause, totkrank, wurde aber von ihm sehr herzlich begrüßt. Er erzählte mir sogleich, daß er seine niederträchtige Arbeit aufgegeben habe und nun ganz mittellos daliege. Die Krankheit hatte große Fortschritte gemacht, und er erwartete sehnsüchtig den Tod. — „Sie bleiben doch zur Nacht hier, nicht wahr?" sagte er. „Sie sind wahrscheinlich nur auf kurze Zeit in Moskau und können kein geeignetes Nachtquartier finden. Ich weiß: Sie sind Revolutionär. Sie brauchen sich aber nicht vor mir zu fürchten. Ich erfuhr es, als ich Sie suchte und mir Ihre Wirtin von der Haussuchung und Ihrem plötzlichen Verschwinden erzählte. Ich habe in der Zwischenzeit viel gelesen und bin auch zu der Überzeugung gekommen, daß jede andere Tätigkeit, als Ihre, in Rußland vergeblich ist! — Wenn ich gesund wäre, würde ich mich auch in diese Arbeit stürzen."

Der Grund seiner Sympathie mit den Revolutionären wurde mir bald klar; er haßte die herrschenden Zustände, aber mehr, weil sie ihm persönlich so übel mitgespielt hatten. Ihn trieb nicht die große Liebe zur Freiheit und die Erkenntnis, daß dem russischen Volke alle Menschenrechte fehl-

ten. Er tat mir leid, und ich überlegte mir, wie ich ihm helfen könnte. Für den Anfang konnte ich ja selbst mit Geld beispringen, um ihm eine Reise nach dem Süden zu ermöglichen, späterhin würde ich versuchen, andere für ihn zu interessieren, und wer weiß, vielleicht würde er doch noch gesund und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft.

Ich sagte ihm, daß er alles ordnen solle, um mit mir in den nächsten Tagen nach dem Süden abzureisen.

„Ich will Sie selbst dorthin bringen, Ihnen eine gute Pension suchen und dann wieder zurückreisen."

Nach langem Widerstreben nahm er endlich mein Anerbieten an, und nach Erledigung meiner geschäftlichen Angelegenheiten machten wir uns auf die Reise. Ich fand am Zielort einen sehr sympathischen Arzt, der sich Harlamoffs annahm, und beruhigt kehrte ich zu Anna Michailowna zurück. Während meiner Abwesenheit hatte sich nichts weiter ereignet. Aber die angestrengte Arbeit hatte die Nerven Anna Michailownas so mitgenommen, daß sie dringend der Ausspannung bedurfte. Und ich selbst wollte Harlamoff aufsuchen. Die ganze Druckerei wurde daher auseinandergenommen, verpackt und im Keller versteckt. Vor der Abreise arbeiteten Andreeff und ich fieberhaft, um die Bücher in Ordnung zu bringen, und ich bat den Generalvertreter meiner Firma, mir jemand zu schicken, der während meines Urlaubes die Sachen weiterführen könnte. Andreeff sollte hier bleiben, damit mein Stellvertreter nicht durch einen unglücklichen Zufall etwas erführe.

Anna Michailowna reiste dann zu ihren Verwandten, ich aber fuhr nach dem Süden. Harlamoffs Zustand war sehr bedenklich. Der Arzt meinte, lange würde es nicht mehr dauern. Ich sah es auch selbst ein. Harlamoff sprach oft von seinem nahen Tode und bat mich, doch später seine Papiere an mich zu nehmen und zu benutzen, damit ich ohne Furcht vor Entdeckung leben könne.

Alle meine Dokumente, die mir während der Ver-

bannung belassen waren, hatte ich vernichtet und nach meiner Abreise aus Petrowka mir einen Bart wachsen lassen, um mich unkenntlicher zu machen.

Die Legitimationen, mit denen ich in all den Städten und Orten gelebt hatte, waren jedesmal verbrannt worden. Ich hatte jetzt auch einen sehr guten Paß, aber echte Papiere konnten immer von Nutzen sein. Falls ich verhaftet wurde, konnte ich mich mit diesen Dokumenten, da sie vollkommen glaubwürdig waren, auch gegenüber der Gendarmerieverwaltung legitimieren; ich würde dann höchstens für das Vergehen bestraft werden, das gerade die Aufmerksamkeit der Behörden auf mich gelenkt hatte.

Die Zeit, die ich mit Harlamoff in der Krim verlebte, war herrlich, abgesehen von dem Gesundheitszustande meines Schützlings. Wie bei allen Schwindsüchtigen wechselte seine Stimmung sehr rasch, — bald hoffte er gesund zu werden und sprach dann mit glänzenden Augen, was er alles tun möchte und wie er arbeiten wollte, dann wieder verzweifelte er und dachte mit Schmerzen an den Tod.

„Wozu habe ich gelebt? Nur Verderben und Schaden habe ich angerichtet. Alle guten Absichten sind zu Wasser geworden. Wie schrecklich ist es, mit dieser Erkenntnis zu sterben!" Oft weinte er bitterlich, klagte sich selbst an, wie leichtfertig er mit seinem eigenen und dem Leben anderer umgegangen sei. Eines Tages überreichte er mir eine Art Tagebuch, das er vor meiner Ankunft geführt hatte.

„Ich kann Ihnen nicht alles erzählen, — es gibt viel Gemeines und Schlechtes in meinem Leben," sagte er. „Lesen Sie es und sagen Sie mir, ob ich hoffen kann, dies alles vergessen und dann ein anderer Mensch werden zu können. Ich will versuchen, eine Stelle als Volksschullehrer zu bekommen und mich in die Stille ländlicher Einsamkeit zurückziehen."

„Das Landleben wird Ihnen schwer fallen," antwortete ich. „Und wozu dieses Extrem? Sie können auch in der

Stadt eine nützliche Tätigkeit ergreifen und Ihrem Leben dort einen Inhalt geben. Sie sind an das Treiben der großen Stadt gewöhnt; die Stille und Einsamkeit auf dem Lande würde vielleicht eine heftige Reaktion in Ihnen hervorrufen. Ich habe viel Leute gekannt, die als Anhänger Tolstojs aufs Land gezogen sind und dort wie einfache Bauern gelebt haben, sie sind aber sehr bald enttäuscht zu der ‚verfluchten Kultur' zurückgekehrt. — Aber erst müssen Sie gesunden, dann wollen wir weiter sehen." —

Auf das Drängen Harlamoffs las ich sein Tagebuch. — Es war tolles, verworrenes Zeug. Er war ein Mensch, der ohne jeden moralischen Halt hin- und hergeschwankt war, die abscheulichsten Dinge getan, den niedrigsten Lastern sich ergeben hatte. Alles war aber mit solch einer Offenheit geschrieben, und die Selbstanklage war so stark, daß ich meinen Widerwillen gegen ihn bezwang und ihn weiter pflegte. Ab und zu freilich packte mich der Ekel, dann scheute ich mich sogar, seine Decke zurecht zu legen; ich konnte ihn einfach nicht berühren. Das war aber nur vorübergehend. Das Mitleid siegte doch, und schließlich sah ich in ihm nur das unglückliche Geschöpf unserer ungesunden sozialen Verhältnisse.

Der Arzt hatte recht; mit Harlamoff ging es zu Ende. Am Tage seines Todes war er sehr lebhaft und sprach von seiner Zukunft; seine Augen glänzten fieberhaft, seine mageren Hände gestikulierten, auf den bleichen Wangen brannte die tückische Röte. Da er draußen nicht liegen konnte, hatte ich die Chaiselongue ans Fenster gerückt und ihn dort auf höhere Kissen gebettet. So konnte er den wunderbar klaren Himmel und in der Ferne das Meer sehen. Da, mitten in einem Satze, der von seinen Zukunftshoffnungen sprach, überfiel ihn ein Blutsturz, und er war tot. Ich ließ ihn unter dem Namen, den ich selbst noch vor ein paar Monaten getragen hatte, beerdigen.

Am nächsten Tage reiste ich ab. Als Andenken an Harlamoff nahm ich nur seine Papiere und sein Tagebuch mit. Ich wollte seine Papiere nicht benutzen und gab sie einem Freunde, der uns als Deckadresse diente, zur Verwahrung.

Nun war ich wieder in der Stadt Belaja Zerkov. Andreeff hatte sich während dieser drei Wochen als guter Kaufmann bewährt, so daß der Stellvertreter nur zwei Wochen dageblieben war und meinem Freunde erklärt hatte, er könne das Geschäft allein leiten; Kudascheff — so hieß ich damals — würde sehr zufrieden mit ihm sein.

Von Abramoffs erhielten wir Nachricht, daß unser gemeinsamer Freund Petroff schon über acht Monate im Gefängnis säße und wahrscheinlich bald verbannt werden würde. Ferner teilten sie mit, daß sie vorläufig noch nicht kommen könnten. Die Nachricht von Petroff war gewiß sehr traurig, aber am Ende konnte jeder Tag nicht allein den Freunden, sondern auch mir selbst die gleiche Gefahr bringen.

Andreeff machte den Vorschlag, die Druckerei nun wieder in Tätigkeit zu setzen und mit Hilfe einiger Kameraden eine Zeitung herauszugeben. Ich würde darauf eingegangen sein, aber die Zeitung war ein Lieblingswunsch von Anna Michailowna; ohne sie wollte ich ihn daher nicht verwirklichen.

Wir verhielten uns nun ruhig ungefähr sechs Wochen und erledigten bloß die geschäftlichen Angelegenheiten. Da kam eines Tages ganz unerwartet das Ehepaar Abramoff an. Sie wollte hier bleiben, er sollte weiter nach Charkoff reisen. Nun begann ein reges Leben. Bald war Anna Michailowna wieder in der Druckerei, und die Broschüre ihres Mannes über die Fabrikinspektion wurde gedruckt. Sie arbeitete den ganzen Tag; wir halfen ihr nur ab und zu. Am Abend mußten wir hin und wieder Einladungen annehmen, um so unser Ansehen als ehrbare Kaufleute zu wahren. Anna Michailowna war meine Cousine, die Stellung

Andreeffs war schon durch seine Vertretung während meiner Abwesenheit genügend charakterisiert. Wenn wir am Abend allein waren, kam es oft zu langen theoretischen Auseinandersetzungen zwischen uns. Anna Michailowna und Andreeff meinten, es sei höchste Zeit, die Arbeiter mit politischen Forderungen hervortreten zu lassen. Der wirtschaftliche Kampf genüge nicht, wir müßten jetzt mehr und mehr die politischen Forderungen geltend machen. Ich freute mich, daß Anna Michailowna dieser Ansicht war, denn schon von Anfang an war ich für eine energische politische Propaganda eingetreten, aber bei mehreren Kameraden auf Widerstand gestoßen. Sie meinten, die Arbeiter müßten erst zur Solidarität erzogen, ihr Klassenbewußtsein müsse erst gestärkt werden, dann könnten wir von den ökonomischen Streiks zu rein politischen Bewegungen übergehen.

Ich stellte dagegen die Behauptung auf, daß, wenn die Arbeiter mit ihren politischen Forderungen hervorträten, sie von selbst die unzufriedenen Elemente um sich sammeln und so die Revolution vorbereiten würden. Ich war damals mit meinen noch unreifen demokratischen Anschaunngen der Meinung, daß, wenn Rußland eine Revolution erleben sollte, es keine bürgerliche, ähnlich wie in Deutschland 1848, sein, sondern daß wir das Proletariat zum Siege führen würden. — Meine Freunde aber lachten mich ob dieses Optimismus aus und nannten mich einen Schwärmer.

In der Druckerei wurden außer Broschüren noch eine Reihe von Aufrufen für Freunde, die in andern Städten tätig waren, gedruckt. Wieder machte ich kurze oder lange Reisen, um diese Schriften und Proklamationen fortzuschaffen. Es konnte auf mich nicht so leicht ein Verdacht fallen, denn ich war stets gut angezogen, fuhr erster Klasse und stieg in den besten Hotels ab. Viele meiner Freunde begriffen diesen Luxus nicht, nur gegenüber Anna Michailowna brauchte ich ihn nicht zu verteidigen; sie gab mir hierin vollkommen recht.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln geschah es aber doch, daß ich durch Zusammenkünfte mit Personen, die von der Polizei ohne ihr Wissen beobachtet wurden, auch auf mich die Aufmerksamkeit lenkte. Ich bemerkte es ein paarmal und verdoppelte nun meine Vorsicht. Nur einmal hatte ich den Leichtsinn begangen, einen Bekannten, dem ich einen Tag vorher einen Packen verbotener Schriften überbracht hatte, kurz vor dem Abgang des Zuges in ein Restaurant zu bestellen. Ich wollte ihn sehen und mit ihm über dies und jenes sprechen. Ich war in die Unterhaltung mit ihm vertieft, als er mich plötzlich unterbrach und leise sagte: „Verflucht! Wir werden beobachtet und zwar von einem sehr gefährlichen und bekannten Spion. Drehen Sie sich nicht um. Wir wollen sofort zahlen und gehen!"

Ein Stück gingen wir zusammen, dann verabschiedete ich mich, nahm eine Droschke und fuhr zum Bahnhof. Kaum hatte mir der Gepäckträger meinen Gepäckschein übergeben, als ich denselben eleganten Herrn sah, der mich und meinen Freund in dem Restaurant beobachtet hatte. Es blieb mir aber jetzt nichts andres übrig, als den Zug zu benutzen, ich stieg in ein Coupé erster Klasse ein und sah, daß der elegante Herr in den nächst stehenden Wagen einstieg. Ich wollte im Coupé allein sein, um mir zu überlegen, wie ich meinen Verfolger am besten los würde. — Während der Fahrt kann er mich ja nicht festnehmen, dachte ich. Wenn er mich ein paar Stationen weiter begleitet, bleibt mir nichts anderes übrig, als aus dem Zuge zu springen. Es ist etwas riskant, aber doch besser, als verhaftet zu werden.

Kurz vor Abgang des Zuges nahm in meinem Abteil noch ein sehr dicker und gutmütig aussehender Herr Platz. Als der Zug sich in Bewegung setzte, zog er einen Speisekorb hervor, goß sich einen Schnaps ein und vertilgte eine große Anzahl Butterbrote. Er bot mir zu essen und zu trinken an, und wir kamen ins Gespräch. Er war Guts-

besitzer, Mitglied eines Semstwo und sehr liberal in seinen Anschauungen. Er äußerte unumwunden seine Unzufriedenheit mit der herrschenden Reaktion und sagte: „Es ist schade, daß wir Semstwoleute in unseren Bestrebungen gehemmt werden. Wir sind doch die einzigen Kulturträger im Lande. Unsere Schulen taugen etwas. Die Regierungsschulen gehören dem geistlichen Ressort an, und anstatt Aufklärung zu verbreiten, spionieren die Lehrer mit, ob der Bauer nicht vielleicht Sektierer geworden ist, und ob unsereiner auch keine Lästerreden gegen Gott und den Zaren führt! Ich habe noch die Zeit der Bauernbefreiung erlebt und habe da wirklich mit Leib und Seele für die Bauern gearbeitet. Was soll man jetzt tun? Ich hatte eine Musterschule, und die haben sie mir einfach zugemacht. Es sind schwere Zeiten über unser Vaterland hereingebrochen."

Ich hörte ihm stillschweigend zu, und nur als er mich fragte, ob ich auch Gutsbesitzer sei, verneinte ich es und sagte ihm, ich sei Kaufmann und handle mit landwirtschaftlichen Maschinen. Der Zug raste immer weiter; ich dachte unaufhörlich daran, wie ich meinem Verfolger entgehen könnte. Auf den paar Stationen, wo gehalten wurde, promenierte ich auf dem Perron und merkte, daß mein Verfolger noch da sei. Es war Spätherbst. Die Reise ging durch Laubwälder, durch weite Ebenen, hier und da tauchte ein Dorf auf, und wieder kam Wald. Er sah so trostlos aus, beraubt alles seines Schmuckes. Mein Reisegefährte sprach immer weiter. Nachdem er mich gefragt hatte, welche Firma ich verträte, begann er mir die Vorzüge dieser oder jener Maschine zu erklären.

„Haben Sie noch eine weite Reise?" wandte er sich plötzlich an mich.

„Ja, das weiß ich eigentlich nicht. Vielleicht steige ich früher aus, um noch ein Geschäft abzumachen. Fahren Sie noch weit?" fragte ich ihn.

„Ich muß auf einer kleinen Station aussteigen, in

anderthalb Stunden sind wir da. Der Schnellzug hält eigentlich nicht immer, nur wenn Passagiere da sind."

Der Zug hielt wieder ein paar Minuten auf einer großen Station. Ich ging hinaus und dachte: „Vielleicht kannst du hier unbemerkt verschwinden." Aber der elegante Herr folgte mir unverdrossen auf Schritt und Tritt. Ich gab mir den Anschein, als ob ich gar nicht ahne, daß er mich beobachtete. Mein Begleiter war mit ausgestiegen, wir scherzten und lachten.

Wieder raste der Zug, und ich hatte immer noch keinen Ausweg gefunden! — Der Schaffner öffnete eilig unsere Coupétür und sagte zu meinem Gegenüber:

„Nicht wahr, Sie steigen nun aus?"

„Ja," antwortete der Gutsbesitzer und gab ihm ein Trinkgeld. Nach einigen Minuten stand der Herr auf, packte seine Sachen, stellte sie im Gang hin und verabschiedete sich. Ich nahm meine kleine Handtasche unter den Mantel und ging zur Toilettenabteilung. Der Zug hielt. Mit einem Ruck machte ich die Tür auf und sprang von der anderen Seite herunter. Ich befand mich auf dem zweiten Schienenwege. Ich duckte mich ein wenig, damit mein Verfolger mich nicht entdecken sollte.

Der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand dann hinter einer Biegung. Ich ging langsam dem Perron zu. Der Stationschef erwartete mich, und fragte mich etwas barsch:

„Haben Sie ein Billett?"

Ich bejahte es.

„Warum sind Sie denn von der anderen Seite abgesprungen?"

„Weil ich die erste Tür nicht aufmachen konnte."

„Setzen Sie die Reise weiter fort?" fragte er mich.

„Ja, aber erst muß ich hier auf ein Gut."

„Sie werden keine Pferde vorfinden," meinte der Stationschef.

Ich erklärte dem Beamten, daß ich mit Herrn Titoff, so hieß mein Begleiter, fahren würde. Dieser stand auf der Treppe des kleinen Stationsgebäudes und sah zu, wie seine Sachen in dem Wagen untergebracht wurden. Ich trat an ihn heran, klopfte ihm auf den Arm und sagte auf französisch: „Ich werde Ihnen alles erklären, seien Sie bitte jetzt nicht erstaunt!" Er schaute mich groß an und hatte, bevor ich ihm diese Warnung sagen konnte, schon ausgerufen: „Sie auch hier?" Ich bat ihn, wiederum auf französisch, er möge die Liebenswürdigkeit haben, mich bis zum nächsten großen Dorf mitzunehmen, wo ich Pferde erhalten könnte, was er auch tat.

Während der Fahrt erklärte ich ihm, daß ich die ganze Zeit von einem Spion verfolgt worden sei; ich könne ihm keine nähere Erklärung geben, ihm sei aber doch die Tatsache bekannt, daß oft Kleinigkeiten genügten, um verhaftet zu werden! — Er hörte mich an und antwortete:

„Wissen Sie, es ist besser, Sie kommen mit in mein Haus. Dort wagt kein Mensch, Sie anzurühren. Sie können ruhig eine Zeitlang bei mir bleiben."

Ich dankte, erwiderte aber, daß ich von seiner liebenswürdigen Aufforderung nur für eine sehr kurze Zeit Gebrauch machen würde, denn ganz sicher wäre der Aufenthalt in seinem Hause doch nicht.

„Sie haben selbst gesagt, daß man Ihre Schule geschlossen hat, und dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einem sehr geriebenen Spion zu tun haben. Es war kein kleiner Beamter, sonst wäre er nicht so gut gekleidet und könnte nicht erster Klasse fahren. Er wird mein Verschwinden sehr bald merken. Er braucht bloß an den Stationschef zu telegraphieren oder zu telephonieren und anzufragen, ob ein Herr, der so und so aussieht, nicht abgestiegen sei, und dann ist es ein leichtes für ihn, zu erfahren, wohin ich weitergereist bin."

„Da haben Sie allerdings recht," sagte Titoff. „Dann

bringe ich Sie aber zu meinem Bruder herüber, dort sucht Sie ganz bestimmt niemand."

Wir kamen auf dem Gutshof an. Titoff ließ von neuem anspannen und brachte mich zu seinem Bruder. Dort ließ ich mir eine Eisenbahnkarte geben und sah, daß drei Eisenbahnlinien den Kreis, in dem die Brüder wohnten, in einem Dreieck durchschnitten. Ich überschaute die Lage und fragte meinen Wirt und seinen Bruder, wie ich am besten zu der nächsten Station komme. Mein Wirt wollte mir Ratschläge geben, aber sein Bruder unterbrach ihn und sagte:

„Laß ihn, er weiß am besten, wie er sich hilft. Er ist darin geübt, — wir verstehen von solchen Sachen nichts."

Nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden reiste ich zur nächsten Eisenbahnstation. Es war gegen vier Uhr morgens, als ich ankam, und in einer halben Stunde sollte ein Zug gehen. Dieser Zug brachte mich in die entgegengesetzte Richtung von dem Orte, wo ich eigentlich hin wollte.

Mit vier Tagen Verspätung kam ich in Belaja Zerkov wieder an. Ich erzählte mein Erlebnis Andreeff und Anna Michailowna, und beide waren sehr deprimiert.

„Unser Glücksstern geht unter," sagte sie. „Wir werden vom Unglück geradezu verfolgt! In Charkoff, wo Abramoff lebt, sind zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden, wir haben ihm geschrieben, er solle sofort abreisen. Wir können vorläufig ruhig hier bleiben. Übrigens müssen wir erst eine Arbeit fertig machen."

Aus dem Süden waren Nachrichten gekommen, daß dort Judenmassakres vorbereitet würden, die im selben Jahre — es war 1899 — auch wirklich in einigen Städten stattfanden. Meine Freunde hatten auf Ersuchen ihrer dortigen Kameraden in vielen Exemplaren Aufrufe gedruckt, worin der Bevölkerung erklärt wurde, daß diese Judenhetzen von der Regierung bezw. von der Polizei angestiftet würden. Man wandte sich darin an die intelligenten und organisierten Arbeiter mit der Bitte, die Juden vor den

Ausschreitungen des Pöbels zu schützen: Es sei unsere Pflicht, für die bedrohten Brüder einzutreten!

Nachdem diese Arbeit getan war, wurde jede Spur der Druckerei getilgt. Alles wurde nach einem Versteck gebracht, und Anna Michailowna und Andreeff reisten ab. Ich allein blieb zurück und sollte weitere Nachrichten von meinen Freunden erwarten.

X

Seit der Abreise von Anna Michailowna und Andreeff waren vielleicht zwei oder drei Wochen vergangen, als ich ausführliche Nachrichten von ihnen erhielt. Sie hatten in ihrem neuen Wohnsitz schon zu arbeiten begonnen und recht gute Resultate erzielt. Sehr bald nach dem Briefe erschien eines Tages Andreeff selbst in einer wichtigen Angelegenheit; sie betraf unseren Kameraden Petroff.

Die lange Gefängnishaft hatte Petroffs Gesundheit stark erschüttert. Das Urteil war unterdessen gefällt und er nach dem westlichen Sibirien verbannt worden. Mit großer Mühe war es ihm gelungen, in denselben Ort zu kommen, wo seine Frau war. Andreeff zeigte mir einen verzweifelt klingenden Brief von ihm.

„Es ist nun unsere Pflicht," meinte Andreeff, „unserm kranken Freunde zur Flucht zu helfen. In der Freiheit, im Auslande, wird er sich schneller erholen und kann sich dann mit frischen Kräften in die Arbeit stürzen. Anna Michailowna und ich sind zu der Überzeugung gekommen, daß Sie der einzige sind, der Petroff helfen kann. Von Sibirien aus würde er von seiner Frau oder anderen Flüchtlingen nach einer bestimmten Stadt begleitet werden. Sie müßten ihn dann dort treffen und ihn bis über die deutsche Grenze begleiten, denn er ist krank und hat nicht mehr den Mut, die Flucht allein zu unternehmen. Ich werde Ihnen ein paar Adressen an befreundete polnische und jüdische Genossen geben. Alles andere überlasse ich Ihnen selbst."

Selbstverständlich ging ich darauf ein, denn es galt, einem guten Freund und tüchtigen Revolutionär zu helfen; ich hielt es aber für ungefährlicher und weniger kostspielig, über die südliche Grenze zu gehen, wo ich Beziehungen hatte.

Wir berechneten nun die Zeit, wann Petroff und seine Frau an dem von ihnen angegebenen Orte eintreffen würden. Natürlich mußten wir in Betracht ziehen, daß er die Zeit seiner Flucht nicht genau auf Tag und Stunde voraussagen konnte, ich ließ ihm daher ein paar Deckadressen zugehen.

Der Brief an Petroff wurde chiffriert, und ich sollte von Andreeff ein ganz gleichgültiges kaufmännisches Telegramm erhalten, ob Petroff mit dem Plan einverstanden sei. Andreeff reiste ab, während ich alle Vorbereitungen für die bevorstehende Flucht Petroffs traf, d. h. mich mit meinem Bekannten, der mir als Deckadresse diente, in Verbindung setzte.

Es war ein guter Freund in Odessa, der als Agent für verschiedene Firmen dort tätig war. Ich will ihn Ossip Iwanowitsch nennen. Dieser kümmerte sich weder um Politik noch um andere ernste Dinge, sondern war bloß Lebemann. Er hatte in der Stadt selbst und in den Grenzorten gute Verbindungen. Ich wollte erst die Nachricht von Andreeff abwarten und dann nach Odessa hinüberreisen. Ossip Iwanowitsch wollte ich die ganze Geschichte romantisch darstellen, etwa in dieser Weise: Petroff liebe eine verheiratete Frau, könne aber mit ihr in Rußland nicht zusammen leben, der Mann verfolge sie, ihm fehle die Möglichkeit, sich einen ausländischen Paß zu verschaffen, und wenn es ihm auch gelingen sollte, für sich das nötige Dokument zu besorgen, so könnte jedenfalls die Frau, die er liebe, ihm nicht folgen, da der Mann sich weigere, ihr einen besonderen Paß auszustellen, und sie ohne die schriftliche Erlaubnis des Mannes die nötigen Papiere nicht erhalten könne. Sie irrten nun von Ort zu Ort, stets in Angst gefaßt zu werden. — Diese

Geschichte würde den Lebemann und Menschen Ossip Iwanowitsch mehr zur Hilfe reizen, als wenn ich ihm eine lange Vorlesung über die Leiden des russischen Volkes, über die Notwendigkeit einer politischen Agitation und die Qualen der Verhafteten und Verbannten hielte. —

Von Andreeff kam unterdessen ein kurzes Telegramm an: „Offeriere Ihnen gutes Maschinenöl."

Ich wußte damit, daß Petroff fliehen wollte oder schon auf der Flucht wäre.

In Odessa suchte ich Ossip Iwanowitsch auf und wurde empfangen, wie ein alter, lieber Freund. „Gott sei Dank! daß Sie endlich da sind! — Nun kann ich wenigstens einmal mit einem vernünftigen Menschen reden. Ich habe bloß noch ein paar Sachen zu erledigen, dann fahren wir in mein Stammlokal." Dort erzählte ich ihm bei einer Flasche guten Weines meine romantische Dichtung und fand Ossip ganz über Erwarten hilfsbereit.

„Dieser verfluchte Kerl!" wetterte er. — „Wenn seine Frau ihn nicht mehr liebt, so muß er sie doch freigeben! Was quält er sie denn noch? Was wäre denn das ganze Leben, wenn die Frauen nicht da wären, und der Wein muß auch mit helfen — sonst lohnt es sich bei Gott nicht, in dieser niederträchtigen Welt zu leben! . . . Ja, ja, nur die Frauen und die Liebe machen das Leben schön! — Wissen Sie, ich habe jetzt eine Bekanntschaft," — — und er küßte sich die Fingerspitzen, „ich werde sie Ihnen einmal zeigen."

Unser Gespräch drehte sich ausschließlich um Liebe und Frauen, aber die Art Ossips, darüber zu sprechen, war nicht unangenehm. Er sprach voll Entzücken von seiner neuen Bekannten und manchmal voll Wehmut über die gewesenen; und jedesmal sagte er:

„Das war eine feine Seele! Das war ein guter Mensch!" —

Als wir uns trennten, wiederholte er nochmals: „Lassen

Sie Ihre Freunde nur kommen; sie können entweder bei mir wohnen, oder ich verschaffe ihnen eine nette Wohnung. Ich werde schon dafür sorgen, daß sie entschlüpfen. Der verfluchte Kerl, ihr Mann, wird schön das Nachsehen haben."

Aber fast eine Woche wartete ich voll Unruhe in Odessa. Nach meiner Berechnung mußten Petroff und seine Frau schon da sein. Endlich kam eine Depesche:

„Habe mit dem Elfuhrzuge zwei Kolli gesandt."

Ich stellte nach dem Fahrplan fest, daß Petroff und seine Frau — das waren die zwei Kolli — gegen zehn Uhr abends ankommen mußten, ging zu Ossip und bat ihn um die versprochene Wohnung.

„Das ist schade, daß sie gerade heute kommen!" meinte Ossip und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich bin jetzt nicht allein, und meine Wohnung ist nicht so groß, daß zwei Paare untergebracht werden könnten. Ich werde Ihnen aber ein gutes Absteigequartier verschaffen."

Ossip fuhr mit mir selbst zu der Wohnung, sprach geheimnisvoll mit der Wirtin, klopfte sie ein paarmal auf die Schulter, lachte und sagte: „Nun ist die Geschichte abgemacht."

Die Wirtin zeigte uns zwei Zimmer, die einen besonderen Eingang hatten, und überreichte mir die Schlüssel.

„Das Haustor ist immer offen; dem Hausdiener, der Wache hält, müßten Sie allerdings ein gutes Trinkgeld geben. Er kennt mich und wird schweigen," sagte die Wirtin.

Ich dankte Ossip, verabschiedete mich von ihm und ging auf den Bahnhof. Er hatte mir übrigens schon vorher gesagt, daß die ‚Neuvermählten', wie er sie lachend nannte, wahrscheinlich in den nächsten drei bis vier Tagen abreisen könnten.

Der Zug kam, und Petroffs stiegen aus einem Abteil dritter Klasse aus. Ich erkannte ihn sofort, obwohl er sehr abgemagert und verändert aussah.

Ich ließ sie ruhig an mir vorübergehen. Petroff hatte

mich nicht bemerkt. Ich folgte ihm nur langsam, um festzustellen, ob etwa ein Unberufener hinter ihm her wäre. Es war früher abgemacht worden, daß sie ungefähr eine halbe Stunde auf dem Bahnhof auf mich warten sollten, denn ich wußte ja damals noch nicht genau, ob Ossip auf meinen Plan eingehen würde.

Nachdem fast alle Passagiere verschwunden waren, ging ich in den Wartesaal und traf dort die beiden. Er war sehr froh, mich wiederzusehen, und machte mich sofort mit seiner Frau bekannt, denn ich sah sie zum ersten Male. Dann fuhren wir gleich in die Wohnung.

Fast ein Jahr war vergangen, seit wir uns zuletzt gesehen hatten, und es gab viel zu erzählen. Trotzdem sie sehr müde waren, wollten sie mir doch all ihre Erlebnisse wenigstens in Kürze berichten. Erst auf mein energisches Bitten ging Frau Petroff zu Bett, wir Männer blieben noch eine Weile sitzen und führten unsere Unterhaltung im Flüstertone weiter, denn obwohl die Wohnung einen besonderen Eingang hatte und von den übrigen Räumen abgeteilt war, war Vorsicht doch sehr am Platze. Wir wußten ja nicht, ob die Wände nicht vielleicht dünn genug wären, um hindurchhören zu können.

Petroffs Verhaftung war ziemlich einfach vor sich gegangen. Nachdem wir uns getrennt hatten, war er in eine große Fabrikstadt übergesiedelt und nach kurzer Tätigkeit bei einer revolutionären Versammlung arretiert worden.

„Es ging alles gut," erzählte er weiter, „kein Mensch kam auf den Gedanken, mich mit dem Streik in Petrowna und meiner früheren Tätigkeit in Zusammenhang zu bringen. Und dennoch blieb ich neun Monate im Gefängnis und wurde dann nach Westsibirien verbannt. Noch im Gefängnis erhielt ich Nachricht, daß meine Frau auch verhaftet und ebenfalls nach Westsibirien verbannt worden sei. — A propos: Sie haben ja früher nicht gewußt, daß ich verheiratet war. Ich konnte mit meiner Frau eine Zeitlang nicht zusammen-

arbeiten, wir mußten uns notgedrungen trennen, um den Verdacht abzulenken. In der Verbannung gab man meinen Bitten, mit meiner Frau in einer Stadt wohnen zu dürfen, nach. Die Reise war bequem. Mein Vater war so gütig, eine Kaution für mich zu hinterlegen, so daß ich auf eigene Kosten reisen konnte. Es war aber auch notwendig, denn meine Gesundheit war recht schwach, und ich glaube nicht, daß ich den üblichen Transport und die lange Reise mit den anderen Gefangenen ertragen hätte. Das Weitere wissen Sie. Bloß der Gedanke an Freiheit gibt mir noch Kraft, und ich hoffe, alle Strapazen der Flucht aushalten zu können. Wenn ich nur erst im Auslande bin, dann werde ich mich rasch erholen."

Ich erzählte Petroff kurz, daß ich in Ossip einen guten Helfer gefunden hätte, und teilte ihm auch mit, wie ich diesen lebenslustigen Kaufmann für ihn interessiert hätte. Petroff sagte lachend: „Etwas Komik bei ernsten Dingen ist immer angebracht. Ich werde meine Rolle schon gut spielen und meiner Frau das Nötige sagen."

Am nächsten Tage suchte ich Petroff und seine Frau wieder auf, musterte ihre Kleidung, fand, daß sie anständig genug aussah, und bat sie nochmals, um Gottes willen nicht aus der Rolle zu fallen. Dann gingen wir in ein Restaurant, um uns dort mit Ossip zu treffen. Er begrüßte uns sehr herzlich, und ich merkte, wie er mit einem Blick die Frau taxierte, ob es sich für Petroff auch lohne, ihretwegen so viel Unannehmlichkeiten durchzumachen.

Während des Essens, das wir in einem kleinen, separaten Zimmer einnahmen, war Ossip von einer rührenden Liebenswürdigkeit gegenüber Frau Petroff.

„Sie haben doch nichts dagegen, lieber Herr Petroff, daß ich Ihrer Frau etwas den Hof mache?" sagte er, sprang plötzlich auf und hielt eine große Rede über die Liebe und über die Frauen und schloß damit, daß er Petroff er-

klärte: „Ich liebe die Jugend und begreife Sie vollkommen. Ich würde an Ihrer Stelle auch so handeln. Also auf den glücklichen Ausgang."

Es war rührend zu sehen, wie eifrig Ossip sich der Sache Petroffs annahm. Er riet beiden, ruhig in ihrer Wohnung zu bleiben und höchstens zu den Mahlzeiten auszugehen. „Es ist so eine Art Haft, aber nur auf kurze Zeit," sagte er. „Ich habe mit unserm Freunde schon alles besprochen. Wir wollen sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn mir scheint, daß Ihr Mann nicht auf den Kopf gefallen ist; wir wollen ihm aber doch ein Schnippchen schlagen!"

Über zwei Tage mußten Petroff und seine Frau in Odessa bleiben. Wir kamen öfter mit Ossip zusammen, und sein Interesse für Petroff war so gestiegen, daß er unter vielen Entschuldigungen fragte, ob er auch genügend Geld habe.

„Ich weiß, unser Freund würde Ihnen ja so wie so schon beispringen, aber es läßt sich doch besser verteilen, wenn wir beide Ihnen helfen. Sagen Sie nur aufrichtig: Brauchen Sie Geld? Und wieviel?"

Petroff lehnte dankend ab, mußte aber schließlich doch zweihundert Rubel annehmen, Ossip wäre sonst sehr böse geworden; so sagte er.

Am Abend des zweiten Tages trafen wir uns bei Petroffs. Ossip erkundigte sich genau, wieviel Gepäck das Ehepaar habe, und erklärte, er würde dafür sorgen, daß es gut am Bestimmungsort ankomme; sie sollten jetzt nur das Notwendigste mitnehmen. „Nun ist es aber Zeit", sagte er dann, „daß wir fahren!"

Erst in diesem Moment erfuhr Petroff, daß er mit einem Dampfer abreisen sollte. Ossip rieb sich vor Vergnügen über die Überraschung die Hände und sagte: „Habe ich das nicht gut gemacht? Mein Freund, der Kapitän, weiß alles und wird Sie gut hüten. Die Reise dauert ja nicht lange, vielleicht sind Sie schon morgen abend im Auslande.

Der Kapitän wird selbst bestimmen, wo Sie am bequemsten landen können; das müssen Sie ihm ruhig überlassen."

Wir fuhren zum Dampfer. Kein Mensch, außer dem Kapitän und einem Matrosen, hatte uns gesehen. Es war ein großer Lastdampfer. Nachdem wir eine Weile in der Kajüte des Kapitäns gesessen hatten, trieb er uns zum Aufbruch. Ich nahm Abschied von Petroff, und mir wurde ganz wehmütig bei dem Gedanken, wann wir uns wohl wiedersehen würden. Ossip war sehr gerührt, küßte Petroff, schüttelte seiner Frau herzlich die Hand, und wir fuhren in die Stadt zurück. Auf dem Wege sagte er zu mir: „Gehen wir noch in ein Restaurant, und trinken wir eine Flasche Wein auf eine glückliche Reise und das Wohl unserer Freunde! Es sind gar zu liebe Leute."

Im Restaurant blieb es nicht bei einer Flasche, und wir saßen bis tief in die Nacht hinein. Ossip sprach ununterbrochen von den beiden Flüchtlingen und erwähnte dabei auch, daß der Dampfer erst früh am Morgen auslaufen würde.

„Jetzt sind sie geborgen. Kein Mensch wird erraten, wo sie stecken, und wie sie fortgekommen sind! Der Kapitän wird mir telegraphieren, wann sie an Land gegangen sind, und hoffentlich wird Ihnen Petroff auch mitteilen, wo er sich niedergelassen hat. Sie müssen mir die Adresse geben; ich muß ihnen doch einmal schreiben."

Der gute Mensch hatte keine Ahnung, daß er zwei Revolutionären zur Flucht geholfen hatte. Ich blieb noch einige Tage in Odessa, um Nachricht von Petroff abzuwarten. Unterdessen suchte ich nun auch meine Kameraden auf.

Ich wurde gefragt, was ich hier täte, wo Anna Michailowna und Abramoff wären, und auf meine Antwort, daß ich hier nur ganz kurze Zeit bliebe, interessierte man sich sehr dafür, was ich eigentlich beabsichtigte. Ich antwortete, daß ich bloß meiner Geschäfte wegen hier wäre. Von Abramoffs wüßte ich nichts, wir hätten uns lange nicht gesehen.

Ich war so vorsichtig, weil von meinen alten bewährten Freunden bloß zwei oder drei anwesend waren, die übrigen kannte ich nicht.

„Wollen Sie sich nicht einmal unsere Tätigkeit ansehen? Wir haben allerdings nicht so große Pläne, wie Sie, und begnügen uns mit der Propaganda in kleinen Kreisen von Arbeitern und Intelligenten."

Ich verstand den Vorwurf, denn oft schon hatte man bei Diskussionen Anna Michailowna und mich als nicht genügend konspirativ bezeichnet, und nicht selten bekamen wir zu hören, daß wir über unseren hochfliegenden Plänen und Gedanken die Wirklichkeit vergäßen. Ich nahm die Einladung an und erkundigte mich nach Ort und Zeit der Versammlungen.

„Ich glaube, es ist doch besser," meinte einer meiner Freunde, „daß Sie uns entweder abholen oder wir uns an einem dritten Ort treffen. Wir haben diesen Kreis gerade zusammengebracht und möchten uns nicht durch irgendeine Unvorsichtigkeit Gefahren aussetzen."

An einem der nächsten Tage holte ich meinen Freund ab, und unter großen Vorsichtsmaßregeln gingen wir in die Versammlung. Es waren gegen dreißig Personen anwesend, meistens Arbeiter, — ein paar Gesichter kannte ich von früher. Mein Freund flüsterte mir zu: „Heute werden Sie einen unserer glänzendsten Redner hören. Er ist noch nicht lange hier, hat aber schon sehr viel getan, und eigentlich ist es sein Verdienst, daß sich diese Gruppen gebildet haben."

Sehr bald kam ein Mann, Mitte der dreißiger, von kleiner, kräftiger Gestalt, mit dunkelblondem Haar und energischem, klugem Gesicht eilig hereingestürzt.

„Das ist Kretschmann," sagte mein Freund, und plötzlich ertönte eine Stimme: „Heute will ich Ihnen über die ökonomische Lage der Arbeiter in Belgien erzählen, und mit welchen Mitteln sie ihre Lage verbessert haben."

Der Sprecher war Kretschmann. Es wurde still, und der Redner erzählte in schlichten Worten, wie die korporative Bewegung in Belgien entstanden wäre, wie die Arbeiter durch eigene Kraft eine Reihe von Konsumvereinen gegründet und große Volkshäuser gebaut hätten, um in ihrem eigenen Heim nach getaner Arbeit den Abend verbringen zu können. Die Arbeiter bildeten dort Vereine, hörten Vorträge, hätten sogar eine Universität und fühlten sich als gleichberechtigte Menschen. „Gewiß, sie arbeiten auch, — jeder Mensch muß arbeiten —, aber die belgischen Arbeiter werden nicht wie ein Stück Vieh behandelt, sie werden von den Kapitalisten nicht in so schnöder Weise ausgenutzt; darüber wacht das Gesetz, denn an den Gesetzesberatungen für die Arbeiter nehmen Vertreter der Arbeiter teil.“ In seinen weiteren Ausführungen wies der Redner nach, daß die russischen Arbeiter sich auch zusammenschließen, kleine Vereine bilden, Unterstützungskassen errichten und für die Besserung der ökonomischen Lage kämpfen müßten.

Der Vortrag war glänzend. Eine Diskussion schloß sich daran an. Die Arbeiter stellten Fragen, sprachen ihre Bewunderung aus über die Resultate, die ihre Kameraden im Auslande erzielt hätten, und klagten darüber, wie schwer es in Rußland sei, auch nur einen Streik durchzuführen. Die Fabrikbesitzer fänden stets Hilfe bei der Polizei und dem Militär, und mehrere Arbeiter äußerten: „Wir müssen lernen, denn Wissen ist Macht! Schauen Sie sich nur einmal in unserer Fabrik um. Da bekommt der französische Arbeiter drei oder viermal so viel, wie wir. Warum? Weil wir ungebildet sind, — weil wir nichts wissen!“

Nochmals ergriff Kretschmann das Wort und sagte: „Wir müssen im kleinen anfangen. Wir wollen erst kleine Gruppen schaffen, kleine Streikkassen, und dann uns in großen Verbänden vereinigen. Dadurch erlangen wir Macht und können von den Kapitalisten verlangen, daß sie unsere gerechten Wünsche erfüllen. Auch die Re-

gierung wird uns helfen müssen, wenn sie sieht, daß wir einmütig dastehen."

Dann wurden noch Bücher und Broschüren unter die Arbeiter verteilt und die Versammlung geschlossen. Es blieben nur wenige zurück, im ganzen vielleicht sieben oder acht, unter ihnen Kretschmann, mein Freund und ich. Ich wurde mit Kretschmann bekannt gemacht.

„Das ist ein tüchtiger Revolutionär," sagte mein Freund bei der Vorstellung. „Er hat schon viel geleistet, lebt jetzt aber unter falschem Namen."

Kretschmann fragte mich, ob ich in Odessa tätig sein wolle. „Das weiß ich noch nicht," antwortete ich. „Das hängt von verschiedenen Umständen ab. Es ist schwer, in Odessa eine Stelle zu finden." „Was kennen Sie, welche Bildung haben Sie genossen?" erkundigte sich Kretschmann. Ich erklärte ihm, ich hätte das Gymnasium absolviert, kennte etwas Buchführung und fremde Sprachen.

„Nun, dann ist es doch nicht so schwer," meinte er. „Ich bin in der städtischen Verwaltung angestellt und werde einmal nachfragen, ob sich da nicht etwas für Sie findet. Unsereiner hat hier viel zu tun, und jede neue Kraft müssen wir festhalten."

Eigentlich hatte ich gar keinen Grund, an Kretschmann zu zweifeln; er genoß das vollkommene Vertrauen meiner früheren Freunde. Ich hatte selbst gehört, wie glänzend er redete, und stimmte seinen Ausführungen vollkommen bei, obwohl ich persönlich die Arbeiter mehr auf ihre politische Rechtlosigkeit hingewiesen hätte. Aber diese Auffassung teilten, wie ich schon sagte, nicht alle meine Kameraden. Die meisten meinten, daß man im Anfang die Arbeiter auf ihre ökonomische Lage bringen und erst später langsam nach einer Reihe von ökonomischen Streiks zur Politik übergehen solle. — Wie gesagt, ich hatte keinen positiven Grund, Kretschmann gegenüber mißtrauisch zu sein, — aber die Art und Weise, wie er mich ausfragte, gefiel mir nicht.

Ich kam noch immer ab und zu mit Ossip zusammen. Er erzählte mir, daß Petroff und seine Frau an Land gegangen seien, und fragte mich, ob ich weitere Nachrichten erhalten habe. Ich war selbst in Unruhe über Petroff und teilte ihm meine Befürchtung mit, daß unserm Freunde etwas zugestoßen sei.

„Wissen Sie denn gar nicht, wohin sie reisen wollten?" fragte er mich. „Ich habe doch überall Geschäftsverbindungen; ich könnte an irgend einen Geschäftsfreund telegraphieren, und dann wüßten wir, woran wir sind."

Ich hatte aber keine Ahnung, wohin sich Petroff gewandt haben könnte. Als ich wieder einmal zu Ossip ging, um wenigstens mit einem Menschen meine Sorge zu teilen, traf ich Kretschmann. Ich wollte schnell an ihm vorüber, er hielt mich aber an und fragte, ob ich etwas Passendes gefunden hätte. Ich verneinte es und sagte, ich wäre jetzt eben auf dem Wege nach einem Kontor, wo ich vielleicht Beschäftigung finden würde.

„Wollen Sie es nicht in unserer Stadtverwaltung versuchen? Für den Anfang müssen Sie sich natürlich mit wenig begnügen, aber später würde es schon besser werden. Hauptsache ist ja, daß Sie an unserer Arbeit teilnehmen." Die letzten Worte sprach er sehr leise. Ich dankte ihm; er forderte mich auf, ihn zu besuchen, und gab mir seine Adresse.

Weder Kretschmann noch die Arbeit in Odessa hatten aber augenblicklich für mich irgend ein Interesse. Meine Gedanken drehten sich bloß um die Frage: „Was ist mit Petroff geschehen?"

Bei Ossip angelangt, klagte ich ihm, daß ich keine Ruhe finden könnte. Er hörte mich schweigend an und sagte: „Für Ihre Aufregung ist ein Gläschen Likör sehr gut. Das andere wird sich schon finden."

Das frappierte mich. Ossip hatte früher mehr Teilnahme gezeigt. Woher dieser Umschwung? Hatte er etwas

erfahren? Nein, er war ein viel zu ehrlicher Mensch, — er hätte es mir sofort gesagt und hätte mich möglicherweise sogar, wütend, daß ich ihn belogen, hinausgeworfen! Das Rätsel klärte sich sehr schnell auf. Er goß sich auch einen Likör ein und sagte: „Jetzt wollen wir auf die Gesundheit Petroffs und seiner Frau anstoßen. Ich habe vor einer halben Stunde ein Telegramm erhalten, habe es Ihnen aber absichtlich nicht hingeschickt, — ich wußte ja, daß Sie hierher kommen würden, und ein kleiner Spaß schadet Ihnen auch nichts. Ich habe mich riesig gefreut, als ich das Telegramm erhielt." Die Verzögerung erklärte sich dadurch, daß Petroff plötzlich erkrankt war und seine Frau in der Aufregung vergessen hatte, uns ihre Ankunft mitzuteilen. Das Telegramm war aus Wien.

Meine Mission in Odessa war nun beendet, und ich konnte ruhigen Herzens abreisen. Ich bedankte mich nochmals bei Ossip und nahm von ihm Abschied.

Zu Hause angekommen, beschloß ich, von der Aufforderung Kretschmanns, ihn zu besuchen, doch Gebrauch zu machen. Es hatte sich bei ihm eine kleine Gesellschaft eingefunden. Ich merkte, daß er sich mir gegenüber die größte Mühe gab, zuvorkommend und liebenswürdig zu sein. Seine Frau war eine sehr sympathische Dame, zart, mit weichen Zügen, der gerade Gegensatz zu ihrem Manne. Als die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen wollte, wandte sich Frau Kretschmann an mich:

„Sind Sie schon lange hier? Ach ja! Jetzt entsinne ich mich; Sie sind der junge Mann, von dem mir mein Mann erzählt hat. Sie suchen hier eine Stelle, nicht wahr? Mein Mann möchte sehr gern, daß Sie hier blieben und ihm hülfen. Er schwärmt von Ihnen."

„Das wundert mich," bemerkte ich, „denn Ihr Gatte kennt mich doch viel zu wenig, um für mich schwärmen zu können."

„Ja, aber er hat doch so viel von Ihnen gehört. Er

weiß, daß Sie schon lange tätig sind, weiß auch, was Sie alles geleistet haben. Sie haben ja sogar eine große Druckerei gehabt. Nicht wahr?"

„Meine Leistungen sind noch sehr gering," war meine Antwort, „ich interessiere mich bloß für die revolutionäre Bewegung und gehöre noch keiner Partei an. Die Druckerei ist ein Phantasiegebilde von irgend einem guten Freunde."

„Nein, nein, seien Sie nicht so bescheiden. Ich weiß alles."

Es hatte mich unangenehm überrascht, daß Frau Kretschmann von meiner Tätigkeit Kenntnis hatte. Wer hatte geplaudert? Positives konnte ja selbst mein Freund kaum erzählt haben, aber auch die Vermutungen, die er, wie es schien, Kretschmann mitgeteilt hatte, paßten mir nicht. Bei der ersten besten Gelegenheit fragte ich meinen Freund, ob er Kretschmann etwas von mir erzählt habe. Mir sei das unangenehm, weil ich nicht allein an der Arbeit beteiligt sei und Kretschmann noch viel zu wenig kenne.

„Ich habe ihm auch gar nichts Besonderes mitgeteilt," erwiderte mein Freund, „ich habe ihm bloß gesagt, du arbeitetest sehr tüchtig. Wir nähmen beide verschiedene Standpunkte ein, und du trügest dich mit dem Gedanken, eine große Druckerei zu eröffnen. Das ist aber auch alles, und ist doch um Gottes willen nichts Schlechtes."

Sonderbar, dachte ich, daß Kretschmann aus diesen leichten Andeutungen sofort solche Schlüsse gezogen hat. — Der Mann gefiel mir überhaupt nicht recht.

Die Gesellschaft war endlich aufgetaut. Man sprach über die besten Methoden und Wege, die Propaganda unter den Arbeitern zu fördern. Die meisten standen, wie Kretschmann und mein Freund, auf dem Standpunkt, daß der Arbeiter sich erst durch ökonomische Streiks organisieren sollte. Jetzt schon politische Forderungen zu stellen, würde ein Wahnsinn sein. Denn noch rege sich nichts in der bürgerlichen Gesellschaft, und es sei zu gewagt, wenn ein

einziger Stand — die Arbeiter — plötzlich mit politischen Forderungen hervorträte. Dazu sei er noch nicht mächtig genug. Ich dagegen betonte trotz des Widerspruchs, daß den Arbeitern mit einer rein ökonomischen Propaganda nicht gedient sei. „Gewiß gebe ich zu, daß die übrige bürgerliche Gesellschaft sich noch fast gar nicht rührt. Wir dürfen aber ein Symptom nicht aus dem Auge lassen: das ist die Studentenbewegung. Sie können wir durch Agitation zu einer politischen machen und mit der Arbeiterbewegung verschmelzen. Übrigens wird sie auch ohne unser Zutun über kurz oder lang von selbst aus den engen akademischen Grenzen durch die Regierung hinausgedrängt werden und auf das politische Gebiet übergehen, und die Maßregeln gegen die Studenten werden uns neue Agitatoren bringen. Vor allem aber ist es notwendig, daß wir die Arbeiter über ihre Rechtlosigkeit, über den politischen Druck und die Notwendigkeit, Wandel zu schaffen, aufklären. Was nützen uns alle die ökonomischen Streiks und die Vorlesungen über die ökonomische Lage der Arbeiter in Westeuropa, wenn wir die Arbeiter nicht aufklären, wie wichtig, wie notwendig die politische Freiheit dazu ist? — Übrigens, warum ereifere ich mich? Die Geschichte wird schon lehren, daß ich recht habe, denn glaubt mir, Kameraden, die Arbeiter werden aus ihrer Mitte selbst politische Agitatoren hervorbringen, die uns über den Kopf wachsen, und Ihr werdet hinter der Bewegung zurückbleiben."

„Erlauben Sie," erwiderte Kretschmann, „Sie befinden sich im Irrtum, wenn Sie meinen, daß wir uns bloß mit der ökonomischen Aufklärung der Arbeiter befassen. Selbstverständlich sprechen wir oft davon und beweisen ihnen an Tatsachen, wie nötig die politische Freiheit ist. Sie sind aber offenbar einer der Optimisten, die glauben, daß die politische Freiheit des russischen Volkes schon bald kommen werde. Indessen die Geschichte macht keine Sprünge, und wir müssen warten, bis die Zeit gekommen ist. Doch hält

uns das nicht ab, genau dasselbe, was Sie fordern, zu treiben, nur daß wir das noch nicht so in den Vordergrund stellen. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: bleiben Sie hier. Ich habe Ihnen schon angeboten, Ihnen eine Stelle zu verschaffen. Hier ist ein großes Wirkungsfeld, und eine Kraft wie Sie brauchen wir. Ihr Feuer und Ihre Energie werden hier besser wirken, als wenn Sie von Ort zu Ort wandern, wie Sie es jetzt tun."

„Ich reise gar nicht von Ort zu Ort," antwortete ich gereizt. „Ich wohne schon seit langem in einer und derselben Stadt und habe dort auch meine Tätigkeit."

„Daß Sie tätig sind, bezweifelte ich nicht," sagte Kretschmann. „Ich wußte nur nicht, daß Sie einen ständigen Wohnort haben. Es wäre ja von großem Interesse für uns, wenn Sie uns erzählten, wie Sie und Ihre Kameraden dort die Propaganda und die Agitation treiben." Ich lehnte das für diesen Abend ab, versprach aber, demnächst in einer der Arbeiterversammlungen darüber zu reden.

Auf dem Rückwege fragte mich mein Freund: „Was hast du eigentlich gegen Kretschmann? Du bist zu mißtrauisch gegen ihn. Ich habe dich noch nie so geheimnisvoll und mißtrauisch gesehen! Er ist ein tüchtiger Arbeiter, hat hier sehr viel geleistet, und du hast keinen Grund, an ihm zu zweifeln."

„Das tue ich auch gar nicht," erwiderte ich. „Ich kenne aber den Menschen noch nicht gut genug und werde doch nicht dem ersten besten Sachen erzählen, an denen ich nicht allein beteiligt bin."

An einem der nächsten Tage traf ich eine kürzlich angekommene alte Bekannte, eine Freundin Andreeffs. Sie war sehr erstaunt, mich hier allein zu finden. Wir sprachen über dieses und jenes und kamen auch auf Kretschmann. „Was haben Sie für einen Eindruck von ihm?" fragte mich Frau Sophie.

„Er scheint ein ganz tüchtiger Arbeiter zu sein," ant-

wortete ich, „aber großes Vertrauen habe ich nicht zu ihm. Ich weiß nicht warum."

„Haben Sie schon etwas von ihm gehört?" fragte sie weiter.

„Ich erinnere mich dunkel, daß Petroff früher einmal von einem Manne gesprochen hat, der in Odessa tätig sei, und den man im Verdacht habe, in Polizeidiensten zu stehen. Ob es nun Kretschmann ist oder jemand anders, bei Gott! — das weiß ich nicht."

„Ich habe auch ein Mißtrauen, und ein mehr begründetes, gegen ihn," sagte Sophie. „Er hat schon zweimal eine sonderbare Rolle gespielt. — Obwohl Sie mir gegenüber Geheimnisse hegen und mir nicht gesagt haben, warum Sie hier sind, will ich Ihnen doch sagen, warum ich hier bin. Sie haben gehört, daß vor vier Monaten viele Verhaftungen vorgenommen worden sind. Unter anderen sind auch meine Schwester und ihr Mann verhaftet worden. Ich habe erst vor kurzem Nachricht erhalten, daß sie im Gefängnis sitzen, und bin hierher geeilt, um eine Unterredung mit ihnen zu erwirken. Vielleicht gelingt es mir. Vorläufig habe ich aber etwas sehr Interessantes erfahren! Bei der Verhaftung meiner Schwester spielt nämlich Kretschmann eine Rolle. Er ist gleichzeitig mit allen anderen verhaftet worden, saß aber bloß zwei oder drei Tage im Gefängnis. Das wäre ja an sich nicht so merkwürdig, sonderbar ist es nur, daß es mit ihm schon zum zweiten Male so geht. Hier in der Stadt lebt ein kleines Fräulein, das uns stets geholfen hat; sie ist keine Revolutionärin, — sie sympathisiert nur mit uns; von der habe ich noch andere merkwürdige Geschichten gehört, die vollkommen glaubwürdig sind. Als Kretschmann zum zweiten Male mit den anderen verhaftet wurde, wußte außer den Verhafteten bloß eine Studentin, wo die Koffer mit der verbotenen Literatur versteckt waren. Wie ich schon gesagt habe, wurde Kretschmann nach zwei Tagen entlassen. Er

suchte die Studentin auf, überbrachte ihr einen Gruß von den Verhafteten und sagte, man solle sehr vorsichtig sein, denn die Polizei hätte offenbar eine Ahnung, wo die Koffer steckten. Wäre es nicht besser, meinte er, wenn Sie und ich die Broschüren und Bücher wo anders hinbrächten? Die Studentin hatte keinen Grund, ihm gegenüber mißtrauisch zu sein, und fuhr am Abend mit Kretschmann in die Wohnung, wo die Sachen versteckt waren. Er soll dann geäußert haben, ein paar Tage könnten die Sachen noch ganz ruhig dort liegen, er werde schon ein sicheres Versteck finden, wohin wir sie dann bringen könnten. — In derselben Nacht aber wurden die Studentin und die Besitzerin der Wohnung, wo die Sachen aufbewahrt waren, verhaftet! — Ist das nicht sonderbar?"

„Das ist allerdings merkwürdig. Nur verstehe ich dann das Vertrauen nicht, das ihm unsere sonst so vorsichtigen Freunde entgegenbringen," bemerkte ich.

„Wenn Kretschmann zur Geheimpolizei gehört, was wir ja noch nicht genau wissen," sagte Sophie, „so ist er ein äußerst gefährlicher Agent provocateur, denn er hat eine sehr gute Bildung, redet glänzend und treibt eine außerordentlich geschickte Propaganda unter den Arbeitern; das blendet unsere Freunde, denn wir rechnen ja meistens mit ganz einfachen, ungebildeten Geheimpolizisten."

Ich war sehr aufgeregt über das Gehörte und beschloß, am nächsten Tage Odessa zu verlassen, nachdem ich Sophie gebeten hatte, mir über Kretschmann weitere Mitteilungen zukommen zu lassen.

In Belaja Zerkov angekommen, verkaufte ich nach und nach meine Sachen und erklärte meinen Freunden, daß ich eine Stelle im Moskauschen Semstwo erhalten hätte und bald übersiedeln müsse. Ich konnte aber doch nicht früher als nach zehn Tagen abreisen.

Auf dem Wege zu Anna Michailowna und Abramoff besuchte ich einen Bekannten, der mir als Deckadresse diente.

Bei ihm lag schon ein Brief von Sophie. Sie war mit Mühe und Not einer Verhaftung entgangen. Gleich nach meiner Abreise aus Odessa war der ganze Kreis, mit Kretschmann an der Spitze, verhaftet worden. Nach ein paar Tagen aber war dieser wieder in Freiheit gesetzt worden. Nun war kein Zweifel mehr, daß er ein Agent provocateur war und mein Mißtrauen sich rechtfertigte.

Solche Leute mit guter Schulbildung, die sogar die Arbeiterfrage in Westeuropa genau studiert haben, trifft man oft als Agent provocateur; sie kommen in eine Stadt und suchen Verbindungen mit Revolutionären anzuknüpfen, oder sie gründen auch unter dem Schutze der Polizei einen geheimen Arbeiterverein, halten dort Vorträge und treiben scheinbar eifrig Propaganda. Sehr bald finden sich Revolutionäre ein, die auch Anteil an der Arbeit nehmen, und eines schönen Tages ist der Verein verhaftet, — der Gründer wird bald wieder freigelassen und nimmt seine schändliche Tätigkeit wieder auf.

XI

Anna Michailowna und Abramoff hatten sich in einer Stadt niedergelassen, in der sehr schnell eine Industrie aufgeblüht war. Mehrere große Fabriken waren dort errichtet worden, mit tausenden von Arbeitern. Alles trug schon das Gepräge einer Fabrikstadt.

Anna Michailowna übte ihre Praxis als Hebamme aus und hatte viel Zuspruch. Abramoff arbeitete an Artikeln, die in einer Zeitschrift erscheinen sollten. Sie behandelten die theoretischen Grundlagen unserer geheimen Arbeit und mußten wie alle Artikel in Rußland, die die Politik streiften oder soziologische Probleme berührten, so geschrieben werden, daß das meiste zwischen den Zeilen herausgelesen werden mußte.

Gleich nach meiner Ankunft sagte Anna Michailowna zu mir:

„Vorläufig läßt sichs hier sehr gut arbeiten. Polizei ist nicht viel da, und Spione gibt es, glaube ich, gar nicht. Wie steht es mit Ihren Finanzen? Können Sie ohne Beschäftigung auskommen? Denn bloß zum Schein irgend eine Stelle bekleiden, brauchen Sie hier nicht. Sie können auch so ungehindert leben!"

Ich erklärte ihr, daß, trotzdem ich doch nebenbei verdient und ziemlich sparsam gewirtschaftet hätte, mein kleines Kapital stark zusammengeschmolzen sei und ich mich nach einem Verdienst umsehen müsse. Darauf meinte sie:

„Arbeiten Sie vorläufig mit Abramoff zusammen", „Er hat eben den Auftrag erhalten, ein englisches Werk ins Russische zu übersetzen; das können Sie beide zusammen machen, und der Verdienst ist nicht schlecht."

Ich hatte mich ganz in der Nähe meiner Freunde einlogiert und erhielt von Abramoff zur Probe ein paar Druckbogen zum Übersetzen. Mein Freund war zufrieden, und nun machte ich mich mit großem Eifer an die Arbeit. Unser kleiner Kreis hatte noch an Andreeffs Bruder ein neues Mitglied erhalten. Wir waren also fünf Menschen, das Ehepaar Abramoff, Andreeff, sein Bruder, und ich.

Der Verdienst von Anna Michailowna war nicht besonders groß, das Honorar für die Übersetzung und andere Arbeiten erhielt Abramoff nicht regelmäßig, und da Andreeff nichts verdiente, so stellte ich mein bares Geld unserer Kolonie zur Verfügung. Wir lebten ganz kommunistisch; Mittag- und Abendbrot aßen wir zusammen, und es gab Zeiten, wo auch Wäsche, Stiefeln und Kleidung gemeinsames Gut wurden. Nach dem Abendessen wurden lange theoretische Gespräche geführt, wie wir uns hier am besten betätigen könnten. Wir hatten unter den Arbeitern schon Anhänger gefunden, und es war nur eine Frage der Zeit, wann wir geheime Vorträge halten könnten.

Wir waren ungefähr drei Monate hier. Andreeff und sein Bruder hatten Stellungen als Zeichner in einer Ma-

schinenfabrik erhalten. Durch unsere Freunde unter den Arbeitern bekamen wir Nachricht, daß in ihrem Kreise Unzufriedenheit herrschte. Jetzt hieß es also für uns, auszuhalten, denn unsere Hilfe und unsere Arbeit konnte bei einem ausbrechenden Streik von großem Nutzen sein.

Fast jeden Abend wurden wir von Arbeitern aufgesucht und um Rat gefragt. Eines Tages hörten wir, daß der Arbeiter Maximoff angekommen sei und eine Anstellung in der Maschinenfabrik, wo Andreeff und sein Bruder beschäftigt waren, erhalten habe. Maximoff hatte vor vier Wochen einen großen Streik in der Stadt Alexandrowsk geleitet. Er war ein tüchtiger Agitator und sehr beliebt unter seinen Kameraden. Hier hatte er auch frühere Bekannte gefunden und sofort Fühlung mit den übrigen Arbeitern genommen.

Die Unzufriedenheit unter den Arbeitern wuchs. Wir waren in ständiger Verbindung mit den Führern und erfuhren von ihnen, daß es Maximoff gelungen sei, eine Streikkasse zu begründen. „Jetzt geht es bald los!" sagte Anna Michailowna. „Wahrscheinlich wird Maximoff auch uns sehr bald um Hilfe bitten."

Wir hatten ihn bisher nicht gesehen; vorsichtshalber hatte er uns noch nicht aufgesucht. Wir waren aber über die Forderungen der Arbeiter orientiert, hatten auch schon einen Aufruf verfaßt. Eines Abends endlich erschien Maximoff in Begleitung eines Bekannten zu einer Beratung. Er und seine Kameraden hatten so vorsichtig gehandelt, daß die Fabrikverwaltungen noch keine Ahnung von dem bevorstehenden Streik hatten. Sie wußten, daß Unzufriedenheit unter den Arbeitern herrschte, hielten sie aber nicht für gefährlich.

Auf Maximoffs und Anna Michailownas Vorschlag wurde beschlossen, während des Streiks bei uns eine kleine Druckerei einzurichten. Ich reiste sofort mit einer Empfehlung zu einem Freunde Maximoffs, um das Nötige zu beschaffen. Dies gelang mir aber nicht, da die Stadt, wo

Maximoffs Freund wohnte, von Geheimpolizisten geradezu wimmelte. Wir mußten uns daher mit hektographischer Vervielfältigung der Aufrufe begnügen.

Der Streik brach ganz plötzlich aus. Die zwei großen Fabriken standen still. In der Nacht hatten wir noch ununterbrochen Aufrufe gedruckt. Die Forderungen der Arbeiter waren sehr kurz formuliert: Bessere Behandlung, Erhöhung des Lohnes, Kürzung der Arbeitszeit, die obligatorischen Überstunden sollten fortfallen oder besser bezahlt werden. Die ärztliche Hilfe mußte besser und bequemer organisiert und genügende Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung von Unglücksfällen getroffen werden.

Andreeff und ich eilten am nächsten Morgen, nach getaner Arbeit, hinaus auf die Straße, um zu sehen, wie die Proklamationen wirkten. Die Straße war überfüllt von Arbeitern, die in kleinen Haufen standen und über ihre Lage berieten. Wir trafen Maximoff, und alle drei eilten wir zu der großen Maschinenfabrik Guseff. Vor dem Tore der Fabrik hatte sich eine große Menge versammelt. Wir wurden von einigen Arbeitern erkannt und aufs lebhafteste begrüßt. Maximoff eilte von einem zum andern, wechselte mit ihnen ein paar Worte und bat sie, ruhig abzuwarten, was die Fabrikverwaltung bewilligen werde, vor allem keine Ausschreitungen zu begehen.

Es war ein Komitee gebildet worden, das die Forderungen der Arbeiter dem Direktor überreichen sollte. Maximoff war auch unter den Gewählten. Sehr bald kehrten Maximoff und seine Kameraden zurück.

„Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?" wurden sie von allen Seiten gefragt.

„Der Direktor wollte nicht mit uns sprechen, nannte uns Aufrührer und sagte, er würde uns empfangen, wenn die Kosaken hier wären." —

„Schau mal, wie wichtig er sich macht!" sagte jemand.

„Wir sind doch keine Leibeigenen!" meinte ein anderer.

Maximoff aber rief der Menge laut zu:

„Kameraden, haltet zusammen! Wir werden siegen, — wir sind in unserem Recht! Verhaltet euch ruhig. Die Polizei soll nicht sagen, daß sie gezwungen gewesen sei, gegen euch loszugehen, weil ihr sie dazu herausgefordert habet. Wir verfechten eine gerechte Sache. Geht jetzt ruhig nach Hause und versammelt euch später in kleinen Trupps bei Bekannten."

Die Menge zerstreute sich, — und vor den Toren der Fabrik blieben nur der Wächter und zwei Schutzleute, die den ganzen Vorgängen ruhig zugesehn hatten.

Als wir auf dem Rückwege waren, jagte der Polizeichef an uns vorüber, ein paar Schutzleute liefen eilig in der Richtung zur Fabrik, und Maximoff bemerkte zu uns: „Sie kommen zu spät! — Und was wollen Sie auch machen?" Andreeff fragte ihn: „Wann können die Kosaken hier sein?" „Ja, das kann kein Mensch wissen!" erwiderte Maximoff. „Wir müssen jetzt Versammlungen abhalten und die Arbeiter über ihre Rechte aufklären. Wir haben einen schweren Stand, weil der größte Teil der hiesigen nur Gelegenheitsarbeiter sind. Es sind Bauern. Vermutlich kommt es zu Ausschreitungen. In Alexandrowsk, wo ich den Streik leitete, ging es ausgezeichnet, — so ruhig, so still, wie es bei den organisierten Arbeitern in Westeuropa zugeht."

Nach Hause zurückgekehrt, trafen wir alle unsere Freunde in reger Tätigkeit. Es wurden weitere Aufrufe gedruckt, worin den Arbeitern gesagt wurde, daß sie zu einer einzigen großen Familie gehörten. Sie sollten und müßten solidarisch vorgehen. Die große Bedeutung des ökonomischen Streiks auch für die politische Lage der Arbeiter wurde hervorgehoben. Der Aufruf war kurz und prägnant gehalten. Wir beteiligten uns auch an der Arbeit, und in sehr kurzer Zeit waren mehrere Tausend Exemplare hergestellt. Unter den Aufrufen stand: „Das Komitee der russischen sozialdemokratischen Partei." —

Nun gingen wir auf die Straße hinaus. Fast an allen Ecken standen Arbeiter. Wir eilten an ihnen vorüber. Maximoff rief ihnen zu: „Versammelt euch auf dem Marktplatz!"

Diese Aufforderung hatte er wahrscheinlich schon an die Leute richten lassen, denn als wir auf dem Marktplatz ankamen, stand schon eine tausendköpfige Menge da. An drei oder vier verschiedenen Stellen sprachen Redner. Anna Michailowna und ich standen in der Nähe von Maximoff und hörten, was er zu den Arbeitern sagte. Irgendwo war ein Tisch herbeigeschafft worden, Maximoff war hinaufgestiegen und erzählte nun den Arbeitern, wie rechtlos ihre Lage sei, wie schwer sie es im Kampfe ums Dasein hätten.

„Wir verlangen, daß ihr auch so viel Zeit habt, um am allgemeinen Wissen teilzunehmen. Eure Arbeitszeit soll kürzer werden und der Lohn besser, damit ihr die Möglichkeit habt, zu lernen und zu lesen und euch zu bilden. Ihr selbst habt oft zu meinem Freunde gesagt, Wissen sei Macht. — Seid solidarisch! — Denkt daran, daß jeder von euch für den andern einstehen muß! — Durch einmütiges Vorgehen wird es euch gelingen, eine Besserung eurer Lage zu erzwingen. Fürchtet euch nicht vor der Polizei und den Kosaken! Haltet euch ruhig zu Hause, und sie können euch nichts tun. — Das Komitee, das ihr gewählt habt, wird mit dem Direktor weiter verhandeln und wird eure Interessen wahrnehmen. Wir kämpfen hier um unser gutes Recht, und unsere Kameraden in anderen Städten werden von unserem Kampfe erfahren und wissen, daß ihr ebenfalls für die große Sache kämpft: für die Befreiung des Arbeiters von den schrecklichen Fesseln. — Es lebe die russische Arbeiterpartei!!"

Kaum hatte er geendet, so sprang zu meiner Überraschung Anna Michailowna auf den Tisch und erzählte in flammenden Worten der Menge, wie ihre Brüder im Aus-

lande gekämpft, was sie erlitten und was sie erreicht hätten.

„Unsere Brüder, die Arbeiter in anderen Ländern, haben schon das, was euch noch fehlt: die politische Freiheit. Unter unzähligen Opfern haben sie es errungen, daß die Vertreter ihrer Interessen an der Gesetzgebung teilnehmen. Auch dort ist noch vieles zu tun, aber eure Brüder haben einen leichteren Weg. Ihr, Kameraden, müßt noch schwer kämpfen, viele Opfer müssen gebracht werden, aber es kommt eine Zeit, wo die russischen Arbeiter sich so frei wie ihre Brüder in Europa versammeln dürfen und keine Polizei es wagen wird, einen zu verhaften, weil er die Interessen der Arbeiter vertritt. Wir werden auch Vertreter ins Parlament senden, die für das Wohl der Arbeiter sorgen werden. Das ist aber nur die erste Stufe, Brüder. Wir müssen weiterkämpfen. — In dem heutigen Kampfe werdet ihr die Macht der Solidarität kennen lernen, ihr werdet erkennen, daß ihr selbst eure Interessen wahren müßt. Vergesset nicht, Brüder, daß ihr nicht bloß für euch, sondern auch für eure Kinder kämpft! — Die Kunde eures Siegs, wenn er auch noch so klein ist, wird wie ein Donner über unser großes Rußland hallen und in jedem Arbeiter das Bewußtsein wachrufen: Dort wurde für uns gekämpft! Dort haben die Arbeiter sich als Kameraden gezeigt. Es lebe die internationale Sozialdemokratie!!" — —

Es war lautlos still. — Ich hatte Anna Michailowna noch nie als Rednerin gesehen. Ihr großer Glaube an die Arbeitersache, ihr Feuer hatten ihr ganzes Aussehen verwandelt. Die blauen Augen, die sonst so freundlich lachen konnten, waren jetzt tiefschwarz und sprühten Feuer. Ihr Gesicht war ganz bleich; ein entschlossener Zug lag um ihren Mund.

Stillschweigend drückte ich ihr die Hand. Sie war eiskalt. Die Menge stand noch unbeweglich da. Man hörte

von weitem, wie am andern Ende des Marktplatzes ein Redner noch weiter sprach. Maximoff wandte sich an die Arbeiter und sagte:

„Geht jetzt nach Hause, Brüder. Verhaltet euch ruhig. Laßt euch nicht von der Polizei herausfordern. Denkt daran, was ich und unser Kamerad euch jetzt eben gesagt habe!"

Langsam ging die Menge auseinander und zerstreute sich in den Straßen.

Als wir zu Hause angekommen waren, fing es schon an zu dunkeln. Stillschweigend saßen wir da; ringsum lagen zerrissene Aufrufe, — alles deutete noch darauf hin, daß hier fieberhaft gearbeitet worden war. Es wurde Licht gemacht, jemand hatte für Tee gesorgt, hin und wieder fielen kurze Bemerkungen, endlich erwachte Anna Michailowna wie aus einem Traume und sagte zu uns: „Wollen wir hier nicht aufräumen? — Arbeiten werden wir später doch müssen, da brauchen wir die Hektographen nicht zu vernichten."

Maximoff meinte, wir müßten jeden Tag, vielleicht sogar ein paarmal am Tage, Bulletins ausgeben und Aufrufe verteilen.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, ein Freund von Maximoff stürzte herein und sagte: „Ein betrunkener Haufen plündert den Branntweinladen. Kommt schnell! Wir müssen unseren Freunden helfen, die Menge zu beruhigen".

Anna Michailowna wollte mit, wir überredeten sie aber, zu Hause zu bleiben, Abramoff sollte ihr Gesellschaft leisten. Die nächtliche Arbeit, die Rede auf dem Marktplatz hatten sie doch allzu sehr angestrengt. Andreeff, sein Bruder und ich stürzten hinaus. Aber der Branntweinladen war schon zerstört, und die Menge zog langsam weiter. Man hörte, wie sie gröhlten und durcheinanderschrien. Maximoff rief uns zu: „Schnell zu den anderen Branntweinläden! Dorthin gehen sie wahrscheinlich."

Durch eine Seitengasse liefen wir hin und kamen ein paar Minuten früher an als die Menge. Der Laden war geschlossen. Maximoff und Andreeff liefen in den Hof, um dort durch einen Hintergang hineinzukommen. Andreeffs Bruder und ich blieben vor dem Laden stehen. Die Menge war ganz nahe. An ihrer Spitze bemerkten wir einige unserer Kameraden. Wie es schien, überredeten sie die Leute, sich ruhig zu verhalten. Bald waren wir umzingelt und Stimmen schrien: „Schlagt doch die Tür ein!"

Ein Mann mit einem Bolzen in der Hand drängte sich durch und versetzte der Tür einen Stoß. Die Tür gab nicht nach. Ich versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Wozu willst du das tun? Du schadest nur unserer gemeinsamen Sache. Es wird heißen, daß die Arbeiter sich betrunken und geplündert haben, und dieser Vorwurf fällt zurück auf eure Brüder."

„Wir haben jetzt Feiertag, uns gehört alles! Wir wollen Schnaps haben," brüllte der Kerl.

Plötzlich erschien Maximoff, flüsterte Andreeffs Bruder etwas zu und wandte sich an die Menge: „Halt Brüder. Hört mich! Was wollt ihr tun? Ihr seid doch keine Räuber! Fremdes Gut wollt ihr stehlen? Branntwein ist Gift! — Ihr sollt nicht trinken, ihr sollt die heilige Sache nicht besudeln! Geht ruhig nach Hause. Denkt an eure Kameraden."

„Ach, was sollen wir ihn hören", ertönte eine Stimme. „Alexei, hau los auf die Tür! Wir helfen dir, sie wird schon nachgeben."

Einige stürzten sich auf die Tür, andere versuchten die Fensterläden loszureißen. Wir standen machtlos da. — Maximoff flüsterte mir zu:

„Wir haben alle Flaschen zertrümmert, die ganze Bude schwimmt in Spiritus und Branntwein. Sie können sich so wenigstens nicht betrinken."

Die Tür gab nach, — ein Dutzend Menschen stürzten

hinein. Irgendwoher wurde eine Laterne gereicht, denn in dem Laden war alles dunkel.

„Dieser verfluchte Hund von Verkäufer! Er hat alle Flaschen zerschlagen, keine einzige ist mehr da!" rief ein Mann der Menge zu. „Gebt einen Eimer her. Auf dem Boden fließt der Branntwein, — wir wollen versuchen, ihn aufzuschöpfen."

Ein widerwärtiger Anblick. Viele lagen auf den Knien und schlürften den Branntwein auf.

Maximoff sagte leise zu mir: „Wenn ich nicht irre, gibt es in der Stadt drei Läden für Einzelverkauf. Wir wollen schnell zu dem dritten Laden eilen, ehe die Leute sich auf ihn besinnen. Das Depot können wir nicht unschädlich machen, da muß die Akziseverwaltung für sich selbst sorgen."

Wir drängten uns durch die Menge durch und liefen die Straßen hinunter.

„Sonderbar, daß die Polizei nicht zu sehen ist", sagte Andreeff. „Wahrscheinlich haben sie alle Schutzleute zum Depot abkommandiert".

Als wir bei dem dritten Laden ankamen, war noch niemand da. Die Tür und die Fensterläden waren dicht verschlossen; durch einen Spalt konnte man aber Licht sehen. Maximoff sagte: „Kinder, wir müssen von der Hintertür in den Laden eindringen".

Auf unser Klopfen öffnete uns eine Frau, wir stießen sie zur Seite, gingen durch ein Wohnzimmer und kamen durch einen Korridor in den Laden. Der Verkäufer stand an der Kasse und wollte, wie es schien, das Geld retten.

„Ah, ihr seid schon da!" rief er uns zu. Wahrscheinlich hatte er von der Plünderung der anderen Läden schon gehört.

„Na, mit mir könnt ihr nicht so scherzen!" Und er stürzte sich auf Maximoff. Andreeff packte ihn von hinten, warf ihn zu Boden und rief ihm zu:

„Dummer Kerl, wir kommen nicht, um zu rauben. Wir wollen nicht, daß die Menge sich besäuft, und darum wollen wir alle Flaschen zerschlagen, damit sie keinen Branntwein erhalten“.

„Das ist Staatsgut, und ich darf nicht erlauben, daß ihr es vernichtet. Um es zu schützen, ist die Polizei da und nicht hergelaufene Menschen“.

Andreeff rief Maximoff zu: „Geben Sie mir einen Strick! Ich will den Kerl binden, und wir tragen ihn dann ins andere Zimmer. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren!“

„Hier!“ rief er der Frau zu, die in der Tür stand, „nehmen Sie die Kasse“. —

Beim Scheine der Lampe vollbrachten wir unser Werk. Hunderte von Flaschen lagen in Scherben da, und von den Wandbrettern strömte der Branntwein auf die Diele. Maximoff schaute sich um.

„Haben wir auch alle Flaschen zerschlagen? — wenn auch noch ein paar da sind, die werden sie schon nicht so schnell finden“.

Ein furchtbarer Geruch füllte das Zimmer und betäubte uns fast. Wir löschten das Licht aus, schlossen die Tür und gingen durch den Korridor ins Wohnzimmer, wo der Verkäufer gebunden unter Bewachung von Andreeffs Bruder lag. „Hundepack!“ schrie er. „Was habt ihr getan?“ Maximoff rief ihm zu: „Halt dein Maul! Du verstehst von der ganzen Sache nichts. Wir haben dir vielleicht dein Leben gerettet“.

Auf der Straße hörten wir schon von weitem betrunkene Stimmen und beschlossen, auf die Menge hier zu warten. In kleinen Trupps, johlend, schreiend, kamen sie an. „Ah da sind auch ein paar, die sich umsonst einen Rausch antrinken wollen! Hurra, Brüder!“ riefen uns einige zu. Maximoff sagte leise zu mir: „Es ist vergeblich, jetzt auf sie einzureden“.

Wir warteten ab, bis die Menge die Tür eingerannt hatte. Wieder hörten wir, wie sie enttäuscht waren. Man vernahm hier und da den Vorschlag, den Verkäufer tüchtig zu verprügeln, aber er fand keinen Anklang.

Es wiederholten sich die gräßlichsten Szenen. Wie Tiere wälzten die Menschen sich auf dem Boden und schlürften den Branntwein. Die Menge war auf mehrere Hunderte angeschwollen.

„Wir wollen gehen", sagte Maximoff.

Wir waren alle sehr traurig gestimmt, obwohl jeder von uns wußte, daß es bei einem Streik von Arbeitern, die nicht genügend organisiert sind, zu Exzessen und Ausschreitungen kommen mußte. Unverdrossen weiterarbeiten, — das ist das einzige; es wird schon eine Zeit kommen, wo diese wilden Elemente verschwinden.

„Hallo! Kinder!" erklang eine starke Stimme, „Branntwein bekommen wir nicht, in dem Depot können wir nichts ausrichten, da schießen die verfluchten Kerle auf uns. Gehen wir doch in die Bergstraße, wo die Freudenhäuser sind! Befreien wir die armen Frauenzimmer!"

Johlend, kreischend zog die Menge weiter; nur ein paar eifrige Trinker waren zurückgeblieben. Wir konnten nichts mehr ausrichten und gingen still nach Hause. Nur Maximoffs Freund folgte der Menge.

In unserer Wohnung angekommen, erzählten wir Abramoff die Vorgänge und beschlossen, sofort einen Aufruf an die Arbeiter zu erlassen, in dem wir die Fortgeschrittenen unter ihnen im Namen der Kameradschaftlichkeit eindringlich baten, die unruhigen Elemente von Ausschreitungen zurückzuhalten. Jeder Verstoß, jede Ausschreitung schade unserer großen Sache.

In einem zweiten Aufruf wurden von neuem die wirtschaftlichen Forderungen der Arbeiter formuliert. — Auch diese Nacht arbeiteten wir durch. Ganz früh am Morgen erschienen Maximoffs Kameraden und holten die

Aufrufe zur Verteilung ab. Von ihnen erfuhren wir, daß die betrunkene Menge viele von den Freudenhäusern vollkommen zerstört, Betten, Möbelstücke zum Fenster hinausgeschleudert, Sachen demoliert und den Mädchen erklärt hätte, sie seien nun frei. —

Erschöpft von der angestrengten Arbeit setzten wir uns eine Weile nieder. Schlafen konnten wir nicht.

Plötzlich hörten wir ein Klopfen an der Tür; es war ein Kamerad, der kurz vorher die Aufrufe abgeholt hatte.

„Die Kosaken sind da“, rief er, „und eine Unmenge von Geheimpolizisten ist angekommen. Ihr müßt euch verstecken“.

Wir weckten die anderen, verließen die Wohnung, gingen durch Seitengassen und wurden von den Kameraden bei bekannten Arbeitern untergebracht. Maximoff war zu den Arbeitern gegangen, Andreeff war auch fort, bloß Abramoff und ich waren noch auf Drängen von Maximoff zurückgeblieben. Wir hatten das Versprechen erhalten, daß wir im Notfalle geholt würden. — Alle Augenblicke kamen Abgesandte von Maximoff oder den anderen Führern und meldeten uns, was vorging.

Ich hielt es nicht länger aus, hier im ruhigen Versteck zu sitzen, während sich meine Kameraden auf dem Marktplatze versammelten. Ich bat Anna Michailowna, sich zu schonen und auf mich zu warten.

Die Straßen waren leer. Das Erscheinen der Kosaken hatte den Bewohnern Schrecken eingejagt; niemand traute sich aus dem Hause, nur ab und zu traf ich ein paar Arbeiter, die irgendwohin eilten.

Ich ging an der Fabrik vorbei. Vor den Toren und hinten im Hofe standen die Kosaken, die Pferde waren an den Zäunen angebunden. Auf dem Marktplatz hatte sich eine große Menge angesammelt. Hier und da vernahm man betrunkene Stimmen, sonst aber war es ziemlich ruhig. Die Arbeiter standen in Gruppen und sprachen mit-

einander. In einer der Gruppen bemerkte ich Maximoff und trat an ihn heran.

„Das Komitee will einige Deputierte zu dem Direktor schicken," sagte er.

„Wozu noch einmal in Verhandlungen mit dem Direktor treten?" erwiderte ich. „Er hat doch gestern klar und deutlich gesagt, daß er mit Aufrührern nichts zu tun haben will. Wartet doch ruhig ab, bis er zu euch kommt".

„Das habe ich auch vorgeschlagen", sagte Maximoff, „aber viele wollen es nicht".

„Das Komitee besteht aus gewählten Männern", erwiderte ich, „und die Arbeiter müssen einsehen, daß diese ihre Interessen am besten vertreten werden".

Da kamen zwei kleine Trupps Kosaken herangeritten und durchkreuzten den Marktplatz. Die Menge zerstob nach allen Seiten, und die Kosaken bogen in eine Seitenstraße ein.

„Wir wollen abwarten, was die Direktion beschließt", sagte Maximoff zu seinen Kameraden. „Und vor allem laßt uns auseinandergehen, das ist das beste. Geht nach Hause, Kinder." —

Auf Umwegen kehrte ich allein zu Abramoff zurück. Gegen Abend erschien Maximoff und bat uns abzureisen.

„Der Streik geht seinen Gang. — In dieser Nacht werden wahrscheinlich viele Verhaftungen vorgenommen werden. Wozu unnütze Opfer? — Ich bleibe hier und werde versuchen, bis zum Ende auszuharren, Sie sollen aber fort! Meine Vertrauten haben gemeldet, daß Ihre frühere Wohnung streng bewacht wird, man ist Ihnen auf der Spur".

Wir sahen selbst ein, daß es nutzlos sei, länger zu bleiben, und beschlossen abzureisen.

„Wo ist Andreeff?" fragten wir Maximoff.

„Das weiß ich nicht. Ich dachte, er sei hier, — aber auf ihn könnt Ihr nicht warten, Ihr müßt fort! Er wird

sich schon selbst zu helfen wissen. Sein Bruder ist ja auch nicht da. Wenn ich die beiden treffe, werde ich sie auch fortschicken".

Wir gaben Maximoff eine Adresse, unter der er uns schreiben sollte. — Ein Arbeiter führte uns zur Eisenbahn und brachte uns unweit der Station bei einem Verwandten unter. Nach einer Weile kehrte er zurück und sagte:

„Kommt! Alles ist fertig. Ich habe einen guten Freund, der als Schaffner dient; er wird Euch mit einem Güterzug zu einem Knotenpunkt bringen, und wie Ihr von dort weiter kommt, wißt Ihr ja selbst".

Der Güterzug stand auf einem Nebengeleise. Der Schaffner sperrte uns in einen leeren Wagen ein. — Es dauerte noch lange Zeit. Der Zug wurde rangiert. Wir saßen im Dunkel. Endlich pfiff die Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Auf einer der Zwischenstationen wurde die Tür unseres Wagens von der andern Seite geöffnet, und bei der Blendlaterne, die der Schaffner an der Brust trug, sahen wir, wie er uns ein großes Stück Brot und einen Krug Milch hineinschob.

„Ihr habt wahrscheinlich nichts gegessen. Teilt es christlich. Bald sind wir da".

Die Tür wurde zugemacht, und während der Fahrt zündeten wir abwechselnd Streichhölzer an und aßen. Unsere Stimmung war nicht gerade gedrückt. Abramoff machte sogar Scherze. Anna Michailowna lachte und sagte: „Kinder, es bleibt uns nichts andres übrig, als zu meinem Schwager zu reisen. Dort müssen wir warten, bis wir wieder Geld haben. Ihr seid ja anständig angezogen. Gepäck haben wir ja auch, obwohl es nur aus einer einzigen Reisetasche besteht. Ich muß aber einen Hut haben, denn mit dem Tuch um den Kopf kann ich doch nicht diese weite Reise machen!"

„Wenn wir nur erst wüßten, wie wir weiterkommen

können. — Abramoff, haben Sie Geld? Ich habe etwas über hundert Rubel bei mir.“ Er hatte auch Geld, so daß wir die Reise sehr bequem machen konnten.

Der Zug hielt wieder. Die Tür unseres Wagens wurde aufgemacht. Der Schaffner erschien und sagte: „Steigen Sie aus; ich helfe Ihnen“.

Es war heller Morgen. Wir hatten also fünf Stunden im Wagen zugebracht. „Kommen Sie mit“, sagte der Schaffner. Er führte uns zu einem Schuppen. Hinter allerlei Güterwagen konnten wir die Station nicht sehen. „Warten Sie hier auf mich, ich bin bald wieder da.“

Wir nahmen auf ein paar Balken Platz, schauten uns gegenseitig an und lachten laut auf. „Vieles ist mir passiert, aber wie ein Lasttier bin ich doch noch nicht gereist“, sagte Abramoff.

Wir brauchten nicht lange zu warten. Eilig kam der Schaffner wieder, mit einem kleinen, viereckigen Kasten in der Hand. Wahrscheinlich hatte er seinen Dienst beendet und wollte nun ausruhen. — Er führte uns über den Hof auf die Straße hinaus. Wir begegneten keinem Menschen. Auf der einen Seite der Straße zog sich ein langer Zaun hin, der den Güterbahnhof abschloß. Auf der andern lag eine Reihe kleiner, einstöckiger Häuser. Vor einem Hause blieb der Schaffner stehen und sagte: „Ich führe Sie hier zu meinem Schwager. Dort können Sie sich ein wenig ausruhen und dann weiterreisen“.

Wir gelangten durch den Hausflur in ein geräumiges Zimmer. An einem großen Tisch saßen ein bärtiger Mann mit gutmütigem Ausdruck und zwei Knaben von acht und zehn Jahren.

„Bruder, ich habe dir Gäste gebracht! Nimm sie auf. In Genitschesk haben die Leute die Arbeit niedergelegt, und mit Mühe und Not ist es diesen hier gelungen, zu entfliehen. Du kennst ja unsereinen. Wenn er sich betrinkt,

kennt er keine Grenzen und kann guten Menschen, die ihm nichts getan haben, Schaden zufügen. Unsere Gäste wollen mit dem Passagierzuge weiterreisen".

„Seien Sie mir willkommen! Nehmen Sie Platz. Meine Frau holt gerade Milch und kommt gleich zurück", sagte unser Wirt. „Sie wird Ihnen etwas zu essen geben".

Wir wußten nicht, was unser Kamerad dem Schaffner von uns erzählt hatte, und mußten daher vorsichtig sein, um uns nicht zu verplaudern. Das Gespräch zog sich langsam hin und berührte nur ganz allgemeine Dinge.

Die Frau des Hauses kam bald, begrüßte uns und brachte Tee, Brot und Butter. Während des Essens wurden uns hin und wieder Fragen gestellt, wer wir seien, was wir trieben usw. Ich überließ Anna Michailowna zu antworten. Ich selbst war viel zu müde, um genügend vorsichtig zu sein, und hatte keine Lust, zu lügen. Meine Freundin antwortete ziemlich wahrheitsgetreu, aber erwähnte selbstverständlich nichts von unserer Beteiligung an dem Streik.

„Sie sind wohl Juden?" fragte unser Wirt. „Nein." „Ich dachte bloß, weil Sie geflohen sind, denn es gibt viele schlechte Menschen, die sich an den Juden vergreifen."

Wir wurden dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wir uns ausruhen konnten. Unser Wirt war Bahnmeister und mußte wohl ein leidliches Auskommen haben, wie es nach der Ausstattung schien.

„Wissen Sie, Anna Michailowna", sagte ich, als wir allein waren. „Ich gehe jetzt zur Stadt, besorge Ihnen einen Hut, erkundige mich, wann der Zug geht, und kehre bald zurück. Ich kann es riskieren, mich kennt man nicht so genau."

Sie waren damit einverstanden. Ich verließ sie und eilte in die Stadt. Die Läden wurden gerade geöffnet. Schnell fand ich, was ich suchte, stellte auch fest, daß wir in zwei Stunden reisen könnten, und kam zurück. Ich

traf die ganze Gesellschaft wieder beim Tee an. Der Schaffner, sein Schwager und die Frau hörten stillschweigend den Ausführungen Anna Michailownas zu. Ich vernahm nur das Wort: „Wie schwer es die Armen haben.“

Also auch hier an der Arbeit. Auch hier versucht sie Propaganda zu machen, dachte ich. Mein Erscheinen unterbrach die Unterhaltung. Der Schaffner sagte seufzend: „Ja, ja, unsereiner verdient sein Brot nicht leicht, und die Bezahlung ist auch nicht gut. Sehen Sie, ich habe eine Frau und vier Kinder, muß also sechs Menschen ernähren. Die Familie lebt in der Stadt, und ich bin immer unterwegs. Ich bin sparsam, aber es kostet alles so furchtbar viel. Die Kinder wachsen heran, und man will sie doch in die Schule schicken, damit sie etwas lernen und mehr können, als ihr Vater.“

„Das wäre ja schön“, wandte er sich an Anna Michailowna, „wenn sich erfüllte, was Sie da vorhin gesagt haben: wenn die Schulen umsonst wären, und wenn unsereiner ein besseres Gehalt bekäme.“

„Ja, ja,“ pflichtete auch der Bahnmeister bei, „es ist nicht leicht, zu leben!“

Ich sagte Anna Michailowna, daß wir reisen müßten. Wir verabschiedeten uns und bedankten uns herzlich bei den lieben Leuten. Ich nahm die Reisetasche, und wir trotteten zur Station. „Wohin sollen wir denn zuerst?“ fragte ich. „Wir reisen am besten zu Matwei Iwanowitsch“, sagte Abramoff.

Nach einer Reise von sieben Stunden kamen wir an. Matwei Iwanowitsch Podjarin war im Statistischen Amt angestellt und ein guter Freund von uns. An seine Adresse wollte Maximoff uns weitere Nachrichten senden. Wir waren sehr schnell untergebracht und erzählten unserm Freunde alle Vorgänge der letzten Zeit, worauf er meinte: „Wißt Ihr, es ist doch besser, Ihr bleibt nicht hier. Ich bin nicht mißtrauisch gegen Maximoff, aber er kann jeden

Moment verhaftet werden; sie finden dann meine Adresse bei ihm und suchen Euch hier."

Wir sahen das auch ein und reisten nun zu Anna Michailownas Schwager, der Arzt in einer sehr weit entfernten kleinen Stadt war. Es war eine beschwerliche Fahrt. Vierzig Stunden Eisenbahn, dann mit dem Dampfer einen halben Tag und sechzig Kilometer mit Pferden.

Die Schwester Anna Michailownas freute sich über unsern Besuch sehr, ihr Schwager aber nicht besonders.

„Nun haben wir einen schönen Sommeraufenthalt", sagte Anna Michailowna am nächsten Tage. „Das ist ja keine Stadt, es ist eigentlich nur ein großes Dorf. Hier können wir uns tüchtig erholen."

Über eine Woche verging in vollkommener Untätigkeit. Wir lebten nur unserer Gesundheit, machten große Spaziergänge und lasen fast gar nichts. Wir hatten noch keine Nachricht von Maximoff, und aus den Zeitungen konnten wir auch nichts erfahren, denn da stand kein Wort über den Streik. Wir waren in Unruhe, was wohl aus Andreeff und seinem Bruder geworden sei, und telegraphierten an Matwei Iwanowitsch, er möge doch etwas zu erfahren suchen und uns berichten.

Erst leise, dann aber stärker und stärker regte sich in uns allen das Verlangen, einmal ohne jede Gefahr auszuruhen. Anna Michailowna sagte oft: „Es wäre gut, wenn wir über alles Gras wachsen ließen und ins Ausland reisten; dann könnten wir mit Petroff und seiner Frau eine schöne Zeit verleben, gestärkt wieder zurückkehren und mit neuen Kräften weiter arbeiten."

Ich hatte schon gleich nach unserer Ankunft an meinen Bekannten geschrieben, auf dessen Namen in der Bank der Rest des kleinen Vermögens, die paar hundert Rubel, lagen. Ich sah, wie nervös und abgespannt Abramoffs waren. Mit angegriffener Gesundheit würde aber jede Arbeit nur halb gemacht werden können. — Ich mußte mich freilich

darauf gefaßt machen, zwei bis drei Wochen auf das Geld warten zu müssen. Mein Bekannter war meistens auf Reisen. Bis der Brief ihm nachgeschickt würde, verging eine Zeit, und wenn er auch gerade zu Hause war, so nahm es doch mehrere Tage in Anspruch, nach Moskau zu schreiben und die Bank zu beauftragen, das Geld hierher zu senden. Seit aber Anna Michailowna öfter den Wunsch ausgesprochen hatte, einmal, wenn auch nur kurze Zeit, ganz und gar auszuruhen, und Abramoff drängte, er möge doch seinen Verleger bitten, ihm telegraphisch das Honorar zu überweisen, so depeschierte ich an meinen Bekannten, er möchte mir aus seinen persönlichen Mitteln die Restsumme zusenden.

Es war höchste Zeit, daß wir abreisten. Wir alle litten an Schlaflosigkeit, und unsere Nerven waren stark überreizt.

Eines Tages kam ein eingeschriebener Brief auf den Namen des Arztes für uns an. Wir hofften, es sei das ersehnte Geld, aber es war nur ein Bericht von Matwei Iwanowitsch.

Maximoff sei in der Nacht, in der wir abreisten, verhaftet worden, Andreeff und sein Bruder säßen auch im Gefängnisse, und wir würden überall gesucht. Er riet uns, sobald als möglich unseren Aufenthalt zu wechseln.

„Donnerwetter! Die Kerle haben verflucht gut gearbeitet", meinte Abramoff, „jetzt heißt es schnell handeln. Wir können hier nicht länger bleiben."

Ich eilte auf die Post und sandte an meinen Bekannten eine Eildepesche, schickte auch eine andere Depesche an den Verleger Abramoffs ab. Jeden Tag mußte das Geld eintreffen. Es vergingen aber acht oder zehn Tage, — wir verzehrten uns fast vor Unruhe. Sogar Anna Michailowna, die sonst so ruhig war, wurde nervös und gereizt.

Endlich, nach drei Wochen, traf das Geld von meinem

Bekannten ein. Wir waren glücklich und bestellten sogleich Pferde.

Am nächsten Morgen ganz früh wollten wir zur Landungsstelle fahren. Wir packten unsere Sachen und legten alle Drucksachen, die wir von Matwei Iwanowitsch zurückbekommen hatten, in einen Korb, den wir irgendwo zur Aufbewahrung abgeben wollten. — Lachend und scherzend warfen wir uns beim Einpacken die Kleidungsstücke zu: „Wir reisen", rief Anna Michailowna, „Gott sei Dank! Wir haben so viel Geld, daß wir lange Zeit im Auslande bleiben können." „Lange wird es nicht reichen", meinte ich. „Aber das schadet nichts. Wir können arbeiten und werden schon etwas verdienen."

Vor dem Abendbrot machten wir noch einen weiten Spaziergang und kehrten hungrig zurück. Sogar unser Wirt war froh gelaunt, denn wir sollten ja morgen abreisen, und er war die Sorgen los. Wir hatten auf der Veranda gegessen und gingen ins Wohnzimmer hinüber, wo wir Tee trinken und unsere Sachen weiterpacken wollten.

Es war gegen neun Uhr Abends, Anna Michailowna saß am Tisch und unterhielt sich mit ihrer Schwester, der Arzt las und beteiligte sich ab und zu an unseren Scherzen. Ich hatte den Korb mit den Drucksachen in ein anderes Zimmer getragen und einen großen Koffer herangeschleift. Da öffnete sich die Tür ein wenig, und die Köchin sagte zum Arzte: „Herr, es wird nach Ihnen gefragt."

Sie hatte noch nicht geendet, als ein Gendarm erschien und sagte: „Bitte, bleiben Sie alle ruhig sitzen. Sofort erscheint der Offizier."

Mit schnellen Schritten trat ein ganz blutjunger Gendarmerieoffizier herein, schaute uns alle an, ging auf Anna Michailowna zu und sagte:

„Sie sind Anna Michailowna. Nicht wahr? Wie ist Ihr Familienname?"

Sie antwortete ruhig: „Ich heiße Sokolowa."

„Ist das Ihre Photographie?" fragte er und zeigte ihr ein Bild.

„Ja", antwortete sie.

Es war ganz still. Keiner von uns hatte sich nach dem Erscheinen des Gendarmen gerührt. Ich stand am Koffer, Abramoff lehnte an der Tür zum anderen Zimmer, der Arzt schaute erschreckt von seinem Buche auf und sprang dann plötzlich auf. Die Schwester Anna Michailownas war bleich und zitterte. Nur meine Freundin war gefaßt und ruhig. Sie lächelte sogar.

„Wem gehört diese Wohnung?"

„Mir", antwortete der Arzt.

„Sie heißen Nikolajeff und sind hier am Semstwo als Arzt angestellt?" —

„Ja", kam es zitternd heraus.

„Haben Sie einen Bruder, Vetter oder Verwandten, der Iwan Petrowitsch oder Nikolai Michailowitsch heißt?"

„Nein", antwortete unser Wirt.

„So. Danke."

„Ich erkläre Sie für verhaftet!" wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Jetzt habe ich eine Haussuchung vorzunehmen und bitte Sie, Herr Doktor, mir die Sachen, die Ihrer Schwägerin gehören, zu zeigen."

Wir alle folgten dem Offizier, der in Begleitung von zwei Gendarmen in das andere Zimmer ging.

Einen Moment blieb er vor dem Korbe, wo die Drucksachen lagen, stehen. Über den Broschüren lagen zwei Paar Beinkleider von mir.

„Wem gehört dieser Korb?", fragte der Offizier.

Ich antwortete ruhig, daß er mein Eigentum sei.

„Entschuldigen Sie. Da brauche ich nicht nachzuschauen."

Und er ging weiter. Die Haussuchung dauerte über anderthalb Stunden. Unter den Sachen von Anna Michailowna wurden noch einige gedruckte Broschüren und Manu-

skripte vorgefunden; das alles wurde ins Wohnzimmer gebracht.

Der Gendarmerieoffizier setzte sich hin und schrieb das Protokoll. Abramoff und ich versuchten ein paarmal mit Anna Michailowna zu sprechen. Jedesmal wurden wir von dem Offizier unterbrochen.

„Ich verbiete Ihnen, mit der Verhafteten zu reden. Bitte, meine Herren, ziehen Sie sich zurück!"

Als das Protokoll geschrieben war, sagte der Offizier: „Ich bitte alle, zu unterschreiben."

Ich war im Moment unschlüssig, mit welchem Namen ich unterzeichnen sollte. In meiner Seitentasche hatte ich zwei Pässe. Der Offizier konnte ja verlangen, daß ich ihm den Paß vorzeigte. Welchen sollte ich benutzen? Hinausgehen durfte ich nicht, so setzte ich auf gut Glück einen der beiden Namen darunter.

„Von wo ist der Herr?" fragte der Offizier den Arzt.

„Der Herr, — der — Herr — ist aus — Kasan ... er studiert dort", gab der Arzt stotternd zur Antwort.

„So", meinte der Offizier.

Abramoff mußte gleich nach mir das Protokoll unterschreiben, und was wir gefürchtet hatten, trat ein — er unterschrieb Iwan Petrowitsch Abramoff.

Als die ersten zwei Namen auf dem Papier standen, stutzte der Offizier einen Moment und fragte den Arzt:

„Woher ist dieser Herr?"

„Er ist auch aus Kasan. Er ist Mediziner, und ich habe ihn als meinen Assistenten für die Sommerferien engagiert."

„Hm! Aus Kasan ist er, sagen Sie. Dann stimmt es nicht mit meiner Ordre. Ich glaubte, er wäre aus dem Süden. — Sind die Pferde fertig?" fragte der Offizier den Gendarmen.

Totenstill war es im Zimmer. Der Offizier zog ein Etui heraus, steckte sich eine Zigarette an, drehte sich auf dem Absatz um und schaute jeden einzelnen an.

„Ich verstehe, wie unangenehm die Angelegenheit Ihnen sein muß", wandte er sich an den Arzt. „Sie können ja nichts dafür, daß Ihre Schwägerin sich mit Sachen abgibt, die für eine Dame absolut nicht passen."

„Herr Offizier, ich verbitte mir Moralpredigten!" sagte Anna Michailowna. „Sie haben mich verhaftet, haben aber kein Recht, mir direkt oder indirekt Vorwürfe zu machen. Ich weiß selbst, was ich zu tun habe."

„Pardon, so habe ich es ja auch gar nicht gemeint", erwiderte der Offizier und errötete. Der Gendarm erschien und meldete, die Pferde ständen bereit. „Bitte, mein Fräulein", wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Ziehen Sie sich an, die Gendarmen werden Ihnen helfen."

„Kann ich denn nicht wenigstens Abschied von meiner Schwester nehmen?" fragte die Frau des Arztes. „Ja, aber Sie dürfen ihr nichts zustecken." Unter den scharf beobachtenden Blicken der beiden Soldaten und des Offiziers nahmen die Schwestern voneinander Abschied. Der Offizier machte eine Verbeugung. Der Arzt begleitete ihn noch auf die Treppe hinaus. Wir hörten, wie die Schellen der Pferde klirrten; als wir hinaus kamen, sahen wir nichts mehr.

Abramoff stürzte plötzlich davon, ohne ein Wort zu sagen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, der Arzt lief aufgeregt auf und ab und räsonierte.

„Diese Schande! Diese Leute! Was man alles erleben muß! Siehst du, so ist deine Schwester. Beinahe wären wir selbst arretiert worden."

„Beruhigen Sie sich", sagte ich zu ihm. „Wir reisen spätestens morgen früh, vielleicht gelingt es uns, sogar gleich Pferde zu erhalten. Wir haben Ihnen nicht absichtlich Unannehmlichkeiten bereitet. Das ist ein Unglück, das jeden von uns treffen kann."

Abramoff kehrte zurück und sagte aufgeregt: „Ich war bei dem Bauern und habe ihm gesagt, er solle sofort anspannen. Wir müssen gleich reisen."

Ich beruhigte ihn. Wir packten schnell ein paar Sachen zusammen. Der Arzt fragte: „Was soll ich denn mit diesem Schund, diesen Drucksachen, machen?“ „Was Sie wollen“, antworteten wir.

Auf einmal trat Abramoff dicht an den Arzt heran und sagte zu ihm: „Sie haben sich wie ein ganz gemeiner Feigling benommen! Sie haben vor den Gendarmen gezittert, wie ein Hund. Wenn Sie nicht Angst gehabt hätten, ich würde Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, so hätten Sie uns womöglich noch verraten.“

Der Arzt antwortete ruhig: „Ich habe Sie aber doch gerettet, indem ich sagte, Sie beide wären aus Kasan. Das ließ in dem Offizier keinen Verdacht aufsteigen.“

„Ach was! Reden Sie nicht“, antwortete Abramoff. Er murmelte noch etwas Unverständliches, ging ins andere Zimmer und trug einen Koffer auf den Flur hinaus. Ich ging ihm nach und sah, wie er in die Dunkelheit hinausspähte.

„Die Pferde werden schon kommen“, sagte ich zu ihm. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund.“

„Ach, beruhigen! Beruhigen“, erwiderte er. „Ich kann mich nicht beruhigen!“ —

Er nahm meine Hand und preßte sie an sein Gesicht. — Er weinte. Wir standen eine Weile still da, und ich streichelte ihm sanft den Kopf.

Der Wagen fuhr vor, und wir luden unser Gepäck auf, verabschiedeten uns herzlich von der Schwester von Anna Michailowna, reichten dem Arzte die Hand, und ich sagte zu ihm: „Seien Sie uns nicht böse.“

Abramoff packte mich am Arme: „Lassen Sie das. Sie werden sich doch hier nicht noch entschuldigen.“

In fünf oder sechs Stunden waren wir an der Landungsstelle. Unsere beiden Koffer stellten wir in der Nähe der Brücke hin und wollten in den Wartesaal der ersten und zweiten Klasse gehen. Als wir am Fenster vorbei-

kamen, gab mir Abramoff einen Stoß und sagte leise: „Schauen Sie. Da sitzt ja unser Offizier."

Richtig. Er saß ganz allein im Zimmer. Wir gingen in den Wartesaal der dritten Klasse, trafen dort einen Matrosen und fragten ihn, ob der Dampfer bald käme.

„Wohin denn?" fragte er.

„Nach Jaroslawl."

„In zwanzig Minuten muß er da sein".

„Wahrscheinlich ist Anna Michailowna mit dem ersten Dampfer unter Bewachung der zwei Gendarmen auch nach Jaroslawl geschickt worden", sagte Abramoff. „Ich habe jetzt eben den Fahrplan nachgesehen".

Der Dampfer legte bald an. Wir gingen in die dritte Klasse und konnten noch sehen, daß der Gendarmerieoffizier zurückgeblieben war. Wahrscheinlich sollte er nach einer anderen Richtung.

Gegen Mittag kamen wir in die Stadt und fuhren zur Eisenbahnstation. Dort trafen wir den Gehilfen des Stationsvorstehers, der ein guter Bekannter von uns war. „Wissen Sie auch, daß Anna Michailowna hier ist?" sagte er. „So? Ist sie denn auf der Station?" „Ja. Man hat sie schon in den Wagen gebracht. Der Zug geht in anderthalb Stunden ab. Wahrscheinlich kommt sie nach Moskau ins Gefängnis."

Wir blieben im Wartesaal sitzen, denn wir wagten uns nicht auf den Perron, in der Meinung, daß es dieselben Gendarmen seien, die sie verhaftet hatten, und daß sie uns erkennen würden.

„Nein, ich kann es nicht aushalten, ich muß auf den Perron", sagte Abramoff.

Ich verstand ihn recht gut und folgte ihm. Wir gingen vor dem Zuge auf und ab. In dem Fenster eines Coupés zweiter Klasse tauchte das Gesicht Anna Michailownas auf. Wir blieben stehen, und sie wollte, wie es schien, das Fenster herunterlassen, aber der Gendarm hinderte sie daran.

Endlich gelang es ihr doch, sie steckte den Kopf hinaus, nickte uns freundlich zu und schien sagen zu wollen: Danke, daß Ihr da seid!

Kurz vor dem Abgang des Zuges gelang es uns, an das Fenster heranzutreten. Wir reichten ihr die Hand, und sie rief mir zu: „Hüten Sie ihn!" und deutete mit den Augen auf Abramoff. Alles ging so schnell vorbei. Wir kamen erst zur Besinnung, als der Zug schon weit in der Ferne war.

XII

Wir blieben in der Stadt und wurden bei ein paar Freunden untergebracht. Sofort ins Ausland fliehen konnten wir nicht, weil das Geld, das wir übrig hatten, für uns beide zur Flucht nicht ausgereicht hätte, denn bei der Arretierung besaß Anna Michailowna die Hälfte unserer Barmittel. Außerdem aber wollten wir erfahren, wohin sie gebracht worden war, wessen sie beschuldigt wurde, und wer von unsern anderen Kameraden noch in Freiheit sei. Abramoff konnte nicht allein reisen; seine Stimmung war anfangs ganz verzweifelt, dann aber bemächtigte sich seiner eine vollkommene Gleichgültigkeit. Durch unseren Bekannten, den Gehilfen des Stationschefs, erhielten wir bald Nachricht, daß außer uns kein einziger mehr frei sei, sogar Matwei Iwanowitsch, der uns bloß als Deckadresse gedient hatte, sei verhaftet worden.

Es war also höchste Zeit, daß wir ins Ausland gingen. Vorher aber wollten wir noch durch einige Bekannte, auf die kein Verdacht fallen würde, für Anna Michailowna sorgen und sie benachrichtigen, daß wir noch frei seien. Das nahm viel Zeit in Anspruch. Vorsichtshalber wechselten wir oft unsere Wohnung, bald schliefen wir bei dem einen, bald bei dem anderen Bekannten. Abramoff durfte nur am Abend die Wohnung verlassen, da er seinem Äußeren nach leicht erkannt werden konnte. Als ich eines Tages

alles genau mit einer Dame besprach, die nach Charkoff reisen wollte, wo Anna Michailowna im Gefängnis saß, hörte ich von dem Gehilfen des Stationschefs, es seien in der Stadt einige geheimnisvolle Personen angekommen.

„Nehmen Sie sich in acht, man ist Ihnen auf die Spur gekommen," fügte er hinzu. „Das sind Spione".

Als ich wieder zu Abramoff kam, fand ich ihn in großer Aufregung. „Denken Sie sich, soeben war ein Schutzmann hier und fragte mich nach mir selbst! Ich antwortete ihm ruhig, daß ich keinen Abramoff kennte."

Unser Freund, bei dem wir wohnten, mußte sofort zur Station, um von dem uns bekannten Beamten zu erfahren, ob wir vielleicht nach einer anderen Stadt reisen könnten. Unser Freund ließ uns sagen, wir möchten ganz spät am Abend in sein Bureau kommen. Dort teilte er uns mit, es wäre ein Wahnsinn, jetzt nach einer anderen Stadt zu fliehen.

„Sie müssen abwarten, bis die Spione erfolglos abgereist sind, dann gehen Sie direkt ins Ausland. Vorläufig werde ich Sie in einen leeren Passagierwagen unterbringen."

Er führte uns über die Geleise zu einer Reihe von Wagen, die dort zur Reserve standen.

„Schlafen Sie jetzt ruhig. Kein Mensch weiß, wo Sie sind, und morgen werde ich schon Gelegenheit finden, Sie unbemerkt herauszulassen. Am Tage über können Sie in meinem Bureau sitzen; wenn ich zu Mittag gehe, werde ich Sie dort einschließen. Lange werden Sie mit diesem Nachtquartier nicht vorlieb zu nehmen brauchen, ich habe schon für ein gutes Versteck gesorgt, aber darüber sprechen wir morgen."

Am nächsten Morgen wurden wir durch unseren Bekannten geweckt und in sein Bureau hinübergeleitet.

„Ein paar hundert Werst von hier", sagte er, „wohnt ein guter Bekannter von mir. Ich habe ihm geschrieben, er möchte Sie beide einige Zeit aufnehmen. Wir können

schon in den nächsten Tagen Nachricht haben, und ich werde für eine gute Reise sorgen".

Vier Nächte noch verlebten wir im Eisenbahnwagen. Wir hatten uns schon daran gewöhnt und fühlten uns ganz wohl dabei: nur eines Morgens erschraken wir, als der Wagen sich plötzlich in Bewegung setzte. Wir beruhigten uns sehr bald, als wir bemerkten, daß er nur von einem Geleise aufs andere übergeführt wurde.

Unser Bekannter gab uns Anweisung, auf welcher Station wir aussteigen und wo wir Pferde mieten sollten, um auf das Gut seines Freundes zu gelangen. Wir erhielten ein Coupé erster Klasse für uns allein und wurden von dem Schaffner sehr zuvorkommend behandelt, — wahrscheinlich war ihm erklärt worden, wir seien Beamte.

Ganz in der Frühe wurden wir geweckt, stiegen aus und wanderten nun durch eine kleine Stadt, die noch tief im Schlafe lag. Am Ende der Stadt fanden wir das Haus, wo wir die Pferde erhielten, und waren gegen acht Uhr auf dem Gute. Der Besitzer empfing uns sehr herzlich. Wir überreichten ihm ein Empfehlungsschreiben, worauf er erklärte: „Les amis de nos amis sont nos amis."

Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit schon stark ergrauten Haaren, freundlichen Augen und von einer gewinnenden Herzlichkeit. Seine Frau, eine ziemlich korpulente Dame, mit gutmütigem Ausdruck, sorgte sofort für Essen und Tee.

Nach dem Frühstück erklärte uns Leontjeff — so hieß der Gutsbesitzer —: „Ich werde Sie ganz in meiner Nähe auf unserer Bienenzüchterei unterbringen. Dort leben Sie ungestörter. Es ist nur ein kurzer Weg, und Sie können sehr bequem zum Frühstück und zum Mittagessen bei uns erscheinen. Fühlen Sie sich wie zu Hause, und sagen Sie nur, wenn Sie irgend einen besonderen Wunsch haben. Meine Bibliothek und meine Zeitungen stehen Ihnen zur

Verfügung. Ich werde heute meinen Sohn Kolja für Sie abkommandieren."

Kolja, ein sympathischer, aufgeweckter Knabe von 14 Jahren, ging bereitwillig auf den Wunsch seines Vaters, uns zu der Bienenzüchterei zu führen, ein. Auf dem Wege erfuhren wir von ihm, daß er in Petersburg ein Gymnasium besuche und den Sommer auf dem Gute verbringe.

„Mein Vater hat noch im vorigen Jahre eine Zeitung herausgegeben, aber die wurde verboten. Diesen Winter will er nicht in Petersburg bleiben, sondern ein neues Wirtschaftssystem auf dem Gute einführen. Ich habe auch große Lust, hier zu bleiben; auf dem Gymnasium ist es nicht gerade amüsant."

Plaudernd gingen wir nun zu dem kleinen Wäldchen, wo die Bienenzüchterei war. Es waren mehrere Häuser. In dem einen lebte der Imker, die andern dienten zu verschiedenen sonstigen Zwecken. Vor dem einen Hause standen mehrere Bauernknaben in regem Gespräch. Kolja begrüßte sie wie gute Freunde, ging in das Haus hinein und ließ uns allein. Wir wanderten unterdessen durch den Garten, in dem eine Reihe von Bienenstöcken aufgestellt war.

„Hier ist es gut sein", sagte Abramoff, „still und ruhig. Kein Mensch wird auf die Idee kommen, daß wir hier weilen."

Da rief uns Kolja, und langsam kehrten wir zum Hause zurück. „Peter wird Ihnen alles zurecht machen", sagte der Knabe. „Wenn wir viele Gäste haben, schläft immer ein Teil hier."

Wir waren von unserm letzten Aufenthaltsort fast ohne Sachen geflohen, ich hatte bloß eine kleine Handtasche mit dem Allernotwendigsten mitgenommen; wir hatten auch keine Hoffnung, daß uns unsere Sachen etwa nachgeschickt würden. Als wir wieder nach dem Gute kamen, bat ich daher unsern Wirt, er möchte jemand in die Stadt senden und für uns

etwas Wäsche besorgen lassen. Zum ersten Male in meinem Leben zählte ich jeden Kopeken.

Leontjeff wußte, daß wir von der Polizei gesucht wurden, er fragte uns aber nicht, was wir verbrochen hätten; es genügte ihm vollkommen zu wissen, daß wir „politische Verbrecher" waren.

„Ich würde Ihnen nicht empfehlen, den ganzen Tag in Ihrer Behausung zu sitzen," sagte er. „Bleiben Sie doch nach dem Essen bei uns, da haben Sie Gesellschaft und zerstreuen sich ein wenig. Niemand wundert sich, bei uns Gäste anzutreffen, und irgend einen Namen werden wir schon finden, unter dem wir Sie vorstellen können."

Voraussichtlich mußten wir die Gastfreundschaft Leontjeffs mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Wir mußten Antwort von der Dame, die nach Charkoff gefahren war, abwarten und in Verbindung mit jemand an der Grenze treten, um mit Hilfe der dortigen Organisation ins Ausland zu kommen. Ich führte auch eine rege Korrespondenz, um uns Geld für die Flucht und für die erste Zeit im Auslande zu verschaffen. Ich kam sogar auf den törichten Gedanken, mich an meinen Onkel zu wenden, ließ ihn aber sofort wieder fallen.

Wir verlebten auf dem Gute eine herrliche Zeit, fuhren oft spazieren, um die Felder zu besehen, machten auch Spazierritte und unterhielten uns mit dem Hausherrn und der Hausfrau über allerhand Dinge, meistens Philosophie und Literatur. Am Abend wurde viel musiziert oder auch vorgelesen. Nachbarn kamen zu Besuch, und wir verkehrten ganz zwanglos mit ihnen. Nur Abramoff litt an manchen Tagen furchtbar an melancholischen Zuständen. Dann verbrachte er den ganzen Tag im Bette, und ich sorgte für das Essen, versuchte aber nicht, ihn zu zerstreuen, denn dann wurde er mürrisch und grob.

Leontjeff und seine Frau verstanden seinen Zustand durchaus. Sie wußten, daß seine Frau im Gefängnis saß,

und bemühten sich in zarter, liebenswürdiger Weise, seinen Schmerz zu lindern.

Über drei Wochen waren vergangen, als wir den Besuch unsres Bekannten, des Stationsgehilfen, erhielten. Er brachte uns bedrohliche Meldungen aus Charkoff und riet uns zu schleuniger Flucht.

Die Nachricht von Anna Michailowna war beruhigend. Sie fühlte sich wohl und bat uns, ihretwegen nicht länger in Rußland zu bleiben, sondern zu fliehen. Wir hatten aber noch keine Nachricht von unserm Freunde aus dem Westen und konnten nicht so aufs Geratewohl nach der Grenze hinreisen, denn mangels Verbindungen würde es schwer sein, ohne Paß ins Ausland zu kommen.

Der Zustand Abramoffs verschlimmerte sich aber von Tag zu Tag. Ich versuchte alles mögliche, um ihn zu zerstreuen. Auf langen Spaziergängen brachte ich die Unterhaltung auf die weitere Entwicklung der revolutionären Arbeit in Rußland, und da er mir ziemlich gleichgültige Antworten gab, sprach ich davon, wie unrationell die Landwirtschaft in diesem Teile unsres Vaterlandes betrieben würde.

„Noch vor kurzem standen hier große Wälder, jetzt ist alles ausgerodet, bloß kleine Waldstreifen sind übrig geblieben. Dank der Raubwirtschaft ist der Boden nicht mehr ertragsfähig, und am meisten hat der Bauer darunter zu leiden."

Ich hoffte, ihn dadurch auf sein Lieblingsthema zu bringen, — auf die Propagierung der sozialdemokratischen Lehre unter den Bauern —, aber auch das versagte. Er war für die übrige Welt wie abgestorben. Unsre Wirtsleute bemühten sich auch in jeder Weise, ihn aufzumuntern, er zog sich aber immer mehr zurück und erklärte mir eines Tages, er habe überhaupt keine Lust, wieder zu unsern Wirten zu gehen, Peter könne ihm etwas zu essen bringen. Ich ließ ihn ruhig gewähren.

Aber vergebens wartete ich täglich auf eine Nachricht

und hatte schon beschlossen, daß, wenn sie in einer Woche nicht einträfe, wir auf gut Glück versuchen wollten, über die Grenze zu kommen. Ich schrieb in diesem Sinne an den Gehilfen des Stationschefs. Durch ihn ging unsere ganze Korrespondenz.

Abramoff begann schon an Halluzinationen des Gehörs zu leiden, — oft wurde ich in der Nacht von ihm geweckt: „Hören Sie? Hören Sie? Es kommt jemand gefahren. Hören Sie die Schellen?" Ich kleidete mich dann an, lauschte, vernahm aber nichts. „Das ist unmöglich, zuerst müßten die Gendarmen doch zu unserm Wirt hinfahren, und er hätte uns sicherlich durch Kolja rechtzeitig benachrichtigt," beruhigte ich ihn. „Ich habe es aber ganz deutlich gehört," antwortete er. „Ich habe ein gutes Gehör." Ich ging dann mit ihm hinaus, und wir wanderten den Weg bis zu einer Anhöhe, von wo aus man den Gutshof sehen konnte. Die Straße lag still da, nichts regte sich. Er beruhigte sich, und wir kehrten zurück. Oft geschah es, daß er mich in einer Nacht ein paarmal weckte, und jedesmal erwies es sich als eine Halluzination. Meine Nerven fingen auch schon an, überreizt zu werden, denn unter dem Eindruck des erschreckten Flüsterns von Abramoff hörte auch ich Geräusche.

„Wir müssen fliehen, — so geht es nicht weiter, wir werden sonst beide noch wahnsinnig," sagte ich.

Da erhielten wir kurz vor Ablauf der Frist, die ich mir gesetzt hatte, ein Telegramm; wir konnten reisen. Abramoff wurde ruhiger, ja fast lustig. Beim Abschied von unsern lieben Gastgebern dankte ich ihnen für die große Gastfreundschaft, die sie uns gewährt hatten. Der brave Gutsbesitzer erwiderte: „Wenn Sie wieder einmal hierher zurück müssen, so kehren Sie wieder bei uns ein. Wenn Sie Geld brauchen, bitte, schreiben Sie, ich werde mein möglichstes tun, Ihnen zu helfen. Übrigens haben Sie auch genügend Geld zur Reise? Ich könnte Ihnen doch etwas geben, ob-

wohl die Ernte bald anfängt und ich die Arbeiter bezahlen muß, — etwas aber ließe sich schon entbehren."

Dankend erklärte ich ihm, ich würde mich nur im äußersten Falle an ihn wenden, — vorläufig brauchten wir nichts.

Kurz vor der Abreise musterte ich erst Abramoff, ob er anständig genug aussähe, und bat auch Leontjeff, ihn zu kontrollieren. Alles war in Ordnung. Ein schöner Wagen mit ein paar kräftigen Pferden stand vor der Tür, wir stiegen ein, und in schnellem Galopp ging es zur Station. Wir schauten uns noch einmal um, schwenkten die Tücher, dann verschwand der Gutshof hinter einer Anhöhe.

Gegen Mitternacht waren wir in Jaroslawl. Unser Bekannter erwartete uns schon. Der Zug ging in anderthalb Stunden. Bis dahin traten wir in sein Bureau, wo er uns eine Reihe von Briefen und eine gute Adresse übergab, an die wir uns vorläufig wenden sollten.

„Ich habe für Sie beide einen Dienstschein besorgt, Sie fahren bis Moskau erster Klasse als Beamte. Von dort müssen Sie sich ein Billett lösen. Um Anna Michailowna brauchen Sie sich nicht zu sorgen, — ich werde durch Bekannte in ständiger Verbindung mit ihr bleiben und Sie benachrichtigen. Schreiben Sie mir aus dem Auslande, ich werde stets alles besorgen, was Sie brauchen."

Wir erhielten ein Coupé für uns und fuhren mit allem Komfort bis Moskau. Während der Fahrt wurde Abramoff wieder der alte, er konnte wieder scherzen und lachen und sagte: „Gott sei Dank, daß wir die Gefahr hinter uns haben! Sie dürfen nicht vergessen, daß ich zwei und ein halbes Jahr im Gefängnis in Einzelhaft verbracht habe. Eine abermalige Arretierung, ein auch nur kurzer Aufenthalt im Gefängnis würden mich wahnsinnig machen! Ich kann das Eingesperrtsein nicht mehr ertragen! Das ganze Milieu würde mein schon zerrüttetes Nervensystem vollkommen untergraben."

Ich hörte zum erstenmal, daß er schon früher arretiert gewesen war. Wir kannten unser Vorleben überhaupt nur ganz flüchtig.

„Ich war noch junger Student," erzählte er, „und wir hatten einen kleinen Kreis, der sich mit politischen und ökonomischen Fragen beschäftigte, — es war Selbstbildungszweck. Durch ein Mißverständnis wurden wir arretiert, unser harmloser Kreis wurde als Geheimbund von Verschwörern betrachtet, ich saß ungefähr sieben Monate in Untersuchungshaft, wurde dann in Freiheit gesetzt und erhielt nach einem halben Jahr das Urteil: zwei Jahre Einzelhaft."

„Was machten Sie denn da?" fragte ich.

„Im Untersuchungsgefängnis ging es so zu wie immer. Die erste Zeit erhielt ich keine Bücher, später durfte ich lesen. Es war erträglich. Im Petersburger Gefängnis, wo ich die Einzelhaft abbüßen mußte, war es schlimmer, aber man gewöhnt sich an alles. Da mußte ich um sieben Uhr aufstehen und um halbacht anfangen zu arbeiten. Ich mußte jeden Tag eine bestimmte Anzahl von Zigarettenkästchen herstellen. Wenn ich damit fertig war, was anfangs den ganzen Tag in Anspruch nahm, mir aber später doch mehr freie Zeit ließ, studierte ich Englisch und Französisch. Ich hatte mir ein französisches und englisches Buch geben lassen nebst einem Wörterbuch und las nun frisch drauf los. Sprechen kann ich freilich nicht, verstehen und übersetzen aber alles, und das genügt für meine Zwecke."

„Zwei Jahre haben Sie im Gefängnis verbracht?" rief ich aus.

„Ja, das ist doch nichts besonderes!" meinte Abramoff. „Als ich hineinkam, war ich noch ganz gesund. Das Gefängnisleben hat aber meine Nerven angegriffen, und unsre gemeinsame Arbeit, dieses ewige Hin- und Herreisen hat meine Gesundheit ganz zerrüttet. Aber im Auslande in

aller Ruhe, — da werden wir bald wieder gesund werden! Sie sind ja auch nicht mehr ganz frisch. Ich freue mich, daß wir eine Zeit in aller Ruhe verleben können. Schade nur, daß Anna Michailowna nicht mit uns sein wird! Wer weiß, vielleicht kann sie später nachkommen."

In Smolensk suchte ich jenen Bekannten des uns befreundeten Stationschefs auf. Wir mußten hier ein paar Tage bleiben. „Mein Freund," sagte ich, „fährt allein. Ich bleibe hier. Ich habe noch verschiedene Sachen zu erledigen."

Da ich zu ihm vollkommenes Vertrauen hatte und er schon öfter Revolutionäre über die Grenze gebracht hatte, kam ich mit Abramoff zu dem Entschluß, ihn jetzt zu verlassen und nach Moskau zu reisen.

„Es ist besser," meinte Abramoff, „Sie sprechen persönlich mit unserm Verleger. Arbeit müssen wir haben, sonst können wir im Auslande nicht existieren. Und das Hin- und Herschreiben nimmt viel Zeit weg. Stellen Sie dem Verleger vor, daß wir beide Arbeit viel nötiger brauchen, als Leute, die in Rußland leben dürfen. Wir müssen ja auch daran denken, daß eventuell noch Anna Michailowna herüberkommt, und dann sind wir unser Drei."

So reiste ich nach Moskau. Ich erlangte von unserem Verleger das Versprechen, uns mindestens vier bis fünf Bücher jährlich zur Übersetzung zu geben. Das war beruhigend. Das Honorar würde für uns beide vollkommen ausreichen. Der Verleger kannte unsere Lage und bedauerte sehr, daß er bei den herrschenden Zensurverhältnissen nicht mehr Bücher herausbringen könne. Ich fragte ihn um seinen Rat, ob ich es wagen solle nach Petersburg zu reisen, um dort mit dem Redakteur einer Zeitschrift in Verbindung zu treten, oder ob ich es brieflich abmachen könne, denn ich hatte gehört, daß in Petersburg viel Verhaftungen vorgenommen worden waren. Er riet mir ab, und ich ließ den Gedanken, persönlich mit dem Redakteur zu sprechen, fallen.

Von Moskau fuhr ich nach Rjäsan, wo ich mit unserm

Bekannten, dem Stationsgehilfen, zusammentreffen wollte. „Warum wollten Sie mir nur nicht schreiben?“ fragte er mich. „Durch eine persönliche Zusammenkunft setzen Sie zu viel aufs Spiel.“

„Für mich ist es nicht so gefährlich, ich werde ja nicht so intensiv von der Polizei verfolgt, wie Abramoff, und eine persönliche Aussprache ist unbedingt nötig. Wir besitzen nämlich noch eine gut eingerichtete Druckerei, die an einem bestimmten Orte verwahrt wird. Die will ich einigen Kameraden übergeben. Das war der eine Grund. Außerdem wollte ich Sie bitten zu versuchen, eventuell gegen eine Kaution Anna Michailownas Entlassung zu erwirken; ich werde auf alle mögliche Weise versuchen, die Kaution zusammenzubringen.“

Nachdem wir alle Einzelheiten besprochen hatten, reiste ich von Rjäsan zu meinem Bekannten, der die Papiere Harlamoffs, jenes Kranken, dem ich in der Krim die Augen zugedrückt hatte, verwahrte.

Ich hatte schon früher daran gedacht, diese Papiere zur Beschaffung eines Passes zu benutzen. Ich würde dadurch wieder ein legaler Bürger werden, brauchte keine Angst vor einer Entdeckung zu haben und könnte nur dann bestraft werden, wenn ich unter diesem Namen gegen das Gesetz gehandelt haben würde. Die früheren Legitimationen unter verschiedenen Namen, die ich benutzt hatte, waren sehr gute Fälschungen oder waren auf andere Weise beschafft worden, nie aber war ich sicher, ob die Behörden nicht doch Verdacht schöpfen würden. Mit einem vollkommen richtig ausgestellten Paß dagegen konnte ich im Auslande auch in den Staaten mich aufhalten, die von den Ausländern eine Legitimation verlangen, und wenn nötig auch nach Rußland zurückreisen und dort unter diesem Namen weiterleben.

Mein Bekannter, der die Papiere verwahrte, hatte in seiner Stadt die besten Verbindungen, war vor jeglichem

Verdacht sicher und erklärte sich, als ich ihn ersuchte, mir behilflich zu sein, sofort dazu bereit.

Meine früheren Legitimationen hatte ich schon vorher vernichtet und ging nun als Harlamoff in Begleitung jenes Herrn zum Polizeichef.

„Ich komme mit einer Bitte," sagte mein Bekannter zu ihm. „Mein Bruder und ich haben einen großen Posten Getreide ins Ausland abgesandt. Es werden uns jetzt von dort Schwierigkeiten bereitet; aber weder mein Bruder, noch ich können selbst hinreisen, und wir wollen einen Bevollmächtigten senden. Das ist Herr Harlamoff, unser Agent; er ist in letzter Zeit immer auf Reisen gewesen. Ich möchte nun für ihn einen Auslandspaß besorgen. Tun Sie mir den Gefallen und stellen Sie ihm das Zeugnis aus, daß seitens der Polizei nichts im Wege steht, Harlamoff einen solchen auszufertigen." —

„Ja," meinte der Polizeichef, „das ist sehr schwer. Wie Sie wissen, muß der Betreffende mindestens acht Monate in meinem Bezirk gelebt haben. Ist Herr Harlamoff hier angemeldet?"

„Nein," antwortete mein Bekannter. „Das konnte er nicht, er war ja immer auf Reisen. Und wer dachte daran, daß er in meinem Auftrage ins Ausland zu gehen hätte?"

„Bitte, zeigen Sie mir Ihre Papiere," sagte der Polizeichef. „Es ist ja alles in Ordnung," fügte er hinzu, nachdem er sie durchgesehen hatte, „nur ist er hier nicht gemeldet. Wenn Sie," wandte er sich an meinen Bekannten, „mir die schriftliche Versicherung geben, — es brauchen nur ein paar Zeilen zu sein — daß Herr Harlamoff über ein Jahr in Ihren Diensten gestanden hat, dann stelle ich das gewünschte Zeugnis aus."

Mein Bekannter gab die Versicherung ab, und in einer halben Stunde hatte ich ein offizielles Schriftstück,

worin erklärt wurde, das seitens der Polizei der Ausstellung eines ausländischen Passes für Herrn Harlamoff zur Reise ins Ausland nichts im Wege stehe, wobei hinzugefügt wurde, daß ich mich in Handelsangelegenheiten dorthin begebe.

Zu Hause angekommen, sagte mein Bekannter zu mir: „Da habe ich mir jetzt einen netten Brei angerichtet! Wenn Sie irgendwelche Dummheiten begehen, bekomme ich es mit der Polizei zu tun. Aber zurück konnte ich nicht, und es tut mir auch nicht leid. Was können sie mir auch anhaben? Reisen Sie jetzt in die Gouvernementsstadt und verschaffen Sie sich Ihren Auslandspaß. Haben Sie genügend Geld zum Reisen?"

Ich mußte das verneinen und nahm seine Hilfe gern an.

In der Gouvernementsstadt angekommen, ging ich sofort zur Kanzlei des Gouverneurs, überreichte dort meine Papiere, bezahlte die Stempelgebühren und erhielt die Erklärung, ich könne den Paß am nächsten Tage erhalten.

„Ich muß aber heute noch abreisen, es ist eine sehr wichtige Angelegenheit," sagte ich, „und es wäre mir lieb, wenn ich meinen Paß sofort erhalten könnte."

„Das wird kaum gehen," antwortete der Beamte. „Die Kanzlei wird um zwei Uhr geschlossen, und es ist fraglich, ob der Gouverneur Ihren Paß heute noch unterschreiben wird."

„Es steht aber viel auf dem Spiel," erwiderte ich, „und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn ich den Paß heute noch bekäme."

Der Beamte sah, daß er mich nicht so leicht los würde, und sagte schließlich: „Gut. Kommen Sie um zwei Uhr wieder. Vielleicht ist er doch fertig. Es ist aber eine Ausnahme, die wir mit Ihnen machen!"

Vor zwei Uhr erschien ich in der Kanzlei und war unendlich froh, als ich meinen Auslandspaß in der Hand hatte. Am Abend desselben Tages reiste ich nach Warschau und von dort über Alexandrowo nach Berlin.

Ein eigentümliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich auf der russischen Grenzstation den Wagen verließ. Bedauern, daß ich mit meiner Familie und meiner früheren Lebensweise gebrochen hatte, fühlte ich nicht. Aber auch die meisten Menschen, mit denen ich als Illegaler zusammengelebt hatte, waren mir gleichgültig. Höchstens erinnerte ich mich mit einem stillen Lächeln des lieben Ossip und noch ein paar anderer netter, gutmütiger Leute. Die Freunde, die mir nahe standen — und die ich scherzweise „meine Familie" nannte — saßen entweder im Gefängnis oder waren, wie Abramoff und Petroff, im Auslande. Ein wirkliches Gefühl zog mich, außer zu diesen befreundeten Revolutionären, nur zu einem einzigen Menschen, das war die Frau des Rechtsanwalts Kudrin. Mit ihr hatte ich hin und wieder korrespondiert und hatte sie auch einmal flüchtig in Moskau gesehen. In Briefen und bei diesem Wiedersehen suchte sie mich zu überreden, das gefahrvolle Leben aufzugeben und eine ruhigere Tätigkeit zu beginnen. Sie ahnte, daß ich auch ihr meinen richtigen Familiennamen verschwieg, und meinte, ich brauchte mit meiner Familie mich ja nicht wieder auszusöhnen, sondern könnte still in bescheidenen Verhältnissen unter dem angenommnen Namen eine wirkliche Kulturarbeit für Rußland vollbringen. — Oft kehrte in ihren Briefen der Satz wieder: „Rußland ist noch nicht reif; die Intelligenz wird immer weitere blutige Opfer bringen, unzählige Menschen werden ihr Leben einbüßen, aber das Glück des Volkes wird noch lange ausbleiben! Wozu also diese unnützen Opfer?" Und jedesmal lächelte ich still bei diesen Worten. Ich lächelte, weil sie mir früher selbst oft in Gesprächen recht gegeben hatte, daß die Intelligenz nicht anders handeln könne. Ich lächelte, weil ich wußte, daß aus diesen Worten eine unendliche Liebe zu mir sprach! Sie fürchtete, mich zu verlieren. Vor meiner Abreise ins Ausland kämpfte ich lange mit dem Wunsche, sie aufzusuchen und Abschied von ihr zu nehmen; ich unterdrückte ihn

aber und schrieb ihr einen langen Brief. Ihre Antwort hatte mich noch erreicht, und außer den allernotwendigsten Sachen war es das einzige, was ich von meinem früheren Leben ins fremde Land mitnahm.

Dies alles zog durch meinen Kopf, als ich auf der Grenzstation stand.

Ich stieg in den Zug ein, — andere Uniformen, andere Gesichter tauchten auf der kleinen Station Otloschin auf. Die Zollrevision wurde vorgenommen, einige Mitreisende wurden gefragt, ob sie nach Amerika auswanderten. Dann war alles erledigt, und der Zug raste weiter.

In Berlin stieg ich in einem kleinen Hotel am Schlesischen Bahnhof ab. Ich mußte sehr sparsam sein. Man hatte mir ein paar Adressen gegeben, mit deren Hilfe ich Petroff hier aufzufinden hoffte. Die letzte Nachricht von seiner Frau meldete, daß sie beide nach Berlin reisen und hier eine längere Zeit bleiben würden. Ich fand ihn in einem Privatkrankenhause, wo er vor ein paar Tagen operiert worden war. Seine Frau pflegte ihn. Ich war erschrocken, als ich das liebe Gesicht abgemagert und gequält wiedersah.

„Ja, es geht schlecht, lieber Freund," sagte er. „Bin jetzt Invalide."

„Es wird schon besser werden," tröstete ich ihn, „die Operation ist glücklich verlaufen, und das andere ist eine Kleinigkeit."

„Wenig Hoffnung," erwiderte Petroff. „Wie lange habe ich mich schon gequält! Ein ganzes Jahr bin ich krank; jetzt endlich haben die Ärzte herausgefunden, daß ich ein inneres Geschwür habe. Ich habe aber nicht mehr die Kräfte, um noch ein langes Krankenlager auszuhalten."

„Du sollst nicht so viel sprechen," wandte sich seine Frau an ihn. „Der Arzt hat es verboten. Du siehst, es geht dir jetzt besser, und du brauchst nicht zu verzweifeln.

Wenn Grund zur Besorgnis da wäre, würde ich nicht so froh und munter sein!" fügte sie hinzu.

Ich verabschiedete mich von ihnen, nachdem ich in kurzen Worten erzählt hatte, daß Abramoff und Anna Michailowna im Auslande seien. Das letztere hatte ich hinzugelogen, weil ich nicht wollte, daß Petroff sich aufregte. Er hatte Anna Michailowna als Menschen sehr gern und schätzte sie auch als Mitarbeiterin. Die Nachricht von ihrer Verhaftung hätte unbedingt ungünstig auf ihn gewirkt. Ich erzählte ihm, wie uns die Flucht gelungen sei, alles wahrheitsgetreu, nur fügte ich jedesmal Anna Michailownas Namen hinzu.

„Gott sei Dank, daß es ihr gut geht," sagte Petroff, als ich mit meiner Erzählung zu Ende war. „Nun muß ich auch bald wieder gesund werden. Sascha und ich kennen einen wunderbaren Ort in der Schweiz, still, ruhig, schön und billig. Da können wir alle fünf zusammenleben, uns tüchtig erholen und dann mit frischen Kräften nach Rußland zurückkehren!"

„Was gibt es Neues in Rußland?" fragte er. Ich mußte ihm noch kurz von dem Streik in Genitschesk erzählen; er freute sich, seine Augen leuchteten, und er wiederholte mehrere Male:

„Ja, ja, — der Weg ist schwer, aber wir werden doch siegen! Viele Menschenleben, viel unnützes Blut wird es kosten, aber die Freiheit wird doch kommen."

„Nun ists aber genug!" sagte Frau Petroff. „Wenn du gesund bist, dann kannst du mehr plaudern, jetzt bist du noch Rekonvaleszent und mußt mir unbedingt gehorchen. Also reicht Euch die Hand, Nikolai muß jetzt gehen."

„Übrigens, wie heißen Sie jetzt?" fragte sie mich.

„Von nun an heiße ich Harlamoff," sagte ich lächelnd. Sie begleitete mich auf den Korridor, schüttelte mir die Hand und sagte: „Es ist zu spät! Er wird nicht wieder ge-

sund werden. Ich spiele Komödie und kann es kaum noch aushalten. Schon sieben Monate lang bin ich Krankenschwester."

Ich tröstete sie, sie wehrte aber ab: „Nein, lassen Sie es, ich habe mich schon an den Gedanken gewöhnt, — ich wünsche nur, er möge nicht so viele Qualen mehr haben. Wenn er tot ist, reise ich nach Rußland zurück und stürze mich in die Arbeit."

Das Wiedersehen mit Petroff und seiner Frau hatte auf mich einen furchtbaren Eindruck gemacht. Aber helfen konnte ich nicht, und wozu sollte ich sonst länger in Berlin verweilen?

Ich löste mir ein Billett vierter Klasse bis Köln und fuhr am nächsten Morgen ab.

Es war für mich sehr belehrend, Deutschland in dieser Weise kennen zu lernen. Ich kam mit dem Volke in Berührung, knüpfte mit diesem oder jenem Mitreisenden ein Gespräch an, so daß mich die lange Reise, die ungefähr achtzehn Stunden dauerte, kaum ermüdete. In Köln übernachtete ich auf dem Bahnhof im Wartesaal auf einer harten Bank und reiste am nächsten Morgen wieder vierter Klasse bis Herbestal, von dort nach Brüssel. Ich hatte wohl an einen Bekannten in Brüssel telegraphiert, wußte aber nicht genau, ob Abramoff hier oder in Paris sei. Auf dem Bahnhof erwartete mich niemand. Ich ließ meine Sachen aufbewahren und begab mich zu meinem Bekannten, Iwanoff mit Namen.

Da ich in Brüssel eine Zeitlang bleiben wollte und meinen Freunden in Rußland die Adresse meines Bekannten gegeben hatte, mietete ich mir ein Mansardenstübchen in demselben Hause. Es war ein sehr kleiner Raum mit einem Fenster. Das Mobiliar bestand aus einem breiten französischen Bette, einem Stuhl, einem winzigen Tisch und einem Waschtisch, — es kostete acht Franken im Monat, entsprach also im Preise gerade meinen Mitteln.

Abramoff war nicht in Brüssel, er war auf ein paar Tage zu einem Freunde, der die Stelle eines Ingenieurs in Lüttich bekleidete, gefahren. — Nun begann wieder ein neuer Abschnitt meines Lebens.

XIII

Zum ersten Male in meinem Leben war ich nun ganz auf meinen eigenen Verdienst angewiesen. Über Vermögen verfügte ich nicht mehr, Hilfe von irgend einer Seite hatte ich nicht zu erwarten. Ich hatte früher zwar auch schon Beschäftigungen gehabt, aber sie dienten mir hauptsächlich als Deckmantel für meine revolutionäre Tätigkeit.

Mit Arbeit war ich vorläufig versorgt, aber bis die Übersetzung fertig und nach Rußland abgesandt war, verging eine lange Zeit. Ich richtete mich so ein, daß ich mit vierzig Franken monatlich auskam; in drei Monaten, solange reichte mein Geld, mußte ich meine Übersetzung und die Einleitung dazu fertig haben. Es war nicht leicht, aber froh war ich doch, daß ich meinen Vorsatz konsequent durchführen konnte. Außer der Arbeit für meinen Unterhalt wollte ich meine Zeit zum Studium der Arbeiterbewegung in Belgien, Frankreich und Deutschland verwenden und in dieser Weise mich für weitere Tätigkeit in der Heimat vorbereiten, denn der Aufenthalt im Auslande sollte nur eine Zwischenstation sein; die Hauptaufgabe meines Lebens blieb die revolutionäre Arbeit in der Heimat. Ich hatte mich recht häuslich eingerichtet und bat Abramoff, er möge nach Brüssel kommen. Es waren fast acht Wochen vergangen, seit ich ihn nicht gesehen hatte.

Als Abramoff bei mir eintrat, sah er sich ganz überrascht um, blickte mich einen kurzen Augenblick an und sagte: „Das hätte ich nicht erwartet, Sie brechen ja radikal mit Ihren Gewohnheiten! Können Sie denn hier auch arbeiten?"

„Warum nicht?" antwortete ich. „Es ist hier sehr

still. Das Leben mit Ihnen und Anna Michailowna hat mich gelehrt, meine Bedürfnisse einzuschränken, und ich habe bloß den letzten Schritt getan, um mich vollkommen nach der Decke zu strecken."

Abramoff, der sich übrigens recht erholt hatte, blieb bei mir, ich machte Tee und erzählte ihm in kurzen Worten, wie es mir gelungen sei, einen Paß zu erhalten, was ich mit der Druckerei angefangen, und daß ich unserem Freunde sehr ans Herz gelegt habe, uns Nachricht über Anna Michailowna zukommen zu lassen. Er glaubte aber nicht, daß es uns gelingen würde, sie gegen Kaution freizubekommen.

Ich bat ihn darauf, mir seine Erlebnisse zu berichten.

„Da ist nicht viel zu erzählen," sagte er. „Nachdem Sie abgereist waren, fuhr ich am nächsten Tage zur Grenze. Man muß Glück haben, und das habe ich in besonderem Maße. Ich mußte vier Tage in einem kleinen Grenzorte bleiben, weil gerade jüdische Feiertage waren und deshalb der Verkehr über die Grenze sehr schwach war. Die Organisation gab mir zwei Begleiter mit: einen jungen achtzehnjährigen Arbeiter und einen Mann, der für uns Schriften aus dem Auslande herüberschmuggelt. Durch das lange Warten war ich sehr nervös geworden, und als ich mich bei meinen Begleitern erkundigte, wie sie mich über die Grenze bringen wollten, antworteten sie ganz ruhig, sie würden es schon machen, und gaben keine weitere Antwort. Und denken Sie sich, ich bin direkt an den Gendarmen vorbei gegangen! Voran ging der Arbeiter, dann kam ich, und die Gendarmen ließen uns ganz ruhig passieren. Nur den letzten hielten sie an und fragten ihn nach einer Legitimation. Zum Glück hatte er einen Passierschein, der auf 28 Tage ausgestellt war. Ich war ganz überrascht über die Tollkühnheit meiner Begleiter. Wie leicht konnte einer der Gendarmen den Arbeiter oder mich nach einer Legitimation fragen. Weder er noch ich besaßen eine solche!

Ich hatte bloß meinen russischen Paß, und den vorzuzeigen war gefährlich. Man suchte mich ja überall und hatte wahrscheinlich auch an die Grenze depeschiert. Wir waren also drüben in Deutschland. Der Mann, der sich mit dem Schmuggel von revolutionären Schriften befaßte, ging in den Flecken, der nahe der deutschen Station lag, und kam bald mit zwei großen Ballen zurück. Nun stiegen wir in den Zug ein und legten die Ballen oben in das Netz. Meine beiden Begleiter wollten ein paar Stationen mit mir zusammenfahren, in der Nähe der Grenze aussteigen und die Bücher auf dem Fußwege nach Rußland hinüberschaffen. — Wir saßen also, herzlich froh, in dem Wagen, und ich scherzte sogar mit meinen Begleitern, als plötzlich ein preußischer Gendarm kam, in unser Abteil hineinsah und fragte:

„Wohin fahren Sie?"

Der junge Arbeiter antwortete:

„Ach, nicht besonders weit."

„Was sind das für Ballen?" fragte der Gendarm weiter.

„Das sind Bücher."

„Aha! Wohl verbotene? Bitte, zeigen Sie Ihre Pässe, meine Herren."

Ich saß der Tür am nächsten und gab dem Gendarmen meinen russischen Paß. Er blätterte darin und erklärte: „Mit diesem Paß können Sie nicht reisen. Sie müssen zurück nach Rußland. Das ist ein russischer, inländischer Paß," und gab mir die Legitimation wieder. Ich stieg aus, während meine Begleiter ihre Legitimationen vorwiesen. Den Augenblick, in dem der Gendarm die Papiere durchsah, benutzte ich, um zu verschwinden und in den Ort hinein zu laufen. — Was nun? — Nach ganz kurzer Zeit sah ich, wie meine beiden Begleiter, jeder einen Ballen in der Hand, von der Station kamen. „Gott sei Dank, daß Sie hier sind," sagte der Arbeiter. „Der Gendarm ist wie

ein Besessener herumgelaufen, konnte aber nicht in allen Wagen nachsehen, weil der Zug sich in Bewegung setzte. Er war außer sich und rief in einem fort: ‚Das muß ein wichtiger Verbrecher gewesen sein!! Der Kerl ist mir durchgegangen und sitzt wahrscheinlich im Zuge.‘ In seiner Aufregung ließ er uns ruhig laufen.“ — Am Nachmittag erhielten wir Pferde und fuhren bis zur nächsten Eisenbahnstation. Dort nahm ich Abschied von meinen Begleitern, ging zur Station, löste mir ein neues Billet bis Königsberg, schaute mich vorsichtig um, ob etwa ein Gendarm auf dem Perron zu sehen sei, und stieg, als der Zug ankam, in ein leeres Abteil. — Auf einer Station kurz vor Königsberg öffnete sich die Tür; der Schaffner verlangte mein Billett, und ich hörte wie eine Stimme fragte: „Wohin fährt er? Ist es ein Deutscher?“ „Ja, es ist ein Deutscher, er fährt nach Königsberg,“ vernahm ich als Antwort. — Die Tür flog wieder zu, und ich war gerettet. Der Gendarm der Grenzstation hatte also die ganze Linie alarmiert. Ohne Unterbrechung setzte ich die Reise von Königsberg nach Berlin und von da weiter nach Brüssel fort, — es war aber zu unruhig hier, auch konnte mir niemand bei der Einrichtung helfen, und der Ingenieur, an den ich das Empfehlungsschreiben hatte, lebte in Lüttich. Ich bin also dorthin gezogen und will auch vorläufig dort bleiben. Ich wohne ganz außerhalb der Stadt, um mich zu erholen, denn arbeiten kann ich nur sehr wenig; wenn ich mich wieder wohler fühle, komme ich nach Brüssel.“ — — —

Ich hörte nun an der neuen sozialistischen Universität Vorlesungen, besuchte Versammlungen und arbeitete an meinen Übersetzungen.

Mein Bekannter Iwanoff studierte in Brüssel Ingenieurwissenschaften, und mit ihm zusammen besuchte ich das Volkshaus, sah hier auch viele Russen. Manche traten an unsern Tisch heran und wechselten ein paar Worte mit Iwanoff, sodaß auch ich flüchtig mit ihnen bekannt wurde.

Es hatte sich allmählich so gemacht, daß ich mein Abendbrot mit Iwanoff zusammen aß, und zwar in seinem Zimmer, da es größer und bequemer als meines war. Mein Mittagsbrot nahm ich allein in einer kleinen Kutscherkneipe ein. Ich war nun einen Monat in Brüssel, freute mich sehr, daß meine Arbeit fertig zu werden versprach, und wollte dann in nähere Beziehungen zur Kolonie treten.

Die russische Kolonie interessierte mich aufs lebhafteste; ich wußte, daß die meisten sehr arm waren, aber, beseelt von einem heftigen Wissensdurst, im Auslande unter den größten Entbehrungen studierten. Den größten Prozentsatz bildeten die Juden, denen in Rußland die Möglichkeit zu studieren genommen war; unter ihnen traf ich die größten Idealisten. Schon früher hatte ich in Rußland die entsetzliche Lage der Juden kennen gelernt und hatte unter den jüdischen Revolutionären viele Freunde, die ich wegen ihrer großen Opferfreudigkeit und Energie im Freiheitskampfe hochschätzte und achtete; im Auslande bewunderte ich noch mehr ihre Ausdauer, unter den traurigsten Umständen weiter zu studieren. Die meisten der russischen Studierenden wandten sich entweder der Medizin oder der Chemie oder den Ingenieurwissenschaften zu, um später in Rußland den Arbeitern als Ärzte helfen zu können oder ihnen als Ingenieur und Chemiker näher zu kommen. In ihrer freien Zeit beschäftigten sie sich mit sozialen Fragen.

Als ich eines Abends zu Iwanoff zum Abendbrot herunterkam, traf ich bei ihm einen Mann von ungefähr dreißig Jahren an; er hatte einen Spitzbart, trug einen Kneifer und machte einen intelligenten Eindruck. Iwanoff sorgte für das Essen und warf leicht hin: „Machen Sie sich bitte bekannt."

Ich nannte meinen Namen, und der Unbekannte stellte sich als Mühlmann vor. Beim Abendbrot kamen wir in eine rege Unterhaltung. Mühlmann erkundigte sich, ob

ich schon lange hier sei, und unterwarf mich einem sehr eindringlichen Verhör, was ich in Rußland getrieben habe. Ich wollte aber nicht, daß in Brüssel jemand von meiner früheren Tätigkeit wüßte, und war daher vorsichtig in meinen Antworten. Ich trug mich mit dem Gedanken, meinen guten Paß für immer zu behalten und mich in keiner Weise vor der Zeit verdächtig zu machen. Als nun Mühlmann wieder eine mir indiskret scheinende Frage an mich stellte, sagte ich zu ihm:

„Wie kommen Sie dazu, mich in dieser Weise auszufragen? — Ich frage Sie doch auch nicht, woher Sie kommen, was Sie getan haben und was Sie weiter zu tun beabsichtigen! Wer hat Ihnen das Recht gegeben, sich quasi als Examinator aufzuspielen?"

Er antwortete mir nichts. Nach einer Weile verabschiedete er sich, reichte mir die Hand und meinte: „Wenn ich Ihnen Fragen vorgelegt habe, so bin ich dazu berechtigt. Ich muß wissen, mit wem ich verkehre und weiter verkehren will."

„Über diese Berechtigung läßt sich streiten," war meine Antwort. „Jedenfalls habe ich die Gewohnheit, fremden Leuten, die ich nicht kenne und die mir zu indiskret erscheinen, etwas bessere Manieren beizubringen!"

Er ging, und ich blieb mit Iwanoff allein zurück. „Ich habe Sie noch nie so unhöflich gesehen!" sagte dieser. „Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß Mühlmann ein sehr bedeutender Agitator ist und hier in der Kolonie, wie überhaupt im Auslande, eine große Rolle spielt."

„Das ist mir ganz einerlei," antwortete ich. „Er braucht keine neugierigen Fragen zu stellen. Was bezweckt er damit? Wenn ich sein Mißtrauen erregt habe, so kann er ja vorsichtig sein; hat er dagegen Vertrauen zu mir und erscheine ich ihm sympathisch, so soll er urteilen nach dem, was er sieht und was er hört, und mich nicht über mein Vorleben und dergleichen befragen!"

„Sie brauchen sich doch aber nicht so zu erhitzen! Die ganze Sache hat ja gar nichts weiter auf sich," erwiderte Jvanoff.

„Ist Mühlmann schon lange in Brüssel?" fragte ich.

„Er ist schon über ein Jahr im Auslande," antwortete Jwanoff. „Seinen wahren Namen kann ich Ihnen nicht nennen, weiß aber, daß er aus Ostsibirien über China entkommen ist. Er war, glaube ich, zu acht Jahren Verbannung verurteilt und war gleich nach seiner Ankunft mit einem Kameraden geflohen. Es war eine tollkühne Flucht. Hier im Auslande hat er Verbindungen mit anderen Revolutionären gefunden und dank seinen Beziehungen in Rußland dem Komitee große Dienste erwiesen. In Brüssel ist er einer der Führer."

Am selben Abend gingen wir ins Volkshaus, um dort einer politischen Versammlung beizuwohnen, und trafen nach deren Schluß wieder mit Mühlmann zusammen. Er reichte mir die Hand und sagte lächelnd: „Sind Sie mir noch böse, daß ich Ihnen so unbescheidene Fragen vorgelegt habe?"

„Nein. Böse war ich überhaupt nicht! Ich fand Ihr Verhalten nur nicht ganz diskret," antwortete ich.

Nach einer Weile benutzte Mühlmann eine kurze Abwesenheit Jwanoffs, um mich zu fragen: „Sie sind mit Abramoff gut befreundet. Nicht wahr?"

„Ja," antwortete ich. „Woher wissen Sie das aber?"

„Das ist mein Geheimnis," lächelte er. „Dann kenne ich Sie auch; Sie haben ja mit Petroff, Anna Michailowna und Abramoff zusammen gearbeitet!"

„Ich werde Ihnen darüber später Auskunft geben," sagte ich schnell, denn Jwanoff kehrte soeben zurück.

Am nächsten Tage erfuhr ich, woher Mühlmann etwas über mich wußte. Ein paar Tage zuvor hatte mich nämlich im Volkshause zufällig eine Freundin Anna Michailownas zusammen mit Jwanoff gesehen und hatte Mühl-

mann nach mir gefragt und um meine Adresse gebeten. Erst nach unserer ersten Begegnung verfiel Mühlmann auf den Gedanken, daß ich vielleicht der Gesuchte sei.

„Ich konnte der Dame nichts Bestimmtes berichten," sagte Mühlmann, „ich wußte ja weder, ob Sie es wirklich sind, noch wo Sie wohnen. Die Dame ist gestern nach der Schweiz abgereist."

Ich erklärte ihm, warum ich nicht wolle, daß man in Brüssel etwas Näheres über mich wisse. Er gab mir vollkommen recht und versprach, auch seinerseits nichts über mich verlauten zu lassen.

„Sie wollen also nur kurze Zeit hier bleiben?" fragte er.

„Das hängt ganz davon ab," antwortete ich, „ob Anna Michailowna gegen eine Kaution in Freiheit gesetzt wird, und wann das geschieht. Zudem muß ich auch noch Rücksichten auf den Gesundheitszustand Abramoffs nehmen!"

Da wir beide gute Verbindungen in Rußland hatten, versprachen wir uns, gegenseitig Nachrichten auszutauschen, was zu öfteren Zusammenkünften mit Mühlmann führte.

Meine Arbeit hatte ich nun abgesandt. Unterdessen kam auch Abramoff, mit dem ich zusammenzog. Sehr prompt traf ein Teil des Honorars ein, und meine pekuniären Verhältnisse waren jetzt im Vergleich zu denen der übrigen Mitglieder der Kolonie glänzend.

In unserem Kreise wurden ab und zu Versammlungen abgehalten, die wir auch besuchten. Sie hatten allerdings meist nur lokales Interesse. Es wurden Beschlüsse über die Unterstützungskasse, die Bibliothek und dergleichen Dinge gefaßt. Ab und zu hielt Mühlmann auch Vorträge über die politische Lage Rußlands und über die revolutionäre Arbeit. Nach Schluß saß man zusammen und lernte einander näher kennen. Mühlmann war Mitglied des Vorstandes der Unterstützungskasse und gleichzeitig Revisor. Ich half ihm bei dieser Arbeit und gewann dadurch einen

näheren Einblick in die Verhältnisse der Studenten und Studentinnen.

Die freie sozialistische Universität hatte eine Menge Zuhörer aus Rußland herangezogen, von denen freilich viele bald enttäuscht in die Schweiz oder nach Deutschland reisten, um an den dortigen Universitäten systematische Vorlesungen zu hören. Die Kolonie war bis zu sechzig Personen angewachsen. Der größte Teil war sehr arm, — höchstens fünf Personen der ganzen Kolonie erhielten einen monatlichen Zuschuß von ihren Eltern oder Verwandten im Betrage von achtzig bis hundert Franken; das waren die Reichen. Dann kamen welche, die über sechzig bis siebzig Franken monatlich zu verfügen hatten, und ungefähr fünfzehn Studierende hatten höchstens vierzig bis fünfzig Franken. Jeder zahlte einen bestimmten monatlichen Beitrag an die Kasse, was im Monat eine Summe von ungefähr sechzig bis siebzig Franken ergab. Zweimal im Jahre wurden Wohltätigkeitsfeste arrangiert, von deren Ertrag der größere Teil zur Unterstützung der Revolutionäre nach Rußland ging und der kleinere Teil in die Unterstützungskasse floß. Aus diesen Mitteln wurden zwei Stipendien gezahlt. Das eine erhielt ein junger Student, der wegen irgend einer Kleinigkeit in Rußland im Gefängnis gesessen hatte und hier im Auslande sein Studium beenden wollte. Das zweite Stipendium erhielt ein Arbeiter, der eine hervorragende Rolle unter den Moskauer Arbeitern gespielt hatte. In seiner freien Zeit hatte er sich die deutsche und französische Sprache angeeignet; er hatte viel gelesen, war von einem großen Wissensdrang beseelt, und als die Gefahr der Verhaftung drohte, hatten ihn seine Kameraden überredet, ins Ausland zu fliehen, und versprochen, ihn, solange er keine Arbeit hätte, zu unterstützen. Aber infolge von Verhaftungen blieben nach kurzer Zeit die Unterstützungen aus, und die Kolonie hielt es für ihre Ehrenpflicht, hier einzutreten. Da er keine Vorbildung hatte, konnte er nicht immatriku-

liert oder als Hörer aufgenommen werden und mußte sich mit den Abendvorlesungen, die für die belgischen Arbeiter eingerichtet waren, begnügen. Er hatte später in einer Messingfabrik eine Stellung gefunden, und es war rührend, mit welcher Gewissenhaftigkeit er jeden Sonnabend einen Teil seiner Schuld der Kasse abzahlte.

Wenn wir nicht gerade in Versammlungen waren, kam am Abend Mühlmann zu uns und entwickelte uns seinen Lieblingsplan.

„Wir haben hier mehrere Leute, die sich über die russischen Verhältnisse noch nicht klar sind. Es wäre gut, wenn wir beide Vorlesungen über den Gemeindebesitz in Rußland, über die ökonomische Lage der russischen Arbeiter und der russischen Bauern hielten. Wir könnten dadurch die Leute langsam zu tüchtigen Agitatoren heranziehen. Warum können wir nicht an der neuen sozialistischen Universität eine Fakultät für Russen errichten? Sie lernen hier die Arbeiterbewegung kennen, lernen die Wichtigkeit der Gewerkschaftsbewegung schätzen, hören Vorlesungen über die belgischen, englischen und französischen Konstitutionen, während wir ihnen außerdem Vorlesungen über Fragen aus dem russischen Staatsleben halten könnten. Die paar russischen Professoren, die hin und wieder hierher kommen und Vorträge halten, spielen gar keine Rolle. Ihre Vorträge sind auf zwei, drei oder höchstens 14 Tage berechnet, und die brennendsten Fragen, die für die russische Intelligenz von großer Bedeutung sind, werden von dieser freien, aber leeren Wissenschaft gar nicht berührt. Wir Sozialisten müssen deshalb jede intelligente Kraft benutzen. Wir drei sind zwar sozusagen zur Erholung hier, können aber unsere freie Zeit dazu benutzen, um neue Kräfte für unsere Propaganda zu gewinnen."

Dieser Plan Mühlmanns wurde von uns nicht völlig abgelehnt, aber auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, denn unser ganzes Sehnen ging vorerst dahin, in dieser oder

jener Weise Anna Michailowna zu befreien, um mit ihr zusammen in Rußland weiter zu arbeiten. Das gaben wir auch Mühlmann zu verstehen.

Er billigte das, überredete mich aber doch soweit, daß ich endlich wenigstens einen Vortrag ankündigte. Abramoff hatte es vor der Hand abgelehnt, weil er mit einer größern Arbeit beschäftigt war. Das Interesse für mein Thema — die Rolle der Arbeiterklasse in der künftigen russischen Revolution — war sehr lebhaft, die Kolonie war vollzählig erschienen.

Ich wies darauf hin, daß die russische Arbeiterklasse in der kommenden Revolution eine ausschlaggebende Rolle spielen werde. „Sie wird sie hervorrufen, und sie wird die Führerin sein; wenn es in Rußland überhaupt zu einer Revolution kommt, so ist es bloß der Arbeiterklasse zu danken. Wir müssen also um jeden Preis jeden kleinen Streik benutzen und den Arbeitern ihre Bedeutung im Kampf um Rußlands Freiheit klar machen." Ich sprach auch von der Tätigkeit der Revolutionäre in den 70er und im Anfang der 80er Jahren, erzählte von den Versuchen, unter den Bauern Propaganda zu machen, und versuchte zu zeigen, woran sie scheiterte: „Die Bauern waren durch die historische Entwicklung noch nicht revolutioniert, der schwach entwickelte Kapitalismus hatte sie noch nicht von Grund und Boden losgelöst, die Arbeiterklasse war gering an Zahl, und die damalige Propaganda unter den Arbeitern ging nicht den richtigen Weg. Die Revolutionäre der damaligen Zeit wurden durch die scharfen Maßregeln der Regierung zum Terror gedrängt, tausende von intelligenten Menschen wurden durch die Hindernisse, die die Regierung den Versuchen entgegenstellte, den Bauern als Arzt oder Gemeindeschreiber oder als Lehrer zu helfen, zu Revolutionären und späterhin zu Terroristen gemacht. Jetzt ist es anders geworden, wir wollen von den früheren Kämpfern die Energie und Ausdauer übernehmen, unsere Arbeit muß

sich aber anders gestalten; wir müssen die Arbeiter bilden und sie für ihre revolutionären Aufgaben erziehen, wir müssen ihnen immer wieder einprägen, wie stark ihre Macht ist. Diese Arbeit ist nicht leicht, sie erfordert viel Kraft und Ausdauer, aber das Resultat wird nicht ausbleiben. Den Terror brauchen wir nicht; er schadet unsrer gerechten Sache bloß, wir haben die historische Entwicklung für uns und müssen uns die Lehren der westeuropäischen Arbeiterbewegung zunutze machen, obwohl das Feld hier in den freien Ländern leichter zu bearbeiten ist, als in unserm Vaterlande. Wir werden das freie Rußland erleben, und den größten und stärksten Anteil wird die Arbeiterklasse daran haben."

Es wurde daraufhin vorläufig beschlossen, jede Woche einen Vortrag zu halten. Mühlmann und ich wechselten einander die erste Zeit allein ab; später gesellte sich zu uns der Arbeiter aus Moskau und erzählte in packender Weise von seinen Erfahrungen aus den Kreisen der Arbeiter in Moskau und Umgebung. Diese Vorträge gaben Anlaß, daß sich in der Kolonie kleine Zirkel bildeten, in denen die einen unter meiner Anleitung die politische Ökonomie von Karl Marx lasen, die andern sich unter der Anleitung Mühlmanns über die Arbeiterbewegung in Deutschland orientierten.

In diesen Lesezirkeln kam es zu regen Diskussionen. Viele Teilnehmer waren jung und unerfahren und begeisterten sich für die Kampfmethoden der alten Parteien, nur sehr wenige waren von den Ideen des wissenschaftlichen Sozialismus durchdrungen und beurteilten die Vorgänge in Rußland ruhiger. Ganz von selbst kam es dazu, daß ich dreimal wöchentlich Stunden in deutscher Sprache erteilte. Es war ein kleiner Kreis, der die deutsche Sprache soweit beherrschen wollte, um die Werke von Marx, Engels, Bebel, Kautski und anderen, die nur in deutscher Sprache erschienen waren, kennen zu lernen. Diese erfolgreiche

Tätigkeit brachte mich schließlich auf den Gedanken, all die zerstreuten Kolonien in Deutschland, Frankreich, Belgien und der Schweiz näher zusammen zu bringen. Ich unterhielt mich an freien Abenden oft mit Mühlmann darüber. Aber wenn ich den Gedanken aussprach, unterbrach mich Abramoff jedesmal und meinte: „Sie müssen doch immer etwas zu tun haben. Wozu wollen Sie sich noch damit abgeben? Das ist eine ganz unnütze Verschwendung von Energie und Zeit. Sie müssen Ihre Kräfte schonen, denn bald können Sie etwas Nützlicheres zu tun haben! Sie rechnen ja selbst damit, daß Anna Michailowna bald frei wird. Wer soll ihr dort helfen? Doch nicht unsere paar Bekannten? Die können ja nichts, — Sie sind der einzige. Ich kann nach Rußland nicht zurück und kann außerdem nicht konspirativ arbeiten! Auf unsere Bekannten in Rußland ist kein Verlaß. Nicht einmal die Korrespondenz mit Anna Michailowna haben sie gut vermittelt. In den vier Monaten unseres hiesigen Aufenthalts haben wir eine einzige, spärliche Nachricht erhalten."

Abramoff hatte vielleicht recht, aber ich konnte nicht anders. Dies rege Leben spornte meine Energie an. Ich arbeitete an meinen Übersetzungen, schrieb Artikel über Belgien in russischen Zeitungen, hielt Vorträge, leitete einen Zirkel und fühlte trotzdem einen Überfluß an Tatkraft, den ich nutzbringend anwenden wollte. Ungeachtet des Widerspruchs Abramoffs hatte ich mich deshalb doch mit zwei andern Kolonien in Belgien in Verbindung gesetzt und erreicht, daß deren drei Kassen verschmolzen wurden.

In Antwerpen studierten sehr wohlhabende Leute; in ihrer Unterstützungskasse waren mehrere Tausend Franken, in Lüttich und in Brüssel dagegen lebten viele arme Russen, denen diese Gelder von Nutzen sein konnten. Auf der Generalversammlung in Antwerpen wurde denn auch der Beschluß gefaßt, einen Teil des Geldes — ich glaube, es

waren über 3000 Franken — proportional unter Brüssel und Lüttich zu verteilen.

Aber wie in jeder Flüchtlingskolonie, wie überhaupt unter Leuten, die von ihrer regelmäßigen Beschäftigung und der Heimat losgerissen sind, kam es auch in Brüssel zu unangenehmen Zwischenfällen. Irgend eine Äußerung gab Anlaß zu allerhand Deutungen, es kam zu einem Streit, und die Stimmung unter den Exilierten verlor ihren schönen, kameradschaftlichen Ton. Abramoff konnte und wollte man nicht verzeihen, daß er seine vielen Kenntnisse nicht in den Dienst der Kolonie stellte, sich mehr und mehr zurückzog und ganz seiner Arbeit lebte. Man meinte, er sei zu stolz, schaue alle andern mit einer gewissen Verachtung an, lebe nur seiner Arbeit und seiner Gesundheit, — mit einem Worte, er sei kein guter Kamerad. Ich verteidigte ihn, wurde sehr hitzig dabei, und es kam auch zwischen mir und einigen Mitgliedern der Kolonie zu einem Konflikt. —

Es war im Frühling 1900. Meine Nerven waren nun doch durch die angestrengte Arbeit im Winter stark überreizt worden, ich fühlte, daß ich nicht mehr die Kräfte hatte, so intensiv weiter zu arbeiten, wandte mich an einen Arzt und zog auf seinen Rat mit Abramoff aufs Land. Die Gefängnishaft, das Leben unter fremdem Namen, die beständige Vorsicht, die Aufregung der letzten Zeit, das alles wirkte jetzt nach. Aber in der Stille des ländlichen Aufenthaltes erholte ich mich schnell wieder.

Ich hatte belgische Bekannte, besuchte sie oft, und da es Leute verschiedener Parteistellung waren, lernten wir Land und Leute nicht nur aus Büchern, sondern auch in der Praxis und von verschiedenen Standpunkten kennen.

Von Anna Michailowna kamen nur spärliche Nachrichten, und das war das einzige, was uns beide sehr beunruhigte. Da Abramoff Briefe auf seinen Namen nicht erhalten konnte, um nicht die Aufmerksamkeit der russischen

Spione im Auslande auf sich zu lenken, und ich meinen Namen nicht als Deckadresse hergeben wollte, um, wie schon gesagt, einmal ganz ruhig in Rußland leben zu können, hatten wir unsere Freunde gebeten, Nachrichten und Geld unter der Adresse belgischer Bekannten zu senden. Nur für unwichtige Korrespondenzen sollten sie ein Pseudonym gebrauchen.

Eines Tages erhielten wir nun plötzlich einen eingeschriebenen Brief auf diesen angenommenen Namen. Wir waren beide nicht zu Hause; der Bote hinterließ aber einen Zettel, nach welchem wir den Brief auf der Post selbst abholen sollten. Abramoff war unter seinem Namen gemeldet, ich ebenfalls, und es war guter Rat teuer, wie wir diesen Brief erhalten könnten. Es blieb nichts anderes übrig, als in dem russischen Paß, den Abramoff besaß, auf ein paar freien Seiten den fingierten Namen in französischer Sprache einzutragen und den dazu gehörigen Text mit Unterschrift irgend eines Gouverneurs selbst zu fabrizieren. Der Streich gelang uns, und wir erhielten den eingeschriebenen Brief, in dem eine Anweisung über eine größere Summe lag.

Es kam noch ein zweiter eingeschriebener Brief, der an mich adressiert war. Der Stationsgehilfe teilte mir mit, daß Besobrassoff, der Bekannte, durch dessen Hilfe ich meinen ausländischen Paß erhalten hatte, verhaftet worden wäre.

„Man ist Ihnen auf die Spur gekommen, hat alles aufgedeckt, Besobrassoff verhaftet und ihn unter Anklage wegen Beihilfe gestellt. Er konnte aber nachweisen, daß er von Ihrer revolutionären Tätigkeit nichts geahnt habe, ist wieder in Freiheit gesetzt und mit einem Verweise davongekommen. Er ist Ihnen nicht böse, erzählte mir lächelnd die Geschichte und bat mich, Ihnen zu schreiben, Sie sollten vorsichtig sein. Es ist ausgeschlossen, daß Sie jetzt unter diesem Namen nach Rußland zurückkehren."

Wir hatten aber übersehen, daß in dem Briefe noch

eine chiffrierte Stelle war, die wir erst beim zweiten Durchlesen entdeckten. Wir versuchten zuerst mit dem Schlüssel, den wir besaßen, die Schrift zu enträtseln, es gelang uns aber nicht.

Wie in Rußland, so brauchten wir auch im Auslande eine bestimmte Geheimschrift, denn mit chemischer Tinte oder in einer andern Weise zu schreiben, war nicht ratsam, da die Gendarmen fast alle Mittel kannten. Wir konnten aber nie sicher sein, daß die Briefe, die wir nach Rußland sandten oder die von dort an uns gelangten, nicht doch gelesen und entziffert worden waren, denn sehr oft senden die Geheimpolizisten die Briefe weiter, um die Wachsamkeit der Revolutionäre einzuschläfern und späterhin etwas Wichtigeres zu erfahren. Für das Ausland hatten wir eine andere Geheimschrift als in Rußland. Jedem Uneingeweihten erschien unsere Korrespondenz harmlos, nur einzelne bestimmte Worte deuteten darauf hin — aber bloß für uns —, daß der oder jener Brief andere Mitteilungen, als die angeführten, enthielt. Endlich kam Abramoff auf die Idee, die Stelle mit dem alten Schlüssel, den er früher in Rußland gebraucht hatte, zu lesen. Und es gelang. Der Stationsgehilfe teilte uns mit, daß Anna Michailowna sich bei dem Verhör geweigert habe, den Namen des Verfassers der in ihrem Koffer vorgefundenen Manuskripte zu nennen. Sie wäre ganz überrascht gewesen, als der Gendarm ihr vor kurzem bei einem Verhör erklärte, das Manuskript stamme von Abramoff, sie hätten die Handschrift erkannt, und ihr zum Beweise ein paar Schriftstücke von Abramoff vorgelegt.

„Das ist eine glänzende Leistung!" sagte mein Freund. „Die Gendarmen verstehen ihr Geschäft. Wieviel Zeit haben sie nicht dabei vergeudet. Wie haben sie es nur fertig gebracht?"

Das einzige, was uns deprimierte, war, daß ich als Harlamoff ohne Gefahr nicht mehr weiter leben konnte. Ich

mußte darauf gefaßt sein, daß man mich bald auch im Auslande suchen werde.

Unerwarteterweise wurde der Zustand Abramoffs schlechter. Ein tüchtiger Arzt stellte fest, daß er an Arterienverkalkung litt und daher auch die rasenden Kopfschmerzen hatte. Er riet ihm, sich sofort in eine Anstalt zu begeben, und meinte, er könne, wenn auch nicht ganz gesunden, so doch die Krankheit aufhalten. Der arme Abramoff durfte nicht arbeiten und geriet nun in eine furchtbar gedrückte Stimmung. Immer öfter kam ihm der Gedanke, es habe keinen Wert für ihn weiter zu leben. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte. Aus den Gesprächen mit ihm merkte ich, wie sehr er sich nach seiner Frau sehnte; ich schätzte sie selbst sehr und hatte mich ja schon immer mit dem Gedanken getragen, sie zu befreien.

Der Gesundheitszustand Abramoffs, Mangel an Arbeit und der Gedanke, Anna Michailowna zu befreien, ließen mich einen Entschluß fassen, den ich Abramoff sofort mitteilte.

„Wir haben Geld genug, um einige Monate davon leben zu können," sagte ich zu ihm. „Arbeiten können Sie nicht, Sie müssen sich erholen, — dazu wird das Geld ausreichen. Das Wichtigste bleibt aber, daß Anna Michailowna frei wird. Denn erstens kann sie dann nach einer kurzen Erholung in Rußland weiterarbeiten. Das bedeutet für unsre Sache eine außerordentliche Hilfe. Zweitens würde ihre Befreiung auch auf Sie günstig wirken, Sie würden sich besser fühlen, könnten wieder arbeiten und uns mit Ihren Kenntnissen die größten Dienste erweisen. Die Schlußfolgerung ist daher, ich nehme einen Teil des Geldes, reise nach Rußland, versuche mit Hilfe unsrer Verbindungen Anna Michailowna gegen eine Kaution frei zu bekommen, und komme mit ihr hierher."

Es kommt oft vor, daß die Inhaftierten vor der Fällung des Urteils gegen eine Kaution entlassen werden;

die Höhe der Kaution schwankt zwischen 500 bis drei- und selbst zehntausend Rubel; bloß wenn der Gefangene ein wichtiger politischer Verbrecher ist, wird er gegen eine Kaution nicht losgelassen, es wird ihm dann auch nicht gestattet, für eigene Rechnung nach dem Verbannungsorte zu reisen. Die Loslassung gegen eine Kaution ist oft gleichbedeutend damit, daß der politische Gefangene als gewöhnlicher Passagier nach dem Ort seiner Verbannung reisen darf. Dann wird die Kaution so lange zurückbehalten, bis er am Verbannungsort angelangt ist. Im Falle einer Flucht oder selbst eines mißglückten Fluchtversuchs geht die Kaution verloren. Darauf baute ich meinen Befreiungsplan.

Abramoff war starr.

„Wollen Sie das wirklich tun? Das ist sehr schwer," sagte er.

„Ich halte es für dringend notwendig," antwortete ich. „Wir dürfen nicht vergessen, daß in diesem langen, schwierigen Kampfe gegen den Absolutismus jede Kraft von großem Wert ist. Anna Michailowna hat die meiste Erfahrung und die größte Energie von uns dreien. Ist es daher nicht richtig, wenn ich zu ihrer Befreiung alles aufbiete? Ich schätze Sie beide hoch, tue es der Sache wegen, und wenn ich bei dem Versuche, Anna Michailowna zu befreien, selbst verhaftet werde, so ist das auch nur eine Episode unseres gemeinsamen Kampfes."

Ich beriet den Reiseplan mit Abramoff sorgfältig, erörterte alle Möglichkeiten, eine genügende Kautionssumme aufzutreiben, und beide kamen wir zu der Überzeugung, daß die Gendarmen die Untersuchung wahrscheinlich jetzt abgeschlossen hätten und Anna Michailowna eher gegen eine Kaution losgelassen würde, als früher.

„Wie wollen Sie aber reisen?" fragte Abramoff. „Wollen Sie einfach über die Grenze gehen und ohne Paß oder mit einem fremden Paß in Rußland leben?"

Mit größter Vorsicht bereitete ich mich für die Reise vor. Kein Mensch sollte wissen, daß ich nach Rußland gefahren sei.

Ich hatte einen guten Bekannten, einen Bulgaren. Er war verschwiegen und genoß unser größtes Vertrauen. Mit seiner Hilfe gelang es mir, einen bulgarischen Paß zu erhalten, den er bei dem türkischen Generalkonsul visieren ließ. Der Besitzer des Passes war ein Lehrer, der in seinem Vaterlande nichts verbrochen hatte, auf den folglich kein Verdacht fallen konnte. Ein Umstand allerdings war nicht besonders angenehm; im Passe stand nämlich eine genaue Personalbeschreibung des Eigentümers: das Alter, der Wuchs paßten genau, nur die Haarfarbe und die Farbe der Augen stimmten nicht.

„Ich bin gespannt, wie Sie sich aus der Affäre ziehen werden," sagte Abramoff.

„Das werde ich schon besorgen," antwortete ich.

Ich reiste ab. In Berlin blieb ich nur bis zum Abend und wurde kurz vor meiner Abreise genau nach dem Passe zugestutzt; so hatte ich das gewünschte dunkle Kopf- und Barthaar. Ein Arzt hatte mir Tropfen, worin viel Atropin war, gegeben; diese Tropfen sollte ich eine Stunde vor der Grenze in meine Augen träufeln.

Man gab mir als Begleiter einen jungen Studenten mit, der in dem Falle, daß ich arretiert werden würde, auf der Grenzstation sofort ein verabredetes Telegramm absenden sollte. Wir fuhren beide getrennt. Immer näher kam die Grenze, und ich merkte, wie mein Herz stärker klopfte. — ‚Dummheit! Es wird gelingen', dachte ich. Auf der letzten deutschen Station wurden die Türen des Wagens geschlossen. Ein Gendarm ging durch alle Coupés und nahm die Pässe entgegen. Dabei musterte er jeden einzelnen ziemlich genau. Schade, daß ich nicht ein paar Brocken bulgarisch verstehe, dachte ich.

Der Zug raste in das Stationsgebäude von Alexan-

drowo hinein. Nun stand ich wieder in dem großen Saale, wo unser Gepäck revidiert werden sollte. Wie oft in meinem Leben habe ich nicht hier gestanden, aber unter wie verschiedenen Verhältnissen! —

Mein Begleiter hatte sich so postiert, daß er mich sehen konnte. Die Zollbeamten durchstöberten alle Sachen, suchten nach Büchern, und die Revision war beendet. Ein Beamter rief die Namen der Reisenden laut aus und überreichte ihnen die Pässe. Mein Begleiter, ein paar Leute und ich waren zurückgeblieben. — Plötzlich hörte ich meinen bulgarischen Namen. Gleichzeitig wurde auch mein Begleiter ausgerufen.

„Bitte, gehen Sie zu dem Gendarmerieoffizier," sagte der Zollbeamte.

Ruhig, auf alles gefaßt, trat ich in ein kleines Zimmer ein, wo mehrere Gendarmen standen und am Tische ein Offizier saß.

„Wie heißen Sie," fragte er mich.

Ich nannte meinen Namen und erklärte, ich könne besser deutsch als russisch sprechen.

„Hier haben Sie Ihren Paß," sagte der Offizier und betrachtete mich genau. „Zu welchem Zwecke fahren Sie nach Rußland?"

„Ich bin als Hauslehrer engagiert," antwortete ich.

Mein Begleiter blieb im Zimmer zurück, während ich zur Kasse ging, um mir ein Billett nach Petersburg zu lösen. Da merkte ich erst, wie stark die Tropfen wirkten: ich konnte das Billett und das Geld nur in Umrissen sehen. Im Wartesaal bestellte ich mir ein Glas Tee und trank es mit größter Vorsicht, um durch mein schlechtes Sehen nicht aufzufallen.

Aber alles erledigte sich glatt, und wir konnten in den russischen Zug einsteigen. Mein Begleiter flüsterte mir zu:

„Gott sei Dank! Alles ist gut gegangen!" Ich gab ihm aber einen Stoß, damit er schwiege, denn auf der

Strecke zwischen der Grenzstation und Warschau sitzen in den Zügen oft Geheimagenten, und es geschieht nicht selten, daß ein Revolutionär die Grenzstation glücklich überschritten hat, aber während der Eisenbahnfahrt oder gleich bei seiner Ankunft in Warschau verhaftet wird, weil er sich zu sicher gefühlt hat.

Fast über ein Jahr war ich fort gewesen, und es berührte mich ganz eigentümlich, wieder in der Heimat zu sein. In Warschau mußte ich ein paar Stunden auf meinen Zug warten, mein Begleiter leistete mir in dem leeren Wartesaal Gesellschaft, dann verabschiedeten wir uns, und er bestieg den Zug nach dem Süden.

Ich reiste nun nach Petersburg, um einen bekannten Redakteur, dem wir eine Reihe von Beiträgen gesandt hatten, zu sprechen. Ich traf aber bloß seinen Stellvertreter an, der mich in überschwenglicher Weise begrüßte, obwohl ich ihm persönlich nicht bekannt war.

„Ah, das sind Sie, der so glücklich mit seinen Freunden über die Grenze gekommen ist? Wir haben davon gehört," sagte er.

Und trotz aller meiner Beteuerungen, daß er sich in der Person irre, konnte ich ihm nicht ausreden, daß ich einer der tüchtigsten Agitatoren sei, der zudem noch so überaus glücklich gewesen sei. Ich erhielt von ihm das Versprechen, daß unsere Artikel bald erscheinen und das Honorar an Abramoff gesandt werden sollte.

Ich suchte noch einige Bekannte auf, die der Beruf zwang, den Sommer über in Petersburg zu bleiben, und nahm ihre Hilfe in Anspruch. Einige sollten sich im Polizeidepartement des Ministeriums des Innern erkundigen, wann das Urteil über Anna Michailowna gefällt würde, und es mir sofort mitteilen. Die anderen sollten sich bemühen, in der Literarischen Gesellschaft eine Unterstützung für Abramoff zu erhalten, damit er ein paar Monate in einer Heilanstalt leben könnte.

Zwei Tage war ich in Petersburg. Die Nacht verbrachte ich bei Bekannten außerhalb der Stadt auf einer der Inseln. Von Petersburg reiste ich auf das Gut von Leontjeff, der uns schon im vorigen Jahre Zuflucht gewährt hatte. Auf der Hinreise suchte ich den Gehilfen des Stationschefs auf, besprach mit ihm, in welcher Weise er Nachrichten an mich befördern solle, und bat ihn inständig, seinerseits einen Teil der Kaution für Anna Michailowna, falls sie losgelassen würde, aufzutreiben. Ich hatte mich auch aus Petersburg an den Ingenieur gewandt, dem ich seinerzeit geholfen hatte, mit der Bitte, mir für einen Freund ein paar tausend Rubel auf unbestimmte Zeit zu leihen.

Von dem Gutsbesitzer und seiner Familie wurde ich wie ein alter Bekannter begrüßt. Dieses Mal blieb ich auf dem Gutshof wohnen und verbrachte hier ungefähr zwei Wochen. Während dieser Zeit kam ich dem Wirte näher und er äußerte eines Abends, als wir gerade über das Umsichgreifen der Unzufriedenheit in Rußland sprachen:

„Nach dem Tode Alexanders II. im Jahre 1881 stimmte ich den Regierungsmaßregeln vollkommen bei. In einem Vortrag, den ich in der Adelsversammlung hielt, betonte ich sogar, daß die Regierung nicht hart genug gegen die Wühler und Aufrührer vorgehe, und setzte, glaube ich, mit meinen Ausführungen die ganze Versammlung in Erstaunen. Aber die drückende Reaktion, die immer mehr um sich greift, die Unmöglichkeit, frei zu atmen, haben aus mir allmählich beinahe einen Revolutionär gemacht. Wenn meine Entwicklung in solchen Riesenschritten weiter vorwärtsgeht, so werde ich womöglich mit der roten Fahne in der Hand auf den Barrikaden sterben!"

„Bis zu den Barrikaden ist es noch ziemlich weit!" antwortete ich. „Meine lieben Landsleute — die meisten von ihnen wenigstens — begnügen sich mit liberalen Gesprächen innerhalb ihrer vier Wände, und hin und wieder

läßt sich einer beim Glas Wein soweit hinreißen, daß er ausruft: ‚Nieder mit dem Absolutismus!' Gewiß, das sind auch Anzeichen von Unzufriedenheit und Gärung, aber bis zu Taten ist es noch ein weiter Weg. Die Intelligenz, ja, die ist bereit, immer neue Opfer zu bringen und jetzt gesellt sich zu ihr auch die Arbeiterklasse. Sie würden ein gutes Werk tun, wenn Sie die Bewegung materiell unterstützten und Ihre Bekannten veranlassen, daß sie jeden Monat einen gewissen Beitrag an die Kasse zahlen. Übrigens habe ich eine große Bitte an Sie: Sie wissen, daß die Frau Abramoffs im Gefängnis sitzt. Es wird sich wahrscheinlich die Möglichkeit ergeben, sie gegen Kaution aus dem Gefängnis zu befreien. Einen Teil der Kaution werde ich zusammenbekommen. Wie hoch die Summe ist, weiß ich aber nicht. Würden Sie nicht eventuell einen Teil zuschießen?"

Er versprach es mir und wollte mich des Weiteren überzeugen, wie wichtig es wäre, eine liberale Zeitung ohne jegliche Zensur im Auslande erscheinen zu lassen, was ich aber nicht für zweckmäßig hielt.

„Sie dürfen die Zensurverhältnisse nicht vergessen," sagte ich. „In Rußland selbst können Sie keine demokratische oder liberale Zeitung herausgeben. Sie haben doch selbst erlebt, daß anständige Zeitungen wegen Kleinigkeiten, sei es wegen gerechter Kritik oder bloß wegen Veröffentlichung von rechtlosen administrativen Verfügungen, oder sei es wegen Veröffentlichung bewiesener Ungesetzlichkeiten seitens der Beamten gegenüber Bauern oder Arbeitern, auf immer verboten wurden. Der russische Bürger soll eben nichts Wahres über die wirkliche Notlage der Bauern oder über die Gründe eines ökonomischen Streiks erfahren. Gesetzt den Fall, Sie würden die Zeitung oder Zeitschrift im Auslande herausgeben, so muß sie unbedingt über die Grenze geschmuggelt werden. Ein regelmäßig erscheinendes Organ verlangt große finanzielle Opfer und vor allem

Glauben an die Notwendigkeit solch einer Arbeit. Für liberale Kreise zu arbeiten, habe ich keine Lust, weil wir nicht an einen Nutzen glauben. Haben Sie Lust, so unterstützen Sie doch die einzige Partei, die in Rußland wirklich etwas leisten kann und wird — die Arbeiterpartei!"

Von dem Stationschef erhielt ich bald die erwarteten Briefe, der Ingenieur stellte mir dreitausend Rubel zur Verfügung, und aus Pensa, wohin Anna Michailowna als Gefangene übergeführt worden war, erhielt ich Nachricht, daß ich sie würde sehen können.

Auf diese Nachricht hin reiste ich sofort nach Pensa. Wir hatten dort Verbindungen angeknüpft, ich suchte die Bekannten auf, und Anna Michailowna wurde durch einen Gefängniswärter meine Anwesenheit mitgeteilt.

Nach einigen Tagen gelang es meinen Bekannten, von dem Staatsanwalt die Erlaubnis zu erwirken, daß ich als Verwandter von Anna Michailowna sie im Gefängnis sehen dürfe. Zur angesetzten Stunde war ich in der Kanzlei, erledigte die Formalitäten, mußte sogar meinen bulgarischen Paß vorweisen und wurde dann in ein Zimmer geführt, wo sich ein Gehilfe des Staatsanwalts befand. Nach ein paar Minuten erschien Anna Michailowna in Begleitung eines Gefängniswärters. Jedes Wort, das zwischen uns gesprochen wurde, mußte genau erwogen werden, denn wir wußten nicht, wie sehr der Gehilfe des Staatsanwalts sich in seine Papiere vertieft hatte. Er schien uns nicht zu beachten, aber trotzdem war Vorsicht am Platze.

Wir sprachen über scheinbar gleichgültige Dinge, aber in jedem Worte lag für uns beide doch ein tiefer Sinn. An ihren freudig strahlenden Augen merkte ich, wie froh sie war, mich wiederzusehen.

Das Gefängnisleben hatte sie nicht verändert, nur über ihre schwachen Augen klagte sie und erzählte, daß der Gefängnisarzt so liebenswürdig gewesen war, ihr zu ver-

ordnen, sich mindestens zwei Stunden täglich in frischer Luft zu bewegen. Es gelang mir, mein Taschentuch mit dem ihrigen auszutauschen. Auf einem winzigen Zettel teilte ich ihr darin in chiffrierter Schrift mit, wie es Abramoff ginge. Das Wiedersehen dauerte höchstens eine Viertelstunde.

Durch meine Bekannten ließ ich mich darauf beim Staatsanwalt erkundigen, ob Anna Michailowna gegen eine Kaution freigelassen werden würde. Er hatte persönlich nichts dagegen, berief sich aber auf das Ministerium in Petersburg.

Ich hatte alle Schritte im Namen der Verwandten unternommen und den Ingenieur, den Gutsbesitzer und noch einen Bekannten dahin verständigt, daß auf ein bestimmtes Telegramm hin das nötige Geld mir sofort überwiesen werden sollte.

Leider traf eine ablehnende Antwort vom Ministerium ein. Das Verfahren sei noch nicht abgeschlossen, und daher könne die Untersuchungsgefangene A. M. Sokolowa auch nicht gegen eine Kaution freigelassen werden.

Ich wurde schwankend. Sollte ich hier warten, bis eine bestimmte Nachricht über den Termin der Urteilsfällung eintraf, oder sofort abreisen?

Ich entschied mich doch für das letztere, denn ich wollte im Süden Rußlands Frau Petroff besuchen. Ihr Mann war sehr bald nach meiner Ankunft in Berlin gestorben; sie lebte jetzt unter fremdem Namen im Süden und arbeitete in einer Organisation.

Bei meiner Durchreise schärfte ich dem Stationschef nochmals ein, mich stets auf dem laufenden über Anna Michailowna zu erhalten, sagte auch, daß es mir wahrscheinlich gelingen würde, sie auf andere Weise zu befreien. Falls er Geld von dem Ingenieur und von dem Gutsbesitzer erhalte, möge er es aufbewahren.

Das Wiedersehen mit Frau Petroff in Odessa war erschütternd; als sie mich erblickte, weinte sie laut, denn

mein Anblick erweckte in ihr die Erinnerung an ihr verschwundenes persönliches Glück. Sie überwand sich aber bald und erzählte mir freudestrahlend, welche Resultate sie mit ihrer Wirksamkeit unter den Arbeitern im Süden erreicht habe; sie war Wanderpropagandistin geworden, hatte auch eine Geheimdruckerei geleitet, mußte sie aber bald wieder aufgeben, da die Polizei dahinterher war. Sie glaubte fest an die baldige Befreiung Rußlands und ging ganz in ihrer Aufgabe auf. Ich schied von ihr mit schwerem Herzen. Kurz nach unserem Wiedersehen, vielleicht nach ein paar Monaten, wurde sie verhaftet, als Frau Petroff erkannt und auf 8 Jahre nach Ostsibirien verbannt, wo sie nach 2 Jahren gestorben ist — all das hörte ich später im Auslande. Von Odessa reiste ich nach Petersburg und machte in jeder größeren Stadt Station. Ich wollte mich im Auftrage des Komitees über den Fortschritt der Bewegung orientieren. In Petersburg verbrachte ich über zwei Wochen. Ich lebte erst bei dem Bruder des Gutsbesitzers, und als er selbst nach Petersburg kam, bei ihm. Überall galt ich als Bulgare.

Auf dem Gute war es schon einmal passiert, daß ein Herr, den ich im vorigen Jahre kennen gelernt hatte, mich in einer sonderbaren Weise ansah, als ich ihm als Bulgare vorgestellt wurde. In Petersburg aber wollte es der Zufall, daß ich trotz aller meiner Vorsicht eines Abends mit dem Hausarzt meines Onkels zusammenkam. Er wollte zuerst auf mich zueilen, stutzte aber einen Moment, und als er den bulgarischen Namen hörte, schien er verwirrt. Ich konnte das Zimmer nicht sofort verlassen und merkte, daß er mich scharf beobachtete. Er blieb sehr lange und nahm sogar die Einladung zu Mittag an, obwohl er anfangs erklärt hatte, er habe keine Zeit. Nach dem Mittagessen fand er Gelegenheit, mich mit meinem früheren Namen anzureden und sagte:

„Ich habe Sie erkannt. Sie brauchen sich nicht zu

fürchten, ich werde Ihr Geheimnis bewahren. Ihre Verwandten glauben, Sie seien längst tot. Vor kurzem habe ich Ihre Stiefmutter getroffen, sie ist sehr krank und wird wahrscheinlich nicht lange mehr leben."

Als ich das hörte, ergriff mich doch ein starkes Mitgefühl, und ich fragte den Arzt, wo sie jetzt sei, ich möchte sie gern besuchen und mit ihr sprechen. Der Arzt riet mir aber mit großem Eifer von dieser Absicht ab. Er sei überzeugt, fügte er hinzu, daß meine Stiefmutter keinen Augenblick schwanken würde, mich der Polizei auszuliefern, wenn sie mich sähe oder am Leben wisse, denn mein Verbrechen könne in ihren Augen nur durch eine Sühne entweder im Kloster oder mit der Verbannung auf eines unserer Güter gebüßt werden. Er erzählte mir noch, daß sie umringt wäre von allerhand Mönchen und Nonnen, jeden Tag unzählige Male Gottesdienst abhalten ließe und all ihr weltliches Treiben und ihre Sünden tief bereute. Ich ließ daher von meinem Vorhaben ab und schrieb meiner Stiefmutter einen innigen Brief, worin ich ihr mitteilte, ich könne nicht anders handeln, als mit den Unglücklichen, Geknechteten für ein besseres Dasein zu kämpfen. Das sei mein letzter Gruß.

Im weiteren Gespräch erzählte der Arzt mir noch allerlei über meinen Onkel, meine Schwester — sonderbar! Es war mir, als ob er mir von ganz fremden Menschen erzählte, die ich einst flüchtig gekannt hatte! — — Zum Schlusse sagte er:

„Wer hätte das erwartet, daß Sie so konsequent mit allem brechen und spurlos in der großen Schar der Freiheitskämpfer verschwinden würden. Ich bewundere Sie, begreife aber nicht, warum Sie gerade in dieser Weise Ihrem Vaterlande nützen wollen. Es gibt andere Wege. Ja, die Jugend liebt die Extreme!"

„Sie kennen mich seit meiner Kindheit, lieber Doktor, sagte ich, „und wissen, daß ich nicht aus Liebe zum Ex-

tremen oppositionell und Revolutionär geworden bin. Ich habe in verschiedener Weise versucht, meinen Nächsten, den Unterdrückten, zu helfen. Der Zufall wollte es, daß ich ins Gefängnis kam, ich habe dort lange gekämpft, habe mir selbst gesagt, daß ich mit dem Vermögen, das mir einst zufiele, mit den verwandtschaftlichen Beziehungen, in der gesellschaftlichen Stellung, die ich als Erbe eines alten hochgeschätzten Namens, eines großen Vermögens, einer Reihe von Gütern besäße, viel Nützliches leisten könne. Aber ich habe auch gesehen, daß fast jeder Versuch, eine gute Schule auf dem Lande zu gründen oder eine billige Zeitung herauszugeben, an unüberwindlichen Hindernissen seitens der Bureaukratie scheiterte; jeder kleinste Versuch, den Bauern in dieser oder jener Weise zu helfen wurde zu nichte. Gewiß, es gibt in Rußland ehrliche Beamte, aber geben Sie mir doch zu, daß sie längst ihre Ideale aufgegeben haben; es gibt viele tausend ehrliche Menschen, die für ihr Vaterland alles tun möchten — sie sitzen aber still auf ihren Gütern und wagen sich nicht zu rühren. Die Reaktion feiert Triumphe und erzeugt eine allgemeine Unzufriedenheit, einen unterdrückten Haß gegen dieses entsetzliche, alles Lebendige tötende Regiment. Glauben Sie mir — über kurz oder lang kommt es zu einer furchtbaren Explosion. Nennen Sie mir einen wirklichen Patrioten, einen ehrlichen Menschen unter der Clique, die Rußlands Geschicke leitet. Es gibt keinen einzigen. Die paar unter den Staatsmännern, die ihren Namen mit den Reformen verbunden haben, sitzen im Reichsrat oder im Senat und haben gar keine Macht; sie leben von dem alten Ruhm und sehen wehmütig zu, wie die groß angelegten Reformen von der regierenden Clique zerstückelt und annulliert werden. Ich liebe mein Vaterland, ich liebe dieses große Volk, ich glaube an seine Zukunft; es ist so gesund, so kräftig, so schön — naiv, in ihm schlummern tausendfältige Kräfte, aber Luft, Luft braucht es, und das kann nur eine

mächtige Auflehnung — nennen Sie es eine Revolution — sämtlicher Stände geben. Wo kann ich am meisten Nutzen bringen? Wer wird am ehesten begreifen, daß ihm Luft zum Atmen, Freiheit für seine Entwickelung fehlt? Der Arbeiter! Das müssen Sie zugeben. Heute machen wir Propaganda unter den Arbeitern, versuchen ihre ökonomische Lage zu bessern und machen ihnen ihre politische Situation klar, später gehen wir unter die Bauern, und gestützt auf ihre große Masse machen wir ihre gerechten Forderungen geltend. Es wird noch lange dauern, aber unser ist der Sieg, und wir werden noch ein freies, schönes, mächtiges Rußland erleben. Hier kann ich am meisten Nutzen bringen, hier habe ich meine Familie. Meine Freunde und Kameraden arbeiten mit mir Hand in Hand, und unser Glaube an das kommende freie Rußland entflammt uns noch mehr und läßt uns nach mißglückten Versuchen im Gefängnis, in der Verbannung nicht verzweifeln. Ich kam zu den Freiheitskämpfern mit unsicheren Schritten, aber beseelt von einem mächtigen Drange, den Unterdrückten zu helfen, ich habe gelernt und kann nicht mehr zurück. Ich lebe und will für die Freiheit sterben!"

„Ich begreife Sie vollkommen," sagte nach einer Pause unser Hausarzt. — „Ich kann Ihnen nicht folgen, dazu bin ich zu alt; aber ich kann Sie verstehen. Auch früher hat die Aristokratie Kämpfer für die Freiheit gestellt, sie sind alle verloren gegangen, vielleicht gelingt es dieser neuen Strömung, den Sieg zu erringen." —

Durch Bekannte erfuhr ich, daß Anna Michailowna nicht vor Februar oder März nächsten Jahres aus dem Gefängnis herauskommen und dann wahrscheinlich direkt in die Verbannung nach Ostsibirien verschickt werden würde. Auf wieviel Jahre, das konnte man mir nicht sagen. Meine Mission war also gescheitert.

Ich suchte nun eine liberal-demokratische Zeitung auf

und versuchte dort für Abramoff und mich im Auslande Arbeit zu erhalten.

„Das wird sehr schwer angehen," meinte der Redakteur, „weil Sie Emigrant sind. Die Zensurverwaltung hat uns erst vor ein paar Wochen verboten, Korrespondenzen eines Emigranten aus Paris zu veröffentlichen, und falls wir es dennoch tun, verbietet sie uns einfach die Zeitung."

Doch bekam ich von einigen anderen Redakteuren das Versprechen, unsere Arbeiten zu drucken und sogar uns Aufträge zukommen zu lassen.

Ich schickte mich nun an, Petersburg und überhaupt Rußland zu verlassen, mußte aber erst meinen Paß von der städtischen Polizei für die Abreise ins Ausland visieren lassen.

Da ich selbst mein Haar nicht färben konnte und einem Friseur in Petersburg mich nicht anvertrauen wollte, beschloß ich, auf gut Glück so wie ich war zur Polizeiverwaltung zu gehen. Ich mußte sehr lange warten. Endlich holte ein Beamter aus einem Packen Pässe, die ihm ein Diener gebracht hatte, den meinigen hervor, las ihn aufmerksam durch und fragte mich:

„Sie heißen Minakoff?"

„Ja," antwortete ich.

Er schaute nochmals in den Paß und blickte mich an. Das kurze Zögern machte mich stutzig. Schon durchzuckte mich der Gedanke, der Beamte habe Verdacht geschöpft; ich rechnete mir schon aus, in welcher Weise ich mich aus der Affäre ziehen könnte. Zum Glück ging aber alles glatt von statten.

Ich eilte in meine Wohnung, packte eilig die Sachen zusammen und wollte vor meiner Abreise noch einen Besuch bei einem Mitkämpfer machen.

Mein Bekannter, der Gutsbesitzer, überließ mir seinen Wagen. Das Pferd war gut. Dem Kutscher schärfte ich ein, daß er mich in schnellem Trabe nach der und der

Straße bringen sollte und in noch schärferem Tempo von dort wieder zurück nach Hause. Ich gab ihm ein gutes Trinkgeld und bat ihn, keinem Menschen etwas über mich zu sagen. Der Kutscher schmunzelte und dachte wahrscheinlich, ich hätte ein Liebesabenteuer vor, denn er war von seinem Herrn an solche Sachen gewöhnt.

Ich mußte den Bekannten unbedingt sprechen, wußte aber, daß seine Wohnung seit ein paar Tagen von Geheimpolizisten belagert wurde. Um zu ihm zu gelangen, mußte ich über den Hof, wo mich aber der Hausdiener anhielt und fragte, wohin ich wollte. Ich eilte ohne Antwort schnell an ihm vorbei, raste die Treppen hinauf, blieb einen Moment stehen, lauschte, ob niemand mir folgte, und hörte, wie der Hausdiener tief unten mit jemand sprach. Die letzte Treppe ging ich sehr leise hinauf, klingelte, übergab dem Kameraden einen Brief und Geld, wechselte bloß ein paar Worte und war im Nu unten auf dem Hof und auf der Straße. Beim Eingang stand der Hausknecht mit noch einem Menschen und sagte:

„Da ist er."

Ich ging schnell nach dem Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Fahre los!"

In dem Moment kam der Hausdiener gelaufen und sagte:

„Wartet ein wenig. Ich muß mit dem Herrn reden."

Da sausten wir aber auch schon im vollen Galopp davon. Erst als wir schon ein längeres Stück gefahren waren, sagte ich dem Kutscher, er möge mich auf den Bahnhof fahren. Mein ganzes Gepäck bestand aus zwei kleinen Handkoffern, die mir der Gutsbesitzer durch seinen Sohn Kolja auf den Bahnhof gesandt hatte. Als ich mich von Kolja verabschiedete, standen ihm die Tränen in den Augen. Er hatte mich lieb gewonnen und bewunderte mich.

In zehn Minuten lag Petersburg hinter mir, und nach zwei Tagen war ich wieder an der deutschen Grenze, von wo ich dann ohne Unterbrechung bis nach Brüssel zu Abramoff reiste.

XIV

Ich traf Abramoff in einem verzweifelten Zustande an; seine Gesundheit war vollkommen zerrüttet, die seelische Aufregung war nicht ohne Nachwirkung geblieben. Alle Nachrichten, die ich ihm aus Rußland hatte zukommen lassen, waren verloren gegangen, und erst aus meinem Munde erfuhr er, daß meine Mission mißlungen sei. Er war ganz apathisch geworden, nur als ich ihm erzählte, wie ich Anna Michailowna getroffen, welchen Eindruck das Wiedersehen auf sie und auf mich gemacht hatte, lächelte er. Abramoff mußte endlich auf Drängen des Arztes eine Heilanstalt aufsuchen, und wir zogen von Brüssel nach Süddeutschland. In der Nähe von Heidelberg brachte ich meinen Freund unter. Es vergingen einige Monate, bis ihm der Arzt wieder gestattete zu arbeiten. Ich hatte vollauf mit Übersetzungen und literarischen Arbeiten zu tun; es hieß nun nicht allein für mich und Abramoff zu sorgen, sondern auch die nötigen Mittel für die Flucht Anna Michailownas zu schaffen. Unser Freund in Rußland unterhielt uns auf dem laufenden über alles, was mit ihr geschah. Unter anderem erfuhren wir, daß der Gutsbesitzer Leontjeff durch Spekulation sein Vermögen verloren hatte; auf seine Hilfe konnten wir also nicht rechnen. Nachdem Abramoff aus der Anstalt entlassen war, lebten wir wieder zusammen und arbeiteten. Unser Ziel blieb die Befreiung Anna Michailownas.

Das politische Leben in Rußland begann sich aber nun stärker und stärker zu regen. Außer der sozialdemokratischen Partei begann sich durch Agitation und Propaganda noch eine andere, die sich nebenbei Arbeiterpartei nannte, hervorzutun.

Es gab auch in früheren Jahren zerstreute Kreise, die den revolutionären Ideen der 70er Jahre huldigten und die der Zeit entsprechend in ihr Programm auch die Arbeiterfrage aufgenommen hatten; ihren Hauptaugenmerk legten sie aber auf die Bauernfrage. In diesem Jahre — 1901 — hatten sie sich als Partei konstituiert und nannten sich Sozialrevolutionäre; das Programm war eine Mischung von kleinbürgerlichem und wissenschaftlichem Sozialismus. Die sozialdemokratische Partei hatte inzwischen auch eine Evolution durchgemacht. Im Jahre 1896 fand der erste geheime Kongreß der russischen Sozialdemokratie statt, aber erst im Jahre 1901 konnten sie den Beschluß, ein Haupt-Parteiorgan zu gründen, verwirklichen. Zwischen den Sozialdemokraten und den sogenannten Sozialrevolutionären kam es nun zu häufigen Diskussionen. Ihnen wurde seitens der Sozialdemokraten klarzumachen versucht, daß es ein unmögliches Ding sei, die Interessen der Arbeiter, der Bauern und der Intelligenz, wie sie es täten, zu vereinigen. Später, in den Jahren 1902—1904, kam es zu größeren Diskussionen, als die Sozialisten-Revolutionäre die alte Taktik der Terroristen aufnahmen und ihrem Programm den Terror als Kampfesmethode einverleibten; sie hatten eine Kampfesorganisation begründet und feierten jedes Attentat als das Resultat ihrer Propaganda. Die sozialdemokratische Partei bekämpfte den Terror auf das entschiedenste und versuchte bei jedem terroristischen Akte die Notwendigkeit einer starken Organisation klar zu machen, die unter der großen Masse die Propaganda leiten sollte, um auf dem Boden des Klassenkampfes eine Umwälzung der herrschenden Zustände in Rußland zustande zu bringen. Wir nahmen an der Polemik regen Anteil und betonten in unseren Artikeln das Schädliche der terroristischen Attentate für die Entwicklung der Arbeitersache und den Befreiungskampf. Obwohl in Rußland der Druck von oben und die Reaktion immer stärker und unerträglicher wurde, arbeiteten die

Sozialdemokraten heldenmütig weiter und blieben auch praktisch Sieger gegenüber den Sozialrevolutionären. Außer diesen beiden Parteien gaben noch die Liberalen eine Zeitschrift im Auslande heraus. Die Propaganda der Liberalen erstreckte sich bloß auf die Semstwoleute, die wohlhabenden Gutsbesitzer und die liberal angehauchten Beamten. Sie waren in ihren Ansprüchen ziemlich bescheiden und nur, wenn die Regierung in unerhörter Weise vorging, indem sie Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit anhäufte, wurde ihre Sprache leidenschaftlicher. Aber der russische Arbeiter und die intelligente Masse waren für ihre Ideen nicht zu haben.

So verging wieder fast ein Jahr. Wir lebten in unserer kleinen Universitätsstadt, unterhielten aber mit der russischen Kolonie in Heidelberg nur einen sehr lockeren Verkehr, denn wir mußten wegen des Gesundheitszustandes Abramoffs sehr zurückgezogen leben. Nur ab und zu erschien bei uns ein junger Student, der uns über alle Vorgänge in der Kolonie unterrichtete. Mit diesem jungen Mann gerieten wir oft in Streit. Er begeisterte sich, wie viele unreife junge Geister, für die Kampfesmethode der Sozialrevolutionäre. Er pries die Terroristen als Helden und lobte an dem Programm der Sozialrevolutionäre vor allem, daß sie den Begriff der „arbeitenden Klassen" weiter als die Sozialdemokraten ausgedehnt hätten. Wir widersprachen ihm und versuchten ihm klar zu machen, daß das Programm der Sozialrevolutionäre eine Täuschung sei; er solle nicht vergessen, daß man solche entgegengesetzte Interessen nie vereinigen könne, wie die eines besitzlosen Proletariers, die eines Intelligenten und die eines Grundbesitzers, möge es auch der ärmste, unglücklichste russische Bauer sein, der möglicherweise seinen Besitz verflucht, aber doch behält. Jedenfalls nicht, wenn es sich um den Klassenkampf handelt. Wenn aber der Kampf gegen den Absolutismus beginnt, wird selbstverständlich die Sozialdemokratie in erster Reihe mit den anderen Parteien zusammen kämpfen

Wir rieten unserem jungen Freunde, sich über die historische Entwicklung Rußlands in den letzten Jahrzehnten zu orientieren, und gaben ihm genügend Aufschluß über die Differenzierung, die unter den Bauern in den letzten 40 Jahren stattgefunden hat. Der Gemeinbesitz, wie er vor 100 Jahren war, existiere in Rußland nicht mehr, und die Politik der Regierung habe den Auflösungsprozeß beschleunigt. Wir wiesen ihm auf Grund statistischen Materials nach, daß von gemeinsamen Interessen des gesamten Bauernstandes keine Rede mehr sein könne; es gäbe jetzt in Rußland, wie auch in Westeuropa, unter den Bauern Klassengegensätze; die Bauern würden nur künstlich durch das Steuersystem der Regierung zusammengehalten.

Aus Rußland erhielten wir nur hin und wieder Nachricht. Wir wußten, daß Anna Michailowna seit ein paar Monaten in Sibirien war. Wir wußten auch, daß man sie von Irkutsk weiter nach Norden, und zwar nach Werchojansk, transportiert hatte. Oft saßen wir am Abend über eine große Karte von Sibirien gebeugt und besprachen alle Möglichkeiten einer Flucht. Zwischen ihrem Verbannungsorte und Irkutsk liegen 3000 Kilometer! Das ist ein weiter Weg, und die Flucht aus dieser Gegend muß besonders für eine Frau äußerst schwer sein. Wir hofften aber doch und rechneten uns schon die Zeit aus, wann sie am besten fliehen könnte. Unserem Freunde in Rußland hatten wir Geld geschickt, hatten überall Verbindungen angeknüpft, so daß Anna Michailowna in jeder größeren Stadt Wohnung und weitere Hilfe erhalten konnte. Wir hatten jede Kleinigkeit vorausgesehen, hatten mehreren Freunden die Adressen von Bekannten in Berlin, in München und Heidelberg mitgeteilt, aber Nachrichten darüber, ob Anna Michailowna ihren Fluchtversuch schon gemacht habe, und ob er erfolgreich gewesen sei, fehlten uns völlig. So waren wir in der allergrößten Sorge und Aufregung. Am Morgen eines Apriltages 1903 saßen wir beim Kaffee

und blätterten in russischen Zeitungen, als Abramoff zu mir sagte: „Haben Sie gelesen, daß in Moskau ein Polizeimeister und zwei Schutzleute für die Festnahme von Flüchtlingen aus Sibirien eine Belohnung erhalten haben?" Ich nahm die Zeitung, las die Meldung auch durch und sagte: „Sonderbar, hier steht ja nicht, ob es politische oder kriminelle Verbrecher gewesen sind. Das ist eigentümlich, gegenüber Kriminellen braucht die Zeitung doch nicht so vorsichtig zu sein, und übrigens ist es eine Publikation vom Gouverneur; wahrscheinlich sind es politische. Warum sind Sie stutzig geworden?" „Ich weiß nicht," antwortete Abramoff. „Aber mir ist es, als ob unter ihnen auch Anna Michailowna sein müsse." Ich beruhigte ihn und fragte, warum sie gerade nach Moskau gereist sein sollte; ihr Weg liege gar nicht in dieser Richtung, außerdem müßten wir Nachricht haben, wenn sie durch Ufa gereist wäre. „Ich glaube nicht, daß sie aus Sibirien heraus ist." Nichts aber konnte die trüben Gedanken meines Freundes verscheuchen.

Es vergingen wieder ein paar Tage, wir saßen gerade an der Arbeit, als plötzlich an meine Tür geklopft wurde und der junge Student aus Heidelberg erschien, mit einem gutmütigen Lächeln auf dem Gesicht. „Was führt Sie denn heute an einem Wochentage zu uns, ist etwas geschehen?" „Ich bin nur hergekommen, um zu sehen, was Sie machen," antwortete er, „warum soll ich auch nicht an einem Wochentage zu Ihnen kommen, ich werde Sie bei der Arbeit nicht stören." „Wir freuen uns, Sie zu sehen," antwortete ich und rief Abramoff herein. Abramoff war indessen noch nicht in mein Zimmer gekommen, als die Tür aufging und eine Dame in dickem, schwarzem Mantel mit einem langen Schleier, der über ihr Gesicht fiel und es vollkommen verdeckte, erschien. Sie warf den Schleier zurück, und schaute mich lächelnd an. Es war Anna Michailowna. In diesem Augenblick kam Abramoff herein und blickte sie sehr lange an, gleich als ob er sie überhaupt nicht erkennte. Ich

hatte ihr die Hand gereicht und führte sie langsam zu Abramoff hin. Plötzlich lachte dieser laut auf, packte sie an den Schultern und schüttelte sie: „Nein, sind Sie es wirklich! nein sind Sie es wirklich!“ und stürzte aus dem Zimmer. „Das nenne ich einen Empfang,“ sagte sie. „Der eine starrt mich an, und der andere schüttelt mich so, daß mir meine Schultern wehe tun und läuft fort.“ Abramoff kam wieder zurück. „Kinder, heute ist großer Feiertag, hol' der Kuckuck alle Arbeit!“ „Nehmen Sie doch den Mantel ab,“ sagte ich und half ihr dabei. Abramoff war ganz außer sich, lief hin und her, blickte Anna Michailowna an, klopfte mich auf die Schulter und rannte wieder in sein Zimmer. Der junge Student sah uns alle mit strahlenden Augen an. Sonderbar, mir war es, als hätte alles so kommen müssen; bloß ab und zu wurden mir die Augen feucht.

Wir gingen nun in eins der besten Hotels, wo der Kellner unseren Freund, den kleinen ärmlich gekleideten Studenten und Anna Michailowna, die eine einfache Kattunbluse und einen schlechten Rock an hatte, etwas sonderbar anschaute. Während des Essens riefen Abramoff und der Student abwechselnd in einem fort:

„Das ist großartig! Das ist großartig!“

Am Abend erzählte uns Anna Michailowna kurz, wie sie geflohen sei und schloß dann:

„Ich will im Auslande alles genießen. Ich will schöne Natur sehen, will die Schweiz besuchen, ich bin hungrig nach einer Oper, ich will Paris sehen, ich will lesen und will mich erholen, und dann reisen wir alle zurück nach Rußland.“ „Es wird schon alles kommen,“ bemerkte ich. „Vorher aber müssen Sie sich hinlegen und tüchtig schlafen.“ Wir hatten sofort ein Zimmer für sie besorgt und brachten sie dorthin.

Am nächsten Tage fuhren wir zur Stadt und kauften das Notwendigste an Kleidung und Wäsche, denn Anna Michailowna war bloß mit dem, was sie anhatte und dem

Notdürftigsten in einer kleinen Handtasche über die Grenze gekommen.

Am nächsten Tage baten wir Anna, uns doch ausführlich von ihrer Flucht zu erzählen.

„Ach, darüber ist nicht viel zu sagen", antwortete sie. „Im Februar vorigen Jahres wurde ich nach Moskau gebracht und blieb im Transportgefängnis, bis sich eine Anzahl der Politischen angesammelt hatte. Wir fuhren dann in einem einfachen Passagierzuge bis Irkutsk. Die Reise dauerte ungefähr 14 Tage. Das Verhältnis zu dem Convoi war ziemlich gut, die Soldaten und der Offizier waren ausnahmsweise höflich. Außer uns Politischen fuhren noch eine Reihe von Kriminellen mit; darunter waren zwei junge Leute — der eine war noch nicht 20, der andere kaum 1—2 Jahre älter —, die einen Mordversuch auf einen Bankier in Moskau verübt hatten, um, wie sie erklärten, sich Geld zu verschaffen, und dann mit dem Gelde die Revolutionäre zu unterstützen. Ich nahm mich ihrer an und versuchte die Sympathie der Politischen auf sie zu lenken; es nützte aber nichts. In Irkutsk erfuhr ich, daß ich nach Werchojansk gehen müsse. Wenn ich Zeit hätte, würde ich diese Reise beschreiben, sie war wunderbar. Wir fuhren auf einer Barke den Fluß hinunter. An allen Orten, wo politische Verbannte lebten, wurden wir begrüßt; rote Fahnen wurden geschwenkt, revolutionäre Lieder gesungen, wir wurden über Freunde und Bekannte gefragt, die der oder jener in Rußland hatte. In Werchojansk fand ich eine größere Kolonie vor. Wie Sie wissen, gehört dieser Ort zu den schrecklichsten in Sibirien; die meisten Verbannten werden wahnsinnig oder enden mit Selbstmord, wenn es ihnen nicht gelingt zu fliehen. Ich hatte das Glück, nicht allzu lange in dieser eisigen, menschenleeren Gegend zu bleiben, und dieses Glück ist unermeßlich. Freilich halfen mir alle, mich einzurichten, und in kurzer Zeit hatte ich eine sehr behagliche Wohnung, sogar Teppiche be-

saß ich. Jeden Abend kamen Freunde zu mir, sodaß bei mir sich eine Art politischer Klub bildete. Das Leben war ganz erträglich, und doch sehnte ich mich nach dem Gefängnis zurück, denn dort erhielt ich oft Nachrichten von Freunden und über alles, was in Rußland vorging. Wir hatten Zeitschriften, aber sie kamen nur mit großer Verspätung an. Erst nach zwei oder drei Monaten erfuhren wir alle Ereignisse. Der Sommer verging sehr angenehm, das Verhältnis der Verbannten zueinander war freundschaftlich. Nach einem kurzen Herbst trat der Winter ein, die Sehnsucht nach Freiheit wuchs in mir immer mehr. Ich besprach mit einigen Bekannten den Fluchtplan, aber alle meinten, für eine Frau wären die Strapazen zu groß, es sei zu weit, ich dürfe die 3000 Kilometer bis zur Bahn nicht vergessen. Eines Tages tauchte plötzlich Andrejeff auf; er war nach Westsibirien verbannt, hatte durch Freunde erfahren, wo ich lebte, und war zu mir geflohen. Ich war froh, daß nun ein alter Freund bei mir war. Andrejeff gelang es so gut, sich zu verbergen, daß die Polizei keine Ahnung von seiner Anwesenheit hatte. Überhaupt war ich erstaunt, daß wir dort in der Verbannung geheime Literatur, wenn auch mit Verspätung, erhielten. Unter uns gab es auch geschickte Hersteller von falschen Pässen und Dokumenten. Dort in jener Abgeschlossenheit arbeitet der menschliche Verstand noch viel schärfer, als in Rußland, bei der unterirdischen Tätigkeit, und selten gelingt es den dortigen Polizisten etwas aufzustöbern; ihr Spürsinn und ihre Schlauheit werden von den Verbannten in glänzender Weise hinters Licht geführt. Zu meiner Flucht kam es nun so. Auf einer nahen Goldwäscherei war eine Maschine zerbrochen, der Mechaniker war verreist, und der Verwalter erkundigte sich in unserer Kolonie, ob nicht unter den Verbannten ein Mechaniker sei. Andrejeff meldete sich und verlangte einen horrenden Preis für die Reparatur. Dem Verwalter blieb nichts weiter übrig, als den Preis zu bezahlen. Einige von uns hatten ferner mit dem

Generalbevollmächtigten einer großen Aktiengesellschaft, die Goldwäschereien besaß, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Andreeff verkehrte auch dort, und eines Tages setzte er mir auseinander, wie er meine Flucht bewerkstelligen wollte; er hatte schon alles vorbereitet. An einem Abend hatten sich wieder die Verbannten bei mir versammelt, Andreeff wollte nach der Goldwäscherei, und sein Kutscher, der in der Stadt zwei große Kisten abzuholen hatte, war vorgefahren. Ich wurde nun schnell in eine leere Kiste eingepackt, mit einem Pelz zugedeckt und Andrejeff brachte mit Hilfe eines Bekannten diese Kiste hinaus. Der Kutscher und Andreeff nahmen auf dem Schlitten Platz. Eine von meinen Bekannten hatte meinen Pelz umgenommen und winkte den Abreisenden zu; so hatte es den Anschein, als sei ich zurückgeblieben. Nach vier Stunden hielt der Schlitten; die Kiste, in der ich lag, wurde zu dem Generalbevollmächtigten hineingetragen, und man zog mich halberstarrt heraus. Hier brachte ich zwei Tage zu, dann wurde ich in einen geschlossenen Schlitten gesteckt, bekam den schwarzen Mantel, den Sie auch gesehen haben und den Hut mit dem Schleier, und eingehüllt in Decken und Pelze fuhr ich mit Andrejeff ab. In ununterbrochener Fahrt reisten wir nach Irkutsk; kein Mensch kam auf den Gedanken, daß in dem Schlitten außer Andrejeff noch jemand säße. Er gab überall reichliche Trinkgelder, so daß wir auf jeder Station frische Pferde erhielten, und genoß überhaupt auf der Fahrt als Bevollmächtigter der großen Firma zahlreiche Vergünstigungen. Nach acht Tagen waren wir endlich in Irkutsk. Andrejeff blieb dort, ich reiste mit dem Schnellzuge nach Rußland. Ein einziges Mal wurde ich furchtbar erschreckt. Es war in Tomsk, ich saß allein im Coupé. Plötzlich sah ich mehrere Gendarmerieoffiziere hereinkommen, im ersten Moment glaubte ich, sie suchten mich, aber nein, sie begleiteten nur jemand und beachteten mich gar nicht. Durch Rußland fuhr ich mit Unterbrechungen, ich hielt mich in

einigen Städten ein paar Tage auf, kam glücklich über die Grenze, und jetzt bin ich hier."

Wir teilten ihr unsere Befürchtung mit, daß sie in Moskau verhaftet worden sei.

„Nein, ich war gar nicht in Moskau," antwortete Anna. „Wie sind Sie aber über die Grenze gekommen?" fragte Abramoff.

„Man hatte mir gute Adressen von Schmugglern gegeben, und ich wurde mit einer größeren Gesellschaft zu Fuß an die Grenze gebracht. Trotz der Versicherung, daß unser Übergang glücklich verlaufen würde, war es mir doch im Augenblick unheimlich zu Mute. Es war dunkle Nacht, und jeder Schatten, jedes geringste Geräusch ließ mich zusammenzucken. Meine Begleiter waren meistens Juden, die nach Amerika auswanderten; ich habe das Elend der russischen Juden noch nie so kennen gelernt, wie bei diesem Übergang über die Grenze. Wissen Sie, ich möchte dies beschreiben, um allen einen Begriff zu geben, wie elend und traurig die Lage dieser Parias unter den Parias ist, daß diese eingeschüchterten, unterdrückten Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen, um in einem anderen Lande ein neues Leben mit ebensoviel Entbehrungen zu beginnen. Man gestattet ihnen nicht mal zu atmen, nach den Judenmassacres rieten ihnen die reaktionären Zeitungen auszuwandern, und die Regierung stellt ihnen Hindernisse in den Weg, wenn sie um einen ausländischen Paß einkommen. Krasser kann eigentlich der Gegensatz zwischen Worten und Handlungen der Regierung nicht hervortreten! Nun aber zurück zu meiner Flucht. Wir nahten uns der Grenze, mußten einen Bach durchwaten, und endlich waren wir drüben in einem freien Lande. Ich atmete tief auf, und meine Freude war groß. Und nun . . . nun bin ich hier."

Wir lebten über einen Monat zusammen, besprachen die Ereignisse in Rußland und freuten uns über den kleinsten Fortschritt unserer Partei. Oft schmiedeten wir auch Pläne,

wie wir am bequemsten wieder eine Druckerei in Rußland selbst errichten könnten.

„Die Zeitungen im Auslande werden sehr gut redigiert; sie können als Muster dienen," meinte Anna Michailowna, „es war von großer Bedeutung, daß ein Parteiorgan hier in der Freiheit herausgegeben wurde; es hat die zersplitterten Kräfte gesammelt und zu einer mächtigen Organisation zusammengeschweißt. Aber wir müssen in jeder großen Stadt und besonders in Moskau oder Petersburg eine, wenn auch nicht regelmäßig erscheinende Zeitung herausgeben. Die Ereignisse in Rußland folgen zu schnell aufeinander, die Nachrichten hin und her nehmen zu viel Zeit in Anspruch, und es vergeht eine zu lange Zeit, bis die Besprechung dieses oder jenes Ereignisses nach Rußland gelangt. Wir müssen uns gute Pässe verschaffen, eine herrschaftliche Wohnung nehmen und alle vier, Andrejeff hinzugerechnet, eine Druckerei betreiben. Ihr dürft nicht vergessen, wie wichtig besonders jetzt eine Druckerei ist. Mit welchem Stolz habe ich gesehen, welche Fortschritte die geheime Arbeit gemacht hat, und wie habe ich die Redaktion der geheimen Zeitschrift im Süden Rußlands bewundert; wie glänzend wird sie geleitet."

Bald aber sehnte sich Anna Michailowna wieder nach Arbeit, und sie beschloß in die Schweiz zu reisen, um dort in den Druckereien zu arbeiten und einige Führer der Partei kennen zu lernen. Meine Gesundheit war nicht die beste, ich mußte deshalb zurückbleiben. Abramoff dagegen sollte sie begleiten. Als wir an einem der letzten Abende wieder auf unser künftiges Zusammenarbeiten zu sprechen kamen, sagte Anna Michailowna: „Ihr beiden seid mehr abgearbeitet als ich, es wäre Wahnsinn von euch, sofort nach Rußland zurückzukehren. Ich reise bald wieder hin, Ihr aber könnt von hier aus der Sache dienen. Ihr sollt neue Kräfte sammeln, und später, wenn Not am Mann ist oder es euch hier nicht mehr hält, kommt ihr nach."

Bald darauf reisten sie beide ab, und nach ein paar Wochen erhielt ich Nachricht, daß sie mit Andrejeff in der Schweiz zusammengetroffen seien.

Es war im Herbst desselben Jahres (1903), als mich Anna Michailowna auf der Durchreise nach Rußland besuchte. Ich begriff ihre Ungeduld und ihr Verlangen weiter zu arbeiten so gut, und mich schmerzte es, daß ich mich nicht auch wieder in die Arbeit stürzen konnte.

Beim Abschiede kamen wir im Gespräch darauf, ob ich hier als Mitarbeiter an ausländischen Zeitungen, hauptsächlich englischen und französischen, nicht vielleicht nützlicher wirken könnte, als bei der geheimen Arbeit in Rußland, wobei Anna Michailowna sich dahin äußerte, daß meine Nerven dieser letzteren Tätigkeit nicht mehr gewachsen seien, daß ich eine Gefängnishaft nicht ertragen könne und höchstwahrscheinlich den Verstand verlieren würde.

„Sehen Sie, lieber Freund, Sie sind aus ganz anderem Holze als unsereiner, Sie können die Strapazen dieses ruhelosen Lebens nicht vertragen. Sie haben Ihre Liebe zur Freiheit schon teuer genug bezahlt. Sie wissen, ich schätze Sie hoch, und doch muß ich sagen, es wäre besser gewesen, wenn Sie unser geheimer Freund geblieben wären. Sie hätten mit Ihrem Vermögen und mit Ihren Verbindungen uns vielleicht mehr genützt. Jetzt haben Sie vorläufig nicht die Kräfte, in derselben Weise weiterzuarbeiten. Sie haben genug geleistet. Versuchen Sie jetzt in der ausländischen Presse Berichte über die wirklichen Verhältnisse in Rußland zu bringen. Es kommt eine Zeit, wo Sie wieder in anderer Weise Ihren Mann stellen, jetzt aber müssen Sie und Abramoff hier im Auslande wirken."

Ich gab ihr stillschweigend recht, nur einem Gedanken konnte und wollte ich nicht zustimmen, daß ich nämlich in meinen früheren Verhältnissen wirklich etwas Nützliches für die Partei hätte leisten können. Anna Michailowna kannte

die Gefahren meines früheren Lebens nicht; soviel Schlauheit aber, um nach außen als Freund der Reaktion aufzutreten und im geheimen für die Freiheit zu kämpfen, besaß ich nicht, und das ewige Zurückhalten, das ewige Versteckspielen hätte mich vollkommen zermürbt. Nein, ich hatte richtig gehandelt, indem ich die Schiffe hinter mir verbrannte. —

Ich war also allein zurückgeblieben. Abramoff lebte in der Schweiz, Andrejeff und Anna Michailowna waren nach Rußland gereist. Als ich aber im November eine Nachricht aus Rostoff am Don erhielt, hielt es mich nicht länger, ich eilte zu Abramoff, um mit ihm diese große Freude zu teilen. In Rußland, in diesem absolutistischen Staate, unter der strengen Rute Plehwes, war es in Rostoff zu gewaltigen Straßendemonstrationen gekommen; vor etwa 30000 Menschen hatten die Redner über die politische Lage gesprochen und die Regierung angegriffen; ein paar Tage hatten diese großen Meetings gedauert, die Polizei, die Kosaken waren machtlos gewesen, eine Menge Neugieriger waren in Equipagen hinausgefahren oder liefen hin, um zu sehen, was den Arbeitern da draußen außerhalb vor der Stadt gepredigt würde; noch nie war ein freies Wort in Rußland zu einer so großen Menge gesprochen worden. Das war ein Resultat unserer Arbeit. Gewiß, dieser Sieg war teuer erkauft; viele Menschen wurden auf Lebenszeit nach Sibirien in die Bergwerke verbannt. Die Reaktion wütete heftiger als zuvor, und Plehwe versuchte von neuem Judenmassacres hervorzurufen, um durch dieses altbewährte Polizeimittel die Wut des Volkes auf andere Wege abzulenken. Das administrative Verfahren gegenüber den politischen Verbrechern sollte dahin abgeändert werden, daß diese jetzt in geheimen Sitzungen zu Gefängnis oder Festung verurteilt werden sollten; dadurch meinte Plehwe die Reihen der Freiheitskämpfer zu lichten, denn durch die vielen gelungenen Fluchtversuche kehrten die Kämpfer

aus Sibirien immer wieder auf ihren Platz zurück. Die Partei erklärte als Antwort auf diese Maßregel in Broschüren und Zeitungsartikeln, die Sozialdemokraten sollten stets die Gelegenheit benutzen, vor Gericht ihren Überzeugungen Ausdruck zu geben, die Regierung anklagen, die Gründe, warum dieser oder jener Sozialdemokrat geworden war, darlegen und über jeden größeren Prozeß die Masse unterrichten.

Ich blieb kurze Zeit bei Abramoff und reiste dann nach Paris, um dort an einer Zeitung Arbeit zu suchen. Der Krieg zwischen Rußland und Japan war ausgebrochen. Jetzt galt es, in Schrift und Wort die wirklichen Ursachen des Krieges — die Jagd nach Gold seitens einer Hofclique — aufzudecken; es hieß, in jeder Weise die schamlose Lüge, es handele sich um Rußlands Expansion und seinen Wohlstand, zu widerlegen. In hunderttausenden von Exemplaren wurden Broschüren und Flugblätter verbreitet und versagten ihre Wirkung nicht. Da wurde ganz unerwartet ein Attentat verübt; der allmächtige Minister Plehwe fiel als Opfer seiner eigenen, kurzsichtigen Politik.

Ich schrieb damals auch über die Ermordung Plehwes. Ich schilderte seine Chamäleonsnatur und seine furchtbare, grausame Politik. Er hatte dem Volke Luft und Licht, er hatte ihm alles genommen, und nun hatte eins seiner unzähligen Opfer an ihm die Strafe aller kurzsichtigen Tyrannen vollstreckt. Aber nützt diese Ermordung der großen Freiheitssache? — ich antwortete mit festem „Nein!" Ich versuchte die Ursachen dieses terroristischen Aktes zu erklären, wies aber darauf hin, daß die Reaktion nun einen anderen Handlanger finden werde. Die Revolution kommt, aber nicht durch einzelne politische Morde, sondern erst dann, wenn die Masse tief genug von Propaganda durchtränkt — und genügend organisiert ist. Die späteren Ereignisse haben mich gelehrt, daß ich mich in diesem Falle im Irrtum befand. Der ungeheure Druck hatte zu lange

auf der Gesellschaft gelastet. Nun machte sich der allgemeine Haß bemerkbar. Überall wurden Stimmen laut, es müsse anders werden. Rußland zeigte sich in seinen Grundfesten erschüttert.

Es war im Herbst 1904. Ich trug mich mit der Absicht, Abramoff ebenfalls nach Paris herüberzuziehen, da erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir mitteilte, er müsse zurück, er könne es im Auslande nicht länger aushalten, er wolle in Rußland wieder für die Partei tätig sein. Ich verstand sein Heimweh, begriff auch, daß er alles daran setzen wollte, um für die heilige Sache am Platze weiter zu arbeiten. Ich aber mußte zurückbleiben. Es vergingen ein paar Monate in reger Arbeit für den eigenen Unterhalt und für die Partei. In Paris, wo ich früher in glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, tauchte wohl ab und zu der Gedanke in mir auf, nur für mich selbst zu leben, denn meine Gesundheit war unter den ewigen Sorgen, bei diesem ständig wechselndem Leben, unter der nervösen Spannung stark erschüttert. Ist es nicht genug der Opfer? dachte ich. Es gelang mir aber, die Versuchung zu verscheuchen, und ich sagte mir, daß diese Schwankungen und Zweifel nur ein Resultat meiner Erziehung waren.

Von Anna Michailowna erhielt ich hin und wieder Nachricht. Es war ihr gelungen, mit großem Erfolge eine Druckerei ins Leben zu rufen. Sie hielt Versammlungen ab, leitete Streiks, und aus jedem ihrer Briefe klang ein freudiger Ton. Auf Umwegen wurde mir mitgeteilt, daß Abramoff verhaftet sei. Kurz darauf war auch sie wieder im Gefängnis. Diese beiden Nachrichten erschütterten mich sehr. Ich wollte sofort nach Rußland reisen, mir Geld verschaffen und meine Freunde befreien, aber ich mußte diesen Gedanken als übereilt fallen lassen. Ich versuchte mit Anna Michailowna in Verbindung zu treten, und mit Hilfe einiger alten Bekannten gelang es mir auch. So

erfuhr ich unter anderem, daß Abramoff tobsüchtig geworden sei und sich jetzt im Gefängnishospital befände. Anna Michailowna ließ mich bitten, alles aufzubieten, um Abramoff zu befreien, die Krankheit sei nur vorübergehend, er könne wieder gesund werden, und ich solle meinem Kameraden zu Hilfe kommen. Man könne nicht von der Partei verlangen, daß sie ihre Kraft für einen einzelnen und besonders einen Kranken einsetze. Das war auch richtig, denn die Aufgabe der Partei lag auf größerem Gebiete. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an einen Freund in Deutschland zu wenden. Ich reiste hinüber, erzählte ihm den ganzen Sachverhalt, und er erklärte sich bereit, das Geld irgendwie zu beschaffen. Mit Hilfe dieses Bekannten arrangierten wir ein kleines Wohltätigkeitsfest, und die Restsumme sammelten wir; im ganzen brauchten wir gegen 1000 Mark. Mein Freund war kein Politiker, und als er mir das Geld übergab, fragte er mich, wann denn dieser unerhörte Kampf enden werde.

„Ganz abgesehen von den einzelnen Versuchen, in den Jahren 1825 und 1848 den Absolutismus zu stürzen," sagte ich, „wird der Befreiungskampf seit vierzig Jahren ununterbrochen geführt. Tausende von Menschen gingen ohne Revolutionäre zu sein unter die Arbeiter und das Volk, um dort Licht und Wissen zu verbreiten. Die Regierung hemmte diese Bewegung und zwang sie einen anderen Weg zu betreten. Die Revolutionäre griffen zum Terror und unterlagen in dem Kampf. Dann trat eine starke Reaktion ein, und nur langsam ging die Freiheitsbewegung vorwärts. Man arbeitete in kleinen Kreisen, versuchte die Arbeiter zu organisieren, und diese kleine Arbeit zeigt schon jetzt Resultate. Fast 15 Jahre arbeitet die sozialdemokratische Partei, und ich bin fest überzeugt, daß wir die Kapitulation der Regierung noch erleben werden."

„Es sind schlimme Verhältnisse, unter denen Ihre Kameraden für ihre Idee kämpfen, und wie die Fanatiker

stürzen sie sich in die Geheimagitation hinein, als ob sie vollkommen blind wären," bemerkte mein Freund.

„Ich gebe zu," antwortete ich, „daß die Verhältnisse, unter denen meine Kameraden und ich für die Befreiung unseres Vaterlandes arbeiten, schrecklich sind. Tausende von Menschen sind im Gefängnis gestorben, verrückt geworden, haben in der Verbannung unter dem schwersten Druck gelitten, aber wenn ihre Kräfte es nur gestatten, stürzen sie sich von neuem in den Kampf. Sie sagen, sie sind blind. Wenn Sie damit meinen, daß die russischen Sozialdemokraten nicht mit den realen Tatsachen rechnen, dann irren Sie sich. Wir müssen die Masse für uns gewinnen, wir müssen die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verbreiten. Wir arbeiten nach den Grundsätzen des wissenschaftlichen Sozialismus, wir nehmen uns die große Arbeiterbewegung im Auslande zum Beispiel, und wir werden siegen."

„Das ist ja alles sehr schön," erwiderte mein Freund, „aber Sie vergessen, daß die große Bauernmasse noch ungebildet ist und leicht zu Exzessen schreitet. Wir lesen hier in den Zeitungen von Raub, Mord und Gewalttaten, und mir scheint es, es wäre viel besser, wenn Leute wie Sie sich in den Dienst der Regierung stellten. Ich meine nicht die jetzige Regierung, sondern eine neue, die den guten Willen hat, den Forderungen der Gesellschaft gerecht zu werden. Dann können Sie mit Ihrem Wissen Ihrem Vaterlande einen viel größeren Dienst leisten."

„Glauben Sie mir, kein einziger Sozialdemokrat denkt, daß es in Rußland zu einer sozialen Revolution kommen werde. Es wird eine bürgerliche Revolution werden. Aber wir wissen auch, daß der einzige Stand, der das Signal zu dieser Revolution geben wird, das Proletariat ist. Was Sie vorhin über die Bauern gesagt haben, ist nur teilweise richtig. Der Mord und der Raub dürfen nicht auf das Konto der Revolutionäre geschrieben werden. Die Lage der Bauern in Rußland ist entsetzlich, und es ist daher be-

greiflich, daß sie entweder selbst zur Gewalt greifen oder sich von böswilligen Menschen, oft von Polizeispitzeln, dazu verleiten lassen. Ich kann das letztere nicht beweisen, aber glaube ebenso wie meine Kameraden, daß die Regierung selbst Ausschreitungen arrangiert, um damit ihre strengen Maßregeln zu rechtfertigen. Ich halte mich da an die Tatsachen der Judenmassacres und die Aufhetzungen einer Nationalität gegen die andere im Kaukasus. Dabei hatte die Regierung immer ihre Hände im Spiel. Ich kann bloß wiederholen, daß die russische Revolution nicht lange auf sich warten lassen wird, und behaupte: wenn wir ein freies Rußland haben — und wir werden es haben, dann wird auch in Europa ein frischerer Luftzug wehen."

Alle Zeichen, alle Nachrichten aus Rußland bewiesen, daß die Regierung die überall sich geltend machenden Ansprüche und Forderungen nach Gesetzlichkeit und Freiheit nicht mehr schroff ablehnen konnte; man versuchte es mit einer Versöhnungspolitik, aber es war zu spät, die Gesellschaft traute den leeren Versprechungen nicht mehr; sie gab ihren Unwillen mit dem bankrotten System von Willkür und Gesetzlosigkeit kräftigen Ausdruck. Und sie hatte recht, der Regierung zu mißtrauen. Einerseits gab man Versprechen, die Zustände zu bessern und bat um Nachsicht und Geduld, anderseits stachelte das Häuflein der Machthaber, denen dieser entsetzliche Zustand Vorteil und Gewinn einbrachte, das ungebildete Volk gegen die Intelligenten, gegen Juden, Deutsche und Polen auf, um der Welt zu beweisen, Rußland sei für eine Verfassung noch nicht reif.

Immer höher gingen die Wellen der Revolution, und überall zeigte sich, daß unsere geheime Propaganda Früchte trug. In geschlossenen Reihen traten die Arbeiter auf und zwangen die bürgerlicheu Parteien, ihre Ansprüche demokratischer zu fassen. Nach dem blutigen Sonntage von 1905 war die Empörung in Rußland aufs höchste

gestiegen. Die Regierung sah sich gezwungen, Konzessionen zu machen, aber es war zu spät.

Das russische Proletariat hat bewiesen, daß es alles für sein Ideal opfern kann. Der Arbeiter kann hungern, arbeiten und wieder hungern. Nichts kann die Revolution mehr aufhalten, sie kommt, — keine Konzession der Regierung wird jetzt noch genügen.

Auch mich zieht es mächtig ins Vaterland zurück, um meine Kräfte, meine Erfahrungen, mein ganzes Leben der heiligen Sache der Befreiung zu widmen. Bald ist mir, als ob ich in der Ferne mit meinem Wissen und meinen Erfahrungen mehr Nutzen bringen könnte, bald drängt es mich, als einfacher Kämpfer, als schlichter Kamerad in die Reihen der Arbeiter zu treten. Ich sehe den Kampf vor mir wie im Traume, und in dem Traum erklingt es: Auf nach Rußland, um Seite an Seite mit meinen Kameraden für ein freies Vaterland zu kämpfen oder zu sterben!

Im Kampf für Rußlands Freiheit

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.
Goethe.

Erstes bis fünftes Tausend

Erschienen im Insel-Verlag · Leipzig 1906